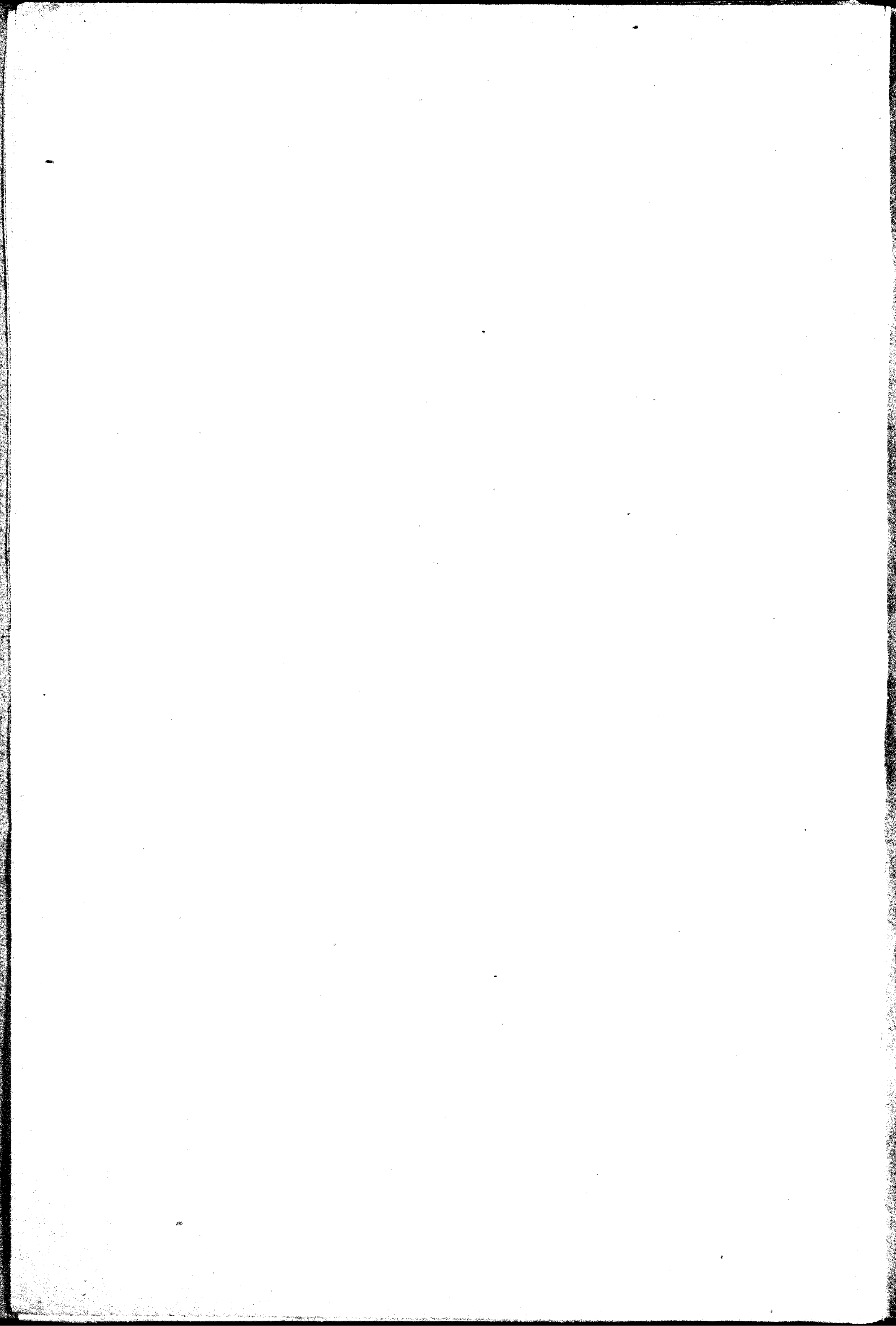
Erbach-Erbach
Reisebriefe
aus
Amerika.



Reisebriefe

aus

Amerika.



Reisebriefe

aus

Amerika.

Von

Ernst Grafen zu Erbach-Erbach.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1873.

Nehmen Sie diese Reiseerinne-
rungen gütig auf von Einem
den Sie nur ein einzig Mal
flüchtig gesehen, das Sie aber
wahrhaft verehrt und das
Ihnen noch mal näher ge-
kommen, seit Sie dem größten
Sänger unserer Tage einen Im-

mortellenkranz aufs Grab
gelegt dem Sänger, dessen
süßen Tönen ich begeistert statt
gelauscht. Möchte unsere einstige
Kameradschaft zur dauernden
Freundschaft sich knüpfen

[illegible] Coburg Coburg

Inhalt.

An meinen Vater!

Daheim, daheim, endlich daheim, theurer Vater! Ich bin dir wohl zu lange weggeblieben, und du hast mich sicher öfters zurückgewünscht. Nicht wahr? Dafür lege ich dir nun meine sämmtlichen Briefe zu Füßen und bitte dich, sie freundlich an- und aufzunehmen und als ein Zeichen meiner kindlichen Liebe zu betrachten. Du mußt sie aber nehmen wie sie sind, ungenau, ungenügend, flüchtig, oberflächlich, subjectiv, unerschöpfend. Ich bringe sie alle wieder, gerade, wie sie aus meiner Feder flossen, von den ersten unmittelbarsten Eindrücken dictirt. Ich zog hinaus in die ferne Welt, offenen Herzens, offenen Auges, offenen Sinnes für Alles, was mir begegnen sollte, ohne Vorurtheil, ohne Jauchzen, ohne Absicht, Alles schön und herrlich zu finden; wie ich Alles ansah, wie es sich mir zeigte, ungeschmückt schrieb ich es nieder. Diese Blätter haben darum den einen Vorzug, daß sie aufrichtig sind, und das ist immer schon etwas, wenn man über fremde Länder Leuten erzählt, welche niemals dort gewesen sind.

Sie machen durchaus keinen Anspruch, eine, wenn auch nur alleroberflächlichste, Skizze der Vereinigten Staaten und West-Indiens zu sein, keine Naturbeschreibung, keine Erzählung über die Culturentwicklung, über historische, sociale, politische, kirchliche, militärische, merkantilische Verhältnisse. — Ich maße mir nicht an mich über irgend einen Punkt erschöpfend geäußert zu haben. Neues, für die Gegenwart Neues, für den Weltkenner Interessantes, bieten sie nicht. Andere Federn, geübtere und gereistere Männer haben darin mehr geleistet, nach rastlosem Studium und unermüdlichem Fleiß. Davon konnte bei mir gar keine Rede sein; ich war nur Tourist, zog mit dem Wanderstab durch alle Länder, ließ mich nieder wo mir's gefiel und erzählte dann ganz einfach, wie es mir ergangen, und was ich erlebt; für den, der mich kennt und liebt, mögen sie recht interessant sein, eben weil sie von mir sind. Zweck hat diese Zusammenstellung gar keinen; die Briefe sind sich selbst Zweck; ich will sie nur alle sammeln, will sie in einem Zug an meinen Augen vorüber schweben lassen, will eben, wie Eberhard sagt, nur meine Briefe drucken lassen.

Scheinbare oder wirkliche Widersprüche halte mir zu gut; Jahreszeit, Tageszeit, Ort, Stimmung, Disposition lassen heute eine Sache zwar nicht anders, aber von einer andern Seite betrachten als gestern, — und gerade eine so geförderte Vielseitigkeit soll dich, wie ich mir denke, freuen. Denn sie macht Kopf, Herz und Sinn ruhig und klar, überwindet Vorurtheile, befestigt die Prinzipien, erweitert die Anschauung und hält die Seele still.

Viele Punkte, die ich andeutete, um sie später näher auszu-

führen, wurden dann gänzlich fallen gelassen, weil die Gelegenheit sich nicht mehr bot, sie zu berühren; so mußt du dir manche Lücken und Ungenauigkeiten erklären. Nur halb vertraut mit den verschiedenen Landessprachen, die Specialgeographie der besuchten Länder seit meinen Kinderjahren längst verschwitzt habend, entging vieles, wenn auch nicht meiner Beobachtung und meinem Interesse, doch meinem Verständniß. Darum blieb so manches Nennenswerthe unberührt; denn was ich nicht verdaut habe, über das rede und schreibe ich nicht gern. Leider sind die Briefe aus den Tropen dürftiger ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ganz besonders hatte ich mich auf diese Aufzeichnungen aus dem Süden gefreut. Das allgemein in ihm waltende Prinzip der Ruhe und der Trägheit haben wohl auch mich beeinflußt und meine Sinne gewissermaßen eingelullt. Durch den an geistigen Eindrücken so reichen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten war ich wohl ziemlich verwöhnt, so daß selbst die ganze herrliche Tropenwelt mich nicht vollkommen für das Mangelnde in dieser Richtung entschädigen konnte. Auch reiste ich in Nordamerika planvoller als in West-Indien, wo ich oft vom Augenblick Zeit und Richtung meiner Weiterreise bestimmen ließ.

Gott Lob hatte ich mich unausgesetzt in allen Ländern, unter allen Breite-Graden, zu allen Zeiten, in allen Klimaten der ungetrübtesten Gesundheit zu erfreuen, was man, so fern allen Seinen, so ganz allein in fremder Welt zehnfach hoch anschlagen muß. Mißgeschicke erfuhr ich keine, Mühe und Strapazen wenige, Erlebnisse manche, Eindrücke viele, Gottes Gnade unbegrenzt. Alle

1*

Angst, alle Befürchtungen, die man etwa um mich ausgestanden, erwiesen sich als unbegründet. Ich genieße nun mit vollen Zügen die Freude der Wiedervereinigung mit Euch Allen im lieben maiprangenden Erbach. Möchten dir diese Briefe Vergnügen bereiten und dich befreunden mit meiner Reise nach Amerika!

Erbach, 8. Mai 1870.

I.

Havre, an Bord der „Amerika" 20. August 1869.

Euch Allen rufe ich noch hundert und tausend Abschiedsgrüße zu, ehe ich von Europa scheide. Morgen geht es fort von hier. Meine glückliche Ankunft in hiesigem Hafen, wo wir, um Kohlen zu fassen, einen Tag gelandet, habe ich schon telegraphisch angezeigt und hoffe, Ihr habt die Depesche richtig erhalten. Im Bureau wußte man nichts von unserer Vaterstadt, worüber ich zwar entrüstet war, mich aber schließlich fügen mußte, indem ich Darmstadt als letzte Station angab.

Dienstag Mittag erhielten wir auf dem Richthof ein Telegramm aus Bremen, worin angezeigt wurde, daß alle Plätze in dem am 21. abgehenden Dampfer genommen seien; ich solle mich schleunigst entscheiden, ob ich schon den folgenden Tag reisen oder bis 28. warten wolle, für diese beiden Tage seien noch Cajüteplätze übrig. Es war sehr wenig Zeit zu verlieren und galt momentanen Entschluß. Es wurde sogleich um ein Fahrbillet für den 18. nach Bremen telegraphirt. Ich begrüßte diesen Zwischenfall als ein sehr willkommenes Unterbrechen der Schablone. Es ist langweilig, wenn auf einer großen Reise Alles so gehen muß, wie man es sich vorher pedantisch ausgedacht und in Paragraphe eingetheilt hat; dem Augenblick, dem Plötzlichen, dem Unerwarteten muß auch sein Recht werden; sonst verflacht und veralltäglicht ein Unternehmen sehr bald. Dieser Umstand war für mich der maßgebendste im Umändern meines Planes. — Es wurden damit mit einem Male alle friedlichen Projecte umgestürzt und rasch ein neues gebaut, auf dem

ungewissen Fundament eines Telegramms. Ich mußte gefaßt sein, bei meiner Ankunft in Bremen alle Plätze besetzt zu finden und wäre dann nochmals einer Verlegenheit gegenüber gestanden. Doch stürzte ich mich muthig in den Strom der Gegenwart und kam glücklich an. Bremen erreichte ich Mittwoch früh gegen 7 Uhr, fuhr nach Hillmann's Hotel, machte Toilette, und kümmerte mich um mein Billet nach New-York. Glücklicher Weise hatte man eins für mich belegt. Die Zeit bis zur Abfahrt nach Bremerhafen verbrachte ich mit Besichtigung des herrlichen Rathhauses mit wundervoll altdeutscher Rathsstube und dem hochberühmten Rathskeller, der Rolands-Statue und der neuen Börse. Für die Cajütepassagiere des Auswandererschiffs ging um 1/2 Zwölf ein Extrazug nach Bremerhafen. Derselbe kam unmittelbar vor der Abfahrt an. Wegen des seichten Wasserstandes konnte der große Dampfer „Amerika" nicht in den Hafen einfahren; er ankerte einige Seemeilen stromabwärts. Ein kleines Dampfschiff brachte uns ungefähr in einer halben Stunde an Bord der „Amerika", während ein anderes mit unserem Gepäck beladen wurde. Einer von mehreren Seiten erhaltenen Instruction gemäß, recht tapfer zu essen, kaufte ich mir gleich nach Verlassen des Eisenbahn-Wagens ein Dutzend kleiner Birnen (wie unschuldig!), und unmittelbar vor Einschiffung auf den großen Dampfer verzehrte ich drei Stück Pumpernickel, eines mit, zwei ohne Butter. Nach allen Passagieren bestieg ich als letzter die „Amerika". Ueber die großen Proportionen derselben war ich nicht wenig erstaunt. Ich hatte nie ein großes Schiff, nie ein Meer gesehen und erblickte nun beides zum ersten Male, im Begriff die weite Reise nach Amerika zu unternehmen. Wie oft las ich nicht in den Jahren meiner Kindheit aus buntbemalten Jugendschriften von dem Meer, von den großen Schiffen, von den Wellen, von den Segeln, von den Masten! Wie groß und rege war nicht das Interesse an allen diesen Dingen! Man dünkte sich mit Allem schon vertraut; — und nun da es Einem vor Augen liegt, wonach man sich so lange gesehnt, dünkt es doch so ganz

anders, so neu, so fremd, weil man es mit anderen Augen ansieht als damals, mit anderem Interesse, mit anderem, nüchternerem Verständniß. Hat früher Alles lediglich auf die Phantasie gewirkt und sich nur dasjenige dem Gedächtniß eingeprägt, was recht seltsam und abenteuerlich erschien, so fragt man sich nun, was das Alles bedeute, und man bleibt beim Realen, beim Praktischen stehen und nimmt an Allem, selbst am Kleinsten Antheil, weil man es mit sich in Zusammenhang bringt. Erwartet von mir ja keine Beschreibung des Schiffes; ich kann unmöglich richtige Details geben, weil ich von Maschinen, Dampf und Kessel gar nichts verstehe. In allen Büchern lest ihr solches weit besser; — auch möchtet ihr glauben, ich hätte es aus irgend einem Buche abgeschrieben. Nur will ich sagen, daß die Cajüten ersten Rangs nicht auf, sondern unter Deck liegen, und zwar zu beiden Seiten des großen Salons, auf welchen sie ihren Ausgang haben. Der Salon ist sehr elegant möblirt und dient als Speise- und Conversations-Saal nur für die Passagiere erster Cajüte. In jeder Cabine schlafen zwei Reisende. Die Betten sind über einander und sehr schmal; ein Canapé, welches im Nothfall als Schlafstätte eines Dritten dienen muß, und ein Waschtisch mit zwei Lavoirs vollenden die Einrichtung einer Schlafkammer und lassen noch grade so viel Raum, daß sich eine einzelne Person nicht bewegen kann. Die Bewohner der ersten und zweiten Cajüte sind von einander geschieden; selbst auf dem Verdeck haben die ersten Passagiere, die übrigens das Recht genießen überall hinzugehen, ihre nur ihnen zugängliche Abtheilung. Mein Schlafgefährte ist ein ganz netter junger Kaufmann, welcher nach New-York reist, um sich eine Stelle zu suchen. Unter allen Passagieren weiß ich bis jetzt keinen, mit dem ich in nähere Beziehung treten möchte. Besonders sympathisch erscheint mir keiner meiner Reisegefährten, obschon ich mit allen auf gutem Fuße stehe; die meisten sind Kaufleute mit vielfach anderen Interessen als ich. Der Capitän ist ein ernster, stiller, angenehmer Mann mit vorherrschend männlichem Ausdruck. Ich wollte ihn sogleich nach meiner

Ankunft besuchen; doch war anfangs er verhindert, dann ich, so daß ich erst gestern Abend dazu kam, seine Bekanntschaft zu machen.

Es war 3 Uhr Nachmittags, als wir die Anker lichteten. Ich war recht munter und freute mich, auf dem Verdeck stehend, den Wellen zuzusehen. Vor der Seekrankheit hatte ich nicht die geringste Angst, und nahm mir vor tüchtig zu essen, um mit kräftigem Magen allen Ereignissen trotzen zu können, die sich auf schwankendem Kiel begeben möchten. Es war ein ganz eigenes Gefühl, mit keinem andern zu vergleichen, und darum schwer zu beschreiben, als ich zum ersten Mal da oben stand, rechts und links, hinter mir und vor mir die schaumigen Wellen sah und die Küste immer mehr und mehr entschwinden. Heimweh hatte ich keines, und doch dachte ich so viel an die Heimath und an alle die Lieben, die ich für lange zurückgelassen. Auch sie denken fleißig an dich, sagte ich mir selbst, und tröstete mich über den Abschied mit dem Bewußtsein, daß das Meer doch nur den persönlichen Verkehr von Angesicht zu Angesicht unterbrechen könne. Manche standen auf dem Verdeck und weinten, als ob sie für immer von dannen zögen — Auswanderer, die wohl niemals wiederkehren. Es muß wohl kein Geringes sein, für ewig von Haus und Heimath fort zu ziehen, und vom Rand des Schiffes die letzten Grüße an die immer mehr schwindende heimische deutsche Erde zu winken.

Mit bedeutendem Appetit setzte ich mich um 4 Uhr zu Tische und ließ mir es herzlich wohl sein. Unterdessen waren wir in etwas stärkere Strömung hineingerathen, und das Schiff begann langsam und gleichmäßig zu schwanken. Wenn ich nicht an der Tafel gesessen hätte, und die mir gegenüber sitzenden Reisegefährten vor meinen Blicken versinken und dann wieder herauftauchen gesehen, würde ich mir nichts daraus gemacht haben. Dieser Umstand genirte mich jedoch sehr und verursachte mir einen Druck über den Augen. Ich aß aber tüchtig weiter und schlürfte noch tapferer meinen Bordeaux, um nicht zu unterliegen. Schwankung und Augendruck vermehrten sich jedoch unaufhaltsam, und ich beschloß

mein Diner zu unterbrechen, um in freier Luft das sich lockernde Gleichgewicht wieder herzustellen. Den moralischen Muth verlor ich noch immer nicht, und dachte sehr wenig an die so oft gelesenen, mir so vielfach gedrohten Leiden. Mit raschen Schritten versuchte ich auf dem Verdecke auf- und abzugehen. Als mir der Boden unter den Füßen wich, setzte ich mich nieder; doch auch da war meines Bleibens nicht lange. Ich mußte auf; unwiderstehlich zog es mich zum Geländer des Schiffes hin, und als meine Stunde gekommen war, brachte ich den Göttern des Meeres in knieender Stellung meinen ersten Tribut dar. In Kürze wiederholte sich dies mehrfach. Lange, lange Zeit verharrte ich in derselben Stellung, knieend und gebeugt über das Geländer, in meines Nichts durchbohrendem Gefühl. Mein allererster Gedanke war, ich würde wohl nimmer von Amerika wiederkommen, sondern ruhig drüben bleiben, um solchem Jammer zu entgehen; der zweite Gedanke, warum ich nicht lieber auf meine mährische Station gegangen; dort wäre mir nichts dergleichen passirt. Sonst dachte ich nichts, als daß ich sehr elend sei. Bald raffte ich mich auf und ging in meine Cajüte, legte mich in meinen Kleidern auf den Divan, schloß die Augen und blieb ruhig liegen bis zum andern Morgen um 9 Uhr. So lange ich lag, war mir leidlich; oft schlief ich, war gar nicht schlechter Laune und hatte keine einzige Explosion zu bestehen. Ein gewisser Instinct sagte mir, ich solle liegen bleiben und mich nicht rühren. Denselben Tag aß ich nichts mehr, nicht aus Abscheu, sondern weil ich keine Gelegenheit dazu hatte, und weil ich zu faul war, mir etwas zu bestellen. Meine Gedanken waren ganz klar, ich war vollkommen hell, fast wohl, obschon ich doch nicht wagte mich zu erheben. Ich dachte an alles Mögliche, an Amerika, an Eulbach, an die letzten Tage daheim u. s. w. Auch an die Seekrankheit konnte ich denken ohne jede Scheu. — Um 9 Uhr in der Frühe trank ich eine Tasse vorzüglichen Thees, ordnete meine wirren Haare und versuchte aufzustehen und das Deck zu besuchen. Doch bald wiederholte sich

das alte Märchen von dem Fischer am See: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin,“ und Thee und Pumpernickel gehörten dem Ocean. Ich trennte mich leicht von ihnen; doch als ich alle meine Habe hingegeben, und die See immer noch mehr verlangte, zwang es mir die bitterste Galle ab. In meiner knieenden Stellung und wenig heroischen Stimmung fielen mir Hamlets Worte ein, die ich so recht verstehen lernte: „Es ist nicht anders, ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle“. Dann schlich ich in meine Cajüte mit dem festen Vorsatz, sie nicht eher zu verlassen, bis mir ganz wohl sei. Ich blieb abermals in Stiefeln, und legte mich nieder und schloß die Augen bis nach 4 Uhr Nachmittags. Die ruhige See störte meinen Frieden nicht wieder, und ließ mich erquicklich schlafen. Dies nicht erhebende Seegefühl ist der Antipode des Gefühls, das man im Feldzug, auch ohne jegliche Leistung und Kriegsglück empfindet. Da ist Alles Erhebung, Feuer, Sonnenschein; die ganze Welt dünkt Einem zu Füßen zu liegen. Hier ist das Gefühl des Nichts so vorherrschend, daß kein anderes daneben aufkommen kann. Im Felde aß ich nicht und trank nicht und wusch mich nicht — ich hatte nicht das Bedürfniß — diese Kleinigkeiten schienen mir zu gering. Hier lag ich, auch nicht essend, nicht trinkend, nicht gewaschen, mich nicht ankleidend; aber nicht weil ich darüber erhaben gewesen, sondern weil mir diese Dinge in meinem Nichts als zu unerreichbar hoch erschienen. Man kommt sich vor, wie Butter, die an der Sonne schmilzt. „Ich fürchtete, wie Echo an den Felsen zu verschwinden, ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren“, dünkte mir mit meinem Tasso. Gegen Nachmittag war mir weit besser; doch bat ich meinen Steward, mir das Essen ans Bett zu bringen, da ich es nicht wagte, mich abermals dem Anblick der schwankenden Tischgesellschaft auszusetzen. Es schmeckte mir gut und bekam mir vortrefflich. Als ich später auf's Verdeck kam, gewahrte ich einen der lohnendsten Anblicke. In einem und demselben Augenblicke sah ich zum ersten Male in meinem Leben die Küsten Englands und Frankreichs, zweier der

größten, historisch berühmtesten Länder des Erdballs, in einer Sekunde zum ersten Male. Es war dies wahrhaft erhebend. Durch das Fernglas sah man zu beiden Seiten die imposanten, weißen Kalkfelsen, die aus dem Meere emporragen, rechts die von Dover, links die von Calais. Wie wird man nicht als Kind gequält mit Canal la Manche, Nordsee, Irland, Havre, Seine und all dem tausend Schnickschnack, den man nicht verdauen kann. Ein einziger solcher Blick wird mehr im Gedächtniß haften als diese kleinen Spielereien, für die man sich niemals interessirt hat. Da liegen die zwei gewaltigen Länder, bewohnt von zwei gewaltigen Nationen, die sich von Ewigkeit gründlich hassen, und ewig mit einander ringen um die Herrschaft über Land und Meer. Was hat dieser schmale Canal nicht Alles erlebt? Wie oftmals wurde er von den kriegslustigen Schaaren der einen oder der andern Macht befahren! Und dennoch ist durch alle Jahrhunderte hindurch im Großen und Ganzen der status quo unverrückt derselbe geblieben; die Engländer besitzen keinen Schuhbreit französischer Erde, und der gallische Hahn scharrt und gackert nur auf seinem eignen Hof. So wird es wohl auch bleiben vor der Hand, sie werden sich nur hassen und immer in ruhigem Besitz ihrer Länder bleiben, und immer die Zähne gegen einander blecken, wie die Löwen vor dem Heubacher Schloß.

Später verschwand das Land wieder mehr und mehr, und Meer und Himmel war unsere einzige Aussicht. Bei dieser Gelegenheit entzückte es mich wirklich, selbst zu entdecken, daß die Erde rund sei. Bisher hatte ich es nur immer auf Autorität geglaubt; auf dem Wasser kann man es deutlich sehen. Da man sich selbst in seinem Schiff überall gleich weit vom Horizont entfernt sieht, so könnte Einen der Gedanke, der Mittelpunkt des Erdballs zu sein, wahrhaft hochmüthig machen, wenn man es nicht schon wäre, oder sich nicht seekrank fühlte. Abends warf der Mond sein Silberlicht auf die Wellen und bereitete uns einen seltsam schönen Anblick. Ein Schiff auf hoher See, allein, so weit das Auge reicht,

seine Furchen durch das grüne Meer ziehend, die Wellen plätschernd am Coloß des Dampfers sich brechend und dabei die Fläche des Wassers von der friedlichen Mondscheibe magisch beleuchtet! Ist das nicht entzückend? Die Luft zur See ist auch köstlich. Abends wagte ich meine erste Cigarette, die nun nach überstandener Gefahr ganz wohl mundete. Seitdem habe ich dies Experiment nach den Mahlzeiten stets mit gutem Erfolg fortgesetzt. Die Lust oder Unlust zum Rauchen ist ein sicherer Barometer des Wohlbefindens zur See. — Ehe ich mich legte, machte ich noch einen Gang über das ganze Verdeck — die Passagiere des Zwischendecks haben den Vordertheil des oberen Decks zu ihrer Benutzung. Unter ihnen sind viele Böhmen, die sich durch Harmonika=spielen kenntlich machen. Sie hatten eine Menge Zuhörer um sich, welche sämmtlich in die schwermüthigen Gesänge einstimmten. Für die Mehrzahl dieser Leute bildet eine solche Reihe einen ernsten, schweren Lebensabschnitt; mich wundert nur, wie sie immer verhältnißmäßig munter und wohlauf sein können. Ich wäre wahrscheinlich trostlos unter solchen Umständen. Die Natur bietet hierin einen schönen und gerechten Ausgleich. Wie solche Naturen für geistige und erhebende Eindrücke weniger empfänglich sind, und wie ihnen dadurch manch reicher Genuß entgeht, so gehen sie auch an schmerzlichen Ereignissen kühler und theilnahmloser vorüber; ihr Gleichgewicht wird nicht leicht erschüttert. Sonst würden sie auch die vielen mühseligen Strapazen einer Auswanderung nicht so ruhigen Muthes ertragen, sondern denselben unerbittlich erliegen.

Als ich diesen Morgen aufstand, waren wir im Hafen von Havre und schleppten uns träge an allen den vielen Schiffen vorüber die Docks entlang. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis der Coloß unseres Schiffs sich gedreht hatte, um an geeigneter Stelle Anker werfen zu können. Unmittelbar vorher war ein Passagier des Zwischendecks gestorben. Der Aermste hatte zu viel getrunken und hinterließ zehn Kinder. Dem Capitän erwachsen dadurch eine Menge lästiger Umherlaufereien und Schwierigkeiten;

auf offener See wird der Todte ohne Weiteres über Bord geworfen, hier im Hafen muß der seltene Fall von Pontius bis Pilatus angezeigt werden. Mein erster Gang galt dem Telegraphen-Büreau, um Euch meine glückliche Reise bis hierher mitzutheilen. Havre gefällt mir; man sieht auf den ersten Blick, daß man in einer sehr alten Stadt ist; viele Straßen sind eng, die Häuser grau und schwarz. Das Boulevard ist schön, breit und modern, mit Bäumen bepflanzt und mit Palais geschmückt. Die Docks ziehen sich durch die halbe Stadt. Als ich um 12 Uhr zum Gabelfrühstück auf's Schiff zurückging, öffneten alle Fabriken und Werkstätten ihre Kiefern und spieen tausende von Arbeitern und schmutzigen Gesellen aus. Fast alle Franzosen haben dasselbe Gesicht; jedenfalls alle französischen Soldaten, die in ihren engen Aermeln, langen Röcken, rothen Hosen und weißen Gamaschen recht apart aussehen. Abends werde ich nochmals in die Stadt gehen, um von den höchsten Punkten derselben die mir sehr gerühmte, prachtvolle Aussicht über Hafen und Meer zu genießen; dann geht es morgen wieder auf die hohe See. Gott geleite unsere fernere Fahrt und führe uns sicher unter seinem Schutze nach New-York, von wo ich Euch weitere Kunde von mir geben will. Ich lasse grüßen wer sich für mich und meine Reise interessirt. Hoffentlich machen Euch meine Briefe aus der Ferne einige Freude.

II.

New-York, 2. Sept. 1869.

So empfangt denn die ersten herzlichsten Grüße und Wünsche aus der neuen Welt, die ich gestern erwartungs- und hoffnungvoll, glücklich und vergnügt betreten habe. Ich habe sogleich mittelst Kabeltelegramm meine Ankunft gemeldet und hoffe daß selbes noch gestern am Geburtstag bei Euch eingetroffen ist. Es war mir eine glückliche Vorbedeutung, gerade an diesem Familienfesttage

nach langer Seefahrt dies Ufer zu betreten; sie wird mich wohl nicht täuschen. Also gestern Vormittag 10 Uhr etwa kamen wir in's gelobte Land unseres modernen Jahrhunderts nach rascher günstiger Fahrt, durch Gottes Gnade an. Die Reise dauerte, alle Haltmomente abgerechnet, $10^1/_2$ Tag. Die norddeutschen Schiffe, ich meine die des norddeutschen Lloyd, welchem unser Dampfer gehörte, fahren vortrefflich; sie sind sehr verläßlich und gehören mit zu den schnellsten, welche zwischen Europa und Amerika coursiren. Schon vorgestern Abend, als ich zwischen 9 und 10 Uhr nochmals das Deck betrat, gewahrte ich den westlichen Horizont durch eine Perlenschnur von Leuchtthürmen erhellt, die uns die Nähe des allersehnten Festlandes verkündeten. Es überkam mich feierlich; der Gedanke: Endlich bist du in Amerika; was du hundertmal gelesen, tausendmal gedacht, zehntausendmal gewünscht, siehst du nun leibhaftig vor dir, — überwältigte mich; und dann schmerzte mich es wieder, wenn ich mir sagte, daß ich nun auf einer anderen Hemisphäre sei als alle meinen Lieben, durch das unendlich weite Meer von ihnen allen getrennt, die mir theuer. Alles war fremd und anders, nichts Heimathliches weit und breit. Da gewahrte ich glänzend am Himmel den großen Bär, der mit seinem Wagen uns über den Ocean nachgereist war, und unwillkürlich wurde ich durch ihn in Gedanken heim versetzt, wo ich ihn von der Treppe aus täglich beobachtet. Lange ging ich auf dem Verdeck umher und konnte mich von den Leuchtthürmen, die wie tanzende Irrlichtflämmchen auf den Wassern schienen, nicht trennen. Wenn man lange zur See gefahren und immer nur Meer und Himmel gesehen, dann thut der Anblick oder die sichere Hoffnung auf das Land so sehr wohl. Und dennoch war es mir wieder leid, daß in Kurzem Alles vorbei sei, die erste Seereise unwiederbringlich vorüber; ein kleiner Kreis von Bekannten, die sich auf dieser Fahrt einmal im Leben für wenige Tage zusammengefunden, sollte für alle Zeiten, auf Nimmerwiederzusammenkommen, nach allen Seiten hin zerstieben. Obgleich ich nur einen

einzigen gesunden Tag auf der ganzen Fahrt hatte, fühlte ich etwas wie Heimweh nach der fast beendeten Seereise. Man sieht nie gern eine bestimmte Periode im Leben ganz scheiden; eine jede läßt ihre mehr oder minder tiefen Spuren zurück, die nicht sogleich ausgelöscht werden können. Mir geht es wenigstens immer so. Von allen Orten, wo ich gewesen, schied ich schwer; selbst vom kleinsten ungarischen Dorf trennte ich mich ungern, wenn ich in eine andere Station versetzt ward. Jeder Ort bringt seine eigenen Sitten, Gebräuche, Lebensweise und Liebhabereien mit sich; man mißt sie schwer beim Scheiden, weil man sie lieb gewonnen hat; so erging es mir auch dies Mal an Bord der „Amerika." Abends hatte der Capitän sämmtliche Herren der ersten Cajüte bei einem Glas Champagner zu sich versammelt, um sich von ihnen zu verabschieden und zugleich seinen Dank für eine von uns unterschriebene Anerkennung seiner tüchtigen Leistung und seines gentilen Benehmens den Passagieren gegenüber auszusprechen. Den Capitän habe ich sehr achten gelernt; er ist ein verständiger, ruhiger, edler Mann von allseitigem Interesse. Bei den Mahlzeiten saß ich immer zu seiner Rechten.

Gestern in der Frühe stand ich schon um 5 Uhr auf, um doch einmal wenigstens während der Seefahrt die Sonne über dem Meer aufgehen zu sehen. Während der Reise gelangte ich in meinem kläglichen Zustande nicht dazu. Als ich auf's Deck kam, hatte ich einen unvergeßlichen Anblick. Wir lagen an der Quarantäne, welche durch eine gelbe Flagge kenntlich war, vor Anker und erwarteten die Aerzte, die weniger Eile hatten als wir. Zu unserer Rechten sahen wir die grüne, aber flache Küste von Long-Island, zur Linken die vom herrlichen, aus dem Meer emporgewachsenen, mit prächtigen Villen besäeten Staten-Island, vor uns den zaubervollen Golf von New-York, im Hintergrund die große Weltstadt. Im Osten war der Himmel von der nahenden Sonne geröthet. Wir waren etwa noch eine Stunde von der Stadt entfernt. Long- und Staten-Island sind lange und schmale

Inseln, welche nur durch flußartige Meeres-Arme vom festen Lande getrennt sind. Auf Long-Island, gerade New-York gegenüber und durch beständig verkehrende Dampfboote verbunden, liegt die Stadt Brooklyn, welche von mehreren hunderttausend Einwohnern bevölkert ist. Trotzdem sie in einer anderen Grafschaft liegt als New-York, wird im uneigentlichen Sinn ihre Einwohner-Zahl öfters der letzteren Stadt beigezählt. Staten-Island ist längs der Küste schön angebaut, am Wasser mit Fabriken und Geschäftshäusern und längs der Bergkette drüber mit Villen und Sommerwohnungen im schönsten Geschmack. Die elegante Welt der Hauptstadt soll sich im Sommer großentheils hier etabliren; auch ist diese Insel ein beliebter Vergnügungsort für die New-Yorker, den ich nächstens besuchen werde. Unser Schiff lag sehr nah dieser Küste, so daß ich Alles ganz genau betrachten konnte. Besonders schön nahmen sich die vielen sonnerleuchteten, schimmernden Fenster aus. Die äußersten Spitzen beider Inseln treffen ziemlich nahe zusammen und sind nur durch eine sehr schmale Mündung getrennt; sie schließen den kleinen Golf dadurch fast vollständig vom großen Meer ab, — die letzten Endpunkte sind mit starken Forts bekränzt, immense Kanonen starren auf die Einfahrenden herunter. Die Einfahrt in den Hafen von New-York bietet das großartigste Bild, das ich noch gesehen; sie soll zu den schönsten Punkten der Welt gehören. Die Stadt selbst ist von drei Seiten vom Wasser bespült, bildet eine vollkommene Halbinsel und sendet die äußerste zum Garten umgewandelte Spitze weit in den Golf hinaus. Es wäre unmöglich sich die Lage einer Stadt auszudenken, die für Handel und Verkehr günstiger gelegen wäre. Nachdem die Aerzte endlich an Bord gekommen waren und schließlich entdeckt hatten, daß das Schiff von allen ansteckenden Krankheiten frei sei, dampften wir weiter unserm Ziel entgegen. Von Minute zu Minute kam die mastenreiche Zauberstadt näher; jeder Augenblick war unbezahlbar. Endlich waren wir im Banne der Stadt und fuhren, New-York zur Rechten lassend, links New-Jersey, den

Hudson hinauf bis zu der Stelle, wo die Bremer Dampfer zu landen pflegen. Wir stiegen auf dem rechten Ufer, New-York gegenüber, bei der Stadt Hoboken aus. Für's erste nahm ich hier Quartier. In New-York wußte ich kein genehmes Gasthaus und hier im Parkhotel wohnt ein Herr, mit welchem ich mich während der Seereise recht befreundet. Ein guter Bekannter in bescheidener Wohnung und in ferner Vorstadt wiegt alle Vortheile des luxuriösesten Hotels, wenn man fremd ist, auf.

In der schonungslosesten Weise gingen die Zollbeamten mit meinem Gepäck um. In der großen Halle, im dicksten Gewühl reißen sie die Koffer auf, stürzen Alles was sorgsamst gepackt ist auf das brüskeste um, werfen Alles heraus, wollen Alles beschnüffeln und lassen den armen Reisenden plötzlich stehen, inmitten eines Berges von schmutziger Wäsche, Kleidern, Büchern und Siebensachen. Mir hat einer dieser Gauner eine Handvoll Cigarretten gestohlen. Nach kurzer Verabschiedung von den übrigen Reisegefährten ging's unserm Hotel zu, wo wir beinahe keine Quartiere gefunden hätten. Mein Freund war von seinem Bruder und einem andern Bekannten erwartet worden. Wir stachen zu fünf einige Flaschen heimischen Rheinweines aus. Da mein Gepäck noch nicht da war, legte ich mich ein Kurzes zu Bett um auszuruhen, schlief aber nicht, sondern stand bald wieder auf und unternahm einen kleinen Spaziergang am Ufer des Hudson hinauf. Dabei that ich einen flüchtigen Einblick in amerikanisches Wesen. Ich sah eine Menge Häuser bauen, deren Wände von so absonderlicher Dünne sind, daß es einem ganz Angst dabei werden kann. Alle Häuser sind von rothen Backsteinen, sehr schmal, mit grünen Läden, ganz flacher Façade, zwei Stock Höhe, oben drei Fenster, unten zwei, an Stelle des dritten die Thüre. Ohne Ausnahme fast jedes Haus wie das andere, eine gradezu erschreckende Uniformität. Es mangelt Alles was für das Auge nur irgendwie reizend sein könnte. Uebrigens ist das ganz natürlich; wo sich's um Geschäft handelt, braucht man keine Kunst, — und hier ist Alles

Geschäft. Dann skandalisirte ich mich über höchst dürftig und gänzlich uneben gelegte Schienen einer Eisenbahn, war sehr erstaunt über den weißen Cylinderhut eines armen Kutschers, der Eis fuhr, empörte mich über den grimmigen schwarzen Rauch und freute mich an einer Heerde Buben, die in ganz deutscher Weise Schlagball spielten, sowie an einer Menge Leute, denen ich begegnete, welche gleichfalls deutsch sprachen. In den Straßen herrscht eine unglaubliche Einförmigkeit, die übrigens ganz zum Wesen der Leute paßt; dann nahm ich ein Bad, kleidete mich um und eilte in größter Spannung nach New = York. Alle zehn Minuten etwa gehen die großen Dampffähren von Hoboken über den Hudson nach der Stadt; Wagen, Pferde und Fußgänger werden alle insgesammt auf dem pfeilschnell dahin fliegenden Schiffe befördert. Wahrhaft überwältigend, alle früheren Eindrücke weit übertreffend, war für mich diese Ueberfahrt über den Hudson. Die Fahrzeuge, die sich herum und herumtreiben, waren nach Hunderten zu zählen; Schiffe aller Art und Größe wogten und tanzten da lustig umher, vom größten Ueberseedampfer bis zur kleinsten Nußschale. Tausende von Masten und Segeln kreuzten stets vor unseren Blicken. Am meisten gefielen mir die winzig kleinen Dampfschiffe, Remorqueur genannt, die sich wie Eidechsen um die größeren Fahrzeuge herum schlängelten, und schnell bald dahin bald dorthin schoßen.

Jetzt war ich in New=York. Das Erste, was mir auffiel, waren die Baumreihen, die ich fast in allen Straßen sah, und die ihnen den Charakter von Boulevards verleihen; dann die Pferde=Eisenbahnen, welche ebenfalls fast durch alle Straßen ihre Netze gespannt haben. Die Bäume verleihen den Straßen dauerhaft wohlthuenden Schatten. Die Aushängschilder machen sich hier in nie gesehener Weise breit; kein Haus sieht man, das nicht von oben bis unten mit den größten und auffallendsten Annoncen versehen ist; manchmal sind sie sogar quer über die Straße gespannt, damit nur ja kein Mensch die Möglichkeit habe sie zu übersehen.

Es ruft hier jeder Stein, den man findet, jedes Haus, jedes Fenster, jeder Mensch nach Geld und Geschäft; Geschäft ist die Spindel, um die sich alles einzig dreht. Die Menschen laufen ungeheuer auf den Straßen, um ihr Geschäft keine Minute zu versäumen; sie rauchen fast nicht auf der Gasse und beim Eßen, weil ihnen das Geschäft keine Zeit dazu läßt. Kein Mensch trägt einen Stock (ich bin der Einzige), weil Niemand spazieren, sondern nur seinem Geschäft nachgeht. Dieser übertrieben mercantilische Charakter könnte Einem leicht die Stadt verleiden, wenn nicht auf der andern Seite die riesigen Dimensionen der Weltstadt und der imponirend großartige Verkehr ein solides Gegengewicht böte. Von dieser Lebhaftigkeit des Verkehrs hatte ich nicht die entfernteste Ahnung; ich kann mir nicht denken, daß er an einem andern Ort der Welt größer sein könnte. So fahren vier oder fünf Wagen in der Straße nebeneinander, theils herauf, theils herunter, ein Wunder Gottes, daß sich nicht unaufhörlich Unglücke ereignen. An allen Kreuzungspunkten sieht man Pferdebahn-Waggons, Omnibusse, Stadtwagen, Karren u. s. w. zu einem Knäul verwickelt, von dem man glaubt, daß er sich nie wieder lösen könne. Die Leute haben eine ungemeine Geschicklichkeit im Ausweichen, aber auch eine beneidenswerthe Gemüthsruhe dabei; man hört fast nie rufen zum Ausweichen, jeder muß für seine eigene Haut sorgen. Da ich überhaupt sehr zerstreut bin, in einer fremden Stadt aber noch mehr, war ich schon einige Male in Gefahr überfahren zn werden. Die Leute gehen hier einen besonders raschen Schritt; das Geschäft duldet keine Muße. — In der ganz regelmäßig gebauten Stadt mit lauter parallel-laufenden Straßen zieht von der untersten Spitze, dem Castle-garden an, durch dieselbe ganz hindurch der Broadway, die große Schlagader New-Yorks, deren Pulse, wie vom Fieber bewegt, unaufhörlich brausen und wallen. Im oberen Theil desselben sind die eleganteren, pallastartigen Häuser, während der untere lediglich dem Geschäfte gehört, wie überhaupt der ganze untere Theil der Stadt, der ältere, aus-

schließlich der geschäftliche ist. Hier haben die Straßen noch Namen, im oberen, neueren Theil werden sie numerirt. Bis jetzt durchschneiden den Broadway im obern Theil allein hundert und fünfzig Parallel-Straßen, von denen freilich sehr viele bis jetzt nur ausgesteckt sind. Wie seltsam kommt unser Einem ein solches Wesen vor? Das Geschichtslose in der Entwicklung Amerikas verleugnet sich nie, Sitte und Tradition gibt es nicht und kann es nicht geben. Helden und Thaten hat man keine, an deren glorreiches Andenken man den Namen eines Platzes oder einer Straße knüpfen könnte; so wählt man denn den sichern Weg der Nummern. Für mich hat das Numeriren nichts Wohlthuendes; das Einzelne, das Persönliche, Charakteristische, Individuelle findet hiebei keine Stelle; es verschwindet. Jeder ist nur ein Factor des großen Productes, hat nur Berechtigung, nicht weil er existirt, sondern weil er zum Glanz aller übrigen beiträgt. Eine Zahl hat nie etwas Originelles. Ob es nicht mit den Menschen auch noch dahin kommt, daß man sie numerirt statt sie zu benennen? Es würde den Geschäftsgang nur vereinfachen. Diese vorherrschend realistischen, poesie- und pietätslosen Erscheinungen würden mich wahrscheinlich sehr abstoßen, wenn nicht auf der anderen Seite, wie gesagt, das unermeßliche Treiben und Leben mir einen hohen Begriff amerikanischen Fleißes und der ungeheuersten Thätigkeit verschaffte. Die Menschen sind hier unablässig beschäftigt und immer fleißig; Müßiggänger sieht man wenige, was um so mehr frappirt, wenn man lange in Wien gelebt hat. Hier wird jeder nach dem geachtet, was er leistet; nicht nach dem, was er ist, sondern wie er ist und was er thut. Das hat seine gewaltige Berechtigung. Und dennoch wird man nie den Schwindel in solchem Maaße entwickelt sehen, als gerade hier; — davon geben schon die tausend und abermal tausend prahlenden Aushängschilder ein anschauliches Bild. Die Unsolidität der Häuser, die Fahrlässigkeit der Schienen lassen genau merken, daß alles nur gemacht ist, um es schnell zu thun, um möglichst rasch sein Geld einzu-

streichen. Wie es gemacht ist, kommt nicht in Betracht; das werden die Betreffenden, die es genießen, bezahlen und darunter leiden. Und stürzt etwas zusammen, um so besser, so hat man Gelegenheit es wieder aufzubauen, ein neues Geschäft zu machen. Doch findet man auch in der Stadt Gebäude von seltener Schönheit und riesiger Größe. Es werden grade im Augenblicke viele solche gebaut. Sehr schön ist das Schatzhaus im Style des Theseus-Tempels, das Zollgebäude, ebenfalls in antikem Geschmack, und viele, viele andere palastartige Gebäude im obern Theil der Stadt. Ich werde noch Gelegenheit finden, einzelne zu besuchen und dann davon zu erzählen. Wohlthuend wirkte auf mich in der nüchternen Stadt die Erscheinung der Trinity-Kirche, die mit ihrem hohen Thurm alle Häuser weit überragt. Da ich zu wenig von der Architektur verstehe, erspare ich Euch die Beschreibung derselben. Aber da war doch ein einziges Haus, das nicht der Göttin des Geschäftes dienen muß, ein Haus, das sich stolz zum Himmel erhebt über das wogende Meer der Handelswelt. Der Thurm der Trinity-Kirche ist beneidenswerth — er hat die Berechtigung unendlich stolz zu sein. Nur wundert mich, daß in diesem Land positivster Gleichheit ein Einzelner sein Haupt so hoch tragen darf. Der Thurm von Trinity-Church dünkt mir die freieste Erscheinung im freien Amerika.

Da ich hier eigentlich nichts zu thun habe, so flanirte ich diese Tage viel in den Straßen. Bis jetzt aß ich in deutschen Gasthäusern, was zwar sehr bequem, mir aber durchaus nicht heilsam ist, da ich dadurch wenig im Englischen profitire. Ueber das Eßen kann ich nicht klagen, obgleich ich einen großen Theil des Behagens der Reaction nach überstandener Seereise zuschreibe. Ich entwickle recht guten Appetit, bin aber doch im fremden Clima, zumal zur Obstzeit, vorsichtig. Das hiesige National-Obst ist die Pfirsiche, welche in so enormer Menge gedeiht, daß an vielen Orten die Schweine damit gefüttert werden. In manchen Straßen stehen die Pfirsichkörbe zu Tausenden. — Mir fiel auf, daß die Re-

staurationen einen größeren, freieren Zuschnitt haben, als in deutschen Städten. So bekommt jeder Gast gleich nach seinem Eintritt Eiswasser und Butter zum Brod, ohne daß ihm hierfür gerechnet wird. Dafür muß man aber den Frack bei der Bedienung gänzlich vermissen; selbst in den größten Hotels tragen die Kellner nur kurze Wämschen.

3. September.

Nachdem ich gestern meine verschiedenen Empfehlungsbriefe abgegeben, und man mir überall außerordentlich freundlich entgegengekommen, vertiefte ich mich zum ersten Male in deutsche Zeitungen. Aber ich las nichts als Jammer und Elend; wohin mein Auge fiel, Erbärmlichkeit, Achherrje von oben bis unten, diplomatische Nergeleien zwischen Wien und Berlin. Völker und Nationen werden von solch gewissenlosen Büreaukraten am Gängelband geführt und für Narren gehalten. Privatzänkereien zweier zur Gewalt Berufenen werden zu Staatsfragen umgestempelt, ganze Länder in Spannung, in Schrecken, Angst und Panique versetzt, weil sich die Herren Minister zu zanken belieben. Des Landes Wohl und Wehe balancirt auf der Messerspitze eines verknöcherten Gesellen, dem freilich an Land und Leuten nichts liegt, wenn nur von ihm gesprochen wird und Alles nach seiner Schablone geht. Das nennt man Diplomatie. Dann las ich alle Spalten angefüllt mit Klosterstürmereien in Wien und Berlin; die liberale Presse jubelt darum und preist die Rückkehr des goldnen Zeitalters. Das ist Freiheit.

Heute wurde ich von einem Banquier eingeladen, mit ihm eines der hier sehr üblichen amerikanischen Trabrennen zu sehen. Wir fuhren in seiner Equipage, einem sehr netten, leicht gebauten Kutschier-Wägelchen, mit außerordentlich dünnen Rädern, eine Eigenschaft, welche allen amerikanischen Gefährten eigen. Täglich und stündlich mache ich die Bemerkung, daß die Pferde alle so kräftig und wohlgenährt aussehen, seien es Karren- oder Chaisenpferde, und daß alle kugelrund sind. Wir kamen auf sehr guter Straße, die so breit ist,

wie man sie in Deutschland gar nicht kennt, durch den wundervollen Brooklyner Park; wie der Wind flogen wir dahin und trafen auf dem Rennplatz eine gewählte elegante Gesellschaft, aus der ich einige wenige Herren kennen lernte. Ich hatte eine Ehrenkarte erhalten und stand auf der sehr geschmackvoll eingerichteten Tribüne, von deren höchster Gallerie aus ich die reiche, lohnende Aussicht bis auf das ferne blaue Meer genoß. An dem Buffet dienten ausschließlich Neger. Schwarze gibt es zu Tausenden in jeder großen Stadt Amerikas. Obwohl die Sclaverei aufgehoben, und die Neger politisch frei sind, so bilden sie doch fast durchgehends die dienende Classe. In Civilkleidung finde ich sie sehr spaßhaft aussehend, beinahe maskirt; es scheint mir immer, als ob sich der seltsame schwarze Kerl nicht wohl fühle in seinem modernen Gewande — sie machen alle ein ganz sonderbares Gesicht. Da lasse ich mir die Freiligrath'schen Mohren gefallen, den Purpur-Shawl in den Locken, und die Löwen-Haut um die Schultern. Diese sah ich hier noch nicht. Die gewöhnlichen, denen ich auf Schritt und Tritt begegnete, sehen äußerst nüchtern aus, von rothen Lippen keine Spur, ohne Nasenbein, affenartig Mund und Hände. Das Trab-Wagenrennen interessirte mich sehr, da es das erste war, welchem ich jemals beiwohnte. Die Bahn betrug eine englische Meile. Zwei sehr berühmte Pferde liefen um den Preis; welches von ihnen dreimal zuerst angekommen, sollte Sieger sein. Das Tempo war rasend schnell. Doch war die Aufregung des Publikums lange nicht so bedeutend als in Wien bei ähnlichen Gelegenheiten. — Denselben Abend brachte ich in einem munteren, gemüthlichen deutschen Club zu, wo es fröhlich und sangeslustig zuging. Einem nach Europa abreisenden Mitglied des Vereins gaben seine Freunde ein Abschiedsfest. Es währte bis zur späten Stunde, und in tiefer Mitternacht setzte ich von Brooklyn über den East River nach der Stadt über. Hier ging es zu Fuß, am Ufer des Hudson hinauf, bis ich zur Ferry kam, die nach Hoboken führt. Zu meinem Hotel hatte ich dann vom Wasser aus

nicht mehr weit. War das nicht eine ganz große Reise, die ich unternehmen mußte, nur um mein Lager aufzusuchen?

Einen andern Abend verbrachte ich mit meinem Freund von der Seereise in dreistündigem Spaziergange am Ufer des Hudson entlang. Es war eine herrliche Promenade. Die Stille des vom prächtigen Sternhimmel erleuchteten Flußes contrastirte wohlthuend mit dem jenseitigen geräuschvollen, gasbeleuchteten Ufer der New-Yorker Seite. Ein Weg führt hart am Wasser hin und verläuft allmälig unter hohe Bäume. Wir saßen lang am Ufer und konnten uns schwer entschließen unser trauliches Plätzchen zu verlassen. — Meine Zeit ist immer ganz ausgefüllt; selbst die schönsten und belebtesten Plätze der Stadt konnte ich noch nicht besuchen, da mir die Zeit dazu mangelte. Mein hiesiger Aufenthalt wird sich wohl zu einem mehrwöchentlichen ausdehnen. Heute will ich dem norddeutschen General-Consul einen Besuch machen.

Noch erübrigt mir Einiges über die Seereise zu sagen, worauf Ihr gewiß sehr gespannt seid. — Am Abend jenes Tages, an welchem ich Euch von Havre geschrieben, machte ich einen charmanten Spaziergang auf die Höhe hinter der Stadt, welche terrassenförmig emporsteigt und über und über mit Gärten und Villen bedeckt ist. Oben längs der Anhöhe führt die rue de la côte, von wo man eine wahrhaft brillante Aussicht genießt über die zu Füßen liegende Stadt mit alten Thürmen und Klöstern, dahinter das blaue Meer mit seinen zahllosen Schiffen und Segeln und zur linken Seite auf die Mündungen der Seine. Ich war zum ersten Mal im Leben auf französischem Boden; zugleich war es der letzte Abend in Europa, und ich freute mich, ihn so genußreich zuzubringen. Tags darauf verließen wir den Hafen, und somit die europäische Küste, um nach vielen ungewissen Tagen jenseits des Oceans wieder aufzutauchen. Ich stand lange auf dem Verdeck, zu sehen wie das Land allmälig unseren Blicken entschwand. Die Beleuchtung des Meeres war interessant, wahrhaft malerisch; aus jeder Welle reflectirte der Regenbogen. Stunden lang

stand ich über das Geländer gebeugt; „Ich sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu“. Dieser Tag war der einzige der ganzen Seereise, an dem ich mich vollkommen wohl fühlte. Ich schmiedete alle möglichen Pläne für die kommenden Tage, was ich Alles thun, wie ich Alles im Schiff bis ins Kleinste besichtigen wolle, wie viel nähere Bekanntschaften schließen, welche Lektüre vornehmen, und so weiter bis ins Unendliche. Ich schmauchte meine Cigarrette nach Herzenslust und hielt die Seekrankheit für ein Märchen aus vergangenen Tagen. Da sie sich zuweilen erst nach und nach entwickelt, und weil das Wasser im Canal nicht hoch ging, und wir niemals starken Wind hatten, fühlte ich mich ganz heiter, hatte nicht die geringste Angst vor dem Eintritt des früher gefürchteten Uebels. Ich dachte mir, alle Furcht sei thöricht, da sie nichts ändern könne, und daß man doch nicht sterben würde, selbst wenn es toll zuginge. Der Doktor übrigens prophezeite mir noch Tage der Trauer. — Am 22. in der Frühe hatten wir den Canal verlassen und trieben nun im Atlantischen Ocean auf hoher See. Die Bewegungen des Schiffes waren schon merklich andere, viel stärker als alle Tage zuvor. Ich stand mit unbehaglichem Gefühle auf, dachte des Festtags in der Heimath und schleppte mich den Vormittag noch leidlich herum. Ein Buch von Rousseau war mir schon zu schwere Kost in meinem Zustand; ich mußte es bei Seite legen. Nachmittags legte ich mich nach meiner ganzen Länge mitten auf dem Verdeck vor allen Leuten ungenirt auf den Boden, und hatte eine Lektüre gewählt, welche mein volles Interesse von der unbehaglichen Situation abzöge, ohne meinen Kopf anzustrengen. Es war dies Emilie Galotti, die ich von der ersten bis zur letzten Seite in einem Athem durchlas. Der weitere Tag verlief still und etwas gedrückt. Das Rauchen hatte ich unterlassen; erst auf dem festen Boden Amerikas griff ich wieder zur rothen Cigarrettentasche. Der folgende Tag begann so, wie der erste aufgehört: ich fühlte den Kopf beklommen, die Laune gedrückt und den Appetit sehr kümmerlich. Es war eine Art Gretchen-Zustand: Meine Ruh' ist

hin, mein Herz ist schwer; finde sie nun und nimmer mehr." Bis Nachmittags hielt ich mich aufrecht, kam noch zum Gabelfrühstück, hatte aber alles Interesse an der Schifffahrt, an dem ganzen Seewesen eingebüßt und empfand großen Ekel vor allem Essen. Um zwei Uhr legte ich mich in meiner Cajüte aufs Canapé, las mit Mühe ein paar Seiten und brachte den weiteren Tag und Abend ohne jede Speise und Trank liegend zu. Den 24. blieb ich zu Bett, schlürfte in der Frühe einen Schluck Thee und sah dem elendesten Tag der Reise mit Resignation entgegen. An diesem Vormittag hatte ich mehrere Entäußerungen meines Innern zu bestehen, welche gallig endeten. Es gab Augenblicke, in denen ich entsetzlich elend war; dann machte ich mir wieder die derbsten Vorwürfe, die Reise überhaupt unternommen zu haben und sagte mir stets, wie viel besser es gewesen, wenn ich daheim geblieben. Dann verwünschte ich die ganze Reise und dachte, die Zeit würde wohl nie herumgehen, bis wir nach Amerika kämen. So lange dünkten mir die Minuten und Stunden. Mittags quartirte ich mich wieder aufs Canapé, wo ich zwei Mal vier und zwanzig Stunden regungslos verblieb. Appetit hatte ich gar keinen, obgleich ich an der Stelle meines Magens eine unendliche Null verspürte. Mehrere Tage aß ich nichts als Suppe und Compot. In meiner Krankheit machte ich eine interessante Erfahrung. Mein Interesse an mir, an meiner Umgebung, an der Seereise, kurz an Allem, was mit der Gegenwart in Bezug stand, war völlig erkaltet. Alles war mir total gleichgültig, und dennoch konnte ich mich Stunden lang mit lebendigstem, wachstem Interesse in Reminiscenzen vergangner Zeiten ergehen; ich lebte in diesen elenden Stunden frühere, verjährte Erlebnisse mit allen nur erinnerbaren Details nochmals durch. Auf diese Weise verging mir die Zeit verhältnißmäßig wieder rasch. Ich verknüpfe hierdurch die Vergangenheit mit der Gegenwart und dulde keine Kluft zwischen einst und jetzt. Von Zeit zu Zeit frische ich mir Erinnerungen an vergangene Zeiten auf, Erinnerungen, die so lebendig gemalt werden,

so warm empfunden, daß ich glauben könnte, die dazwischen liegenden Jahre seien nie gewesen. Dann ist mir die Vergangenheit nicht vergangen und das längst Gewesene wird in die Jetztzeit fest und innig hineingewoben. Dadurch erkennt man, daß, komme was da wolle, ob Jahre und Zeiten sich aufthürmen zwischen einst und jetzt, ob alle Bedingungen, alle Zeiten und Verhältnisse sich ändern werden, man dennoch im tiefsten Innern man selbst bleiben kann. Bei mir war die Seekrankheit weit mehr ein Leiden des Kopfes als des Magens, mehr der Vorstellung als der Wirklichkeit. Meine Phantasie war z. B. außerordentlich rege, und Nichts von Allem war mir so fatal, als der Ton der Eßglocke, welche mir den ganzen Ekel der Mahlzeiten unwiderstehlich vor die Seele führte; ich entsetzte mich jedesmal vor diesem Ton, und mein Widerwille gegen ihn war weit intensiver als mein Abscheu vor dem Essen selbst. Ein Beweis dafür, daß mein Kopf viel angestrengter war, als der Magen, der doch zuweilen sein Compot recht freudig erwartete. Diese Abneigung gegen die Eßglocke verlor ich nicht bis zum letzten Tag, es schüttelte mich immer, wann ich sie hörte. Auch waren mir die großen und manchmal sehr starken Schwankungen des Schiffes lange nicht so unangenehm als die kleinen Schwingungen der Lampen und Gläser über dem Eßtisch; selbst als ich mich wohler fühlte, konnte ich mich nur sehr schwer entschließen, mich zu Tisch zu setzen. Dazu war mir der Geruch des Eßzimmers peinlich, so peinlich, daß ich lieber oben auf dem Verdeck an allen Gliedern fror, als daß ich hinunter durch das Eßzimmer gegangen wäre, um meine Plaid zu holen. In meinem Zustande bewahrheiteten sich Macbeth's Worte, die mir stets einfielen: „Vorhandenes Schreckniß ist nichts gegen der Einbildung Grauen“. Und meine Einbildung war nie reger als gerade in den Stunden, wo meine körperlichen Kräfte ziemlich paralysirt waren. Es war, als ob die ganze reelle Stärke des Leibes und des Willens sich in die flüssige Materie der Phantasie umgesetzt hätte; irgendwo muß die inwohnende Kraft sich äußern, selbst wenn es im täuschen-

den Spiel der Einbildung geschehen sollte. Von eigentlichem, von Anderen so schwer empfundenen Elend weiß ich beinahe nicht zu reden. Es kommt wohl daher, daß ich mich von Anfang an so ruhig und ergeben benommen habe. Hätte ich dagegen gekämpft und das Uebel zu überwinden gesucht, dann wäre es vielleicht peinlicher aufgetreten, aber auch rascher wieder vergangen. Daß ich es nicht gethan, hat meinen Zustand offenbar verlängert. Selbst in den Momenten, in denen ich mich verhältnißmäßig wohl befand, hatte ich das richtige Gefühl, daß es nur eine Haltstation auf der Leidensstraße der Seekrankheit sei, und daß nach derselben der Kreuzweg fortgesetzt und die Hitze des Tages nur um so brennender empfunden werden müsse.

Am 26. setzte ich mich in der Frühe im Regenwetter in meinen Plaid gehüllt und in eine von Freundeshand gespendete wollene Decke gewickelt aufs Verdeck und ließ mich mehrere Stunden antröpfeln. Ich hatte nur eine Empfindung, schreckliche Schwäche, die keinen Gedanken aufkommen ließ. Meinen Magen, den ich mehrere Tage ganz vernachlässigt, spürte ich überhaupt nicht mehr. Eine kleine Promenade auf dem Verdeck mußte ich abermals mit einer Herausgabe alles Genossenen bezahlen, worauf ich mich für den weiteren Verlauf des Tages wieder in meine Stille zurückzog. Den anderen Morgen erwachte ich mit dem momentanen Wahn, ich sei wieder gesund und frühstückte (zum ersten Mal in meinem ganzen Leben) eine Fleischspeise im Bett. Ich war nämlich gänzlich ausgehungert. Als ich hinauf kam, meinte einer der Herren, ich sähe aus, als wenn ich aus dem Wochenbett käme. Viele gratulirten mir zu meiner Wiederherstellung, die mir übrigens problematisch schien. Ich traute dem Handel nicht recht und war vollkommen mit dem Gedanken ausgesöhnt, erst am Tage der Ankunft mich vollkommen genesen zu fühlen. Als ich am 28. früh nach achttägiger Unterbrechung nothdürftig Toilette machen wollte, kostete es mich wieder die bitterste Galle. Hierauf beschloß ich, dem Wahne des Gesundseins

für immer zu entsagen. Mein Hauptquartier schlug ich nun im Speisesaal auf, wo ich beinahe 4 Tage und 4 Nächte ruhig auf dem Sopha liegend verbrachte. Ich sah viele Leute, beobachtete ihre Mahlzeiten, führte hin und wieder Conversation und las sehr viel. Letzteres, da ich es während der ganzen Krankheit viel gethan, milderte meine Leiden keineswegs; der Kopf wird dadurch immer angestrengt. Ich las eine ganze Menge Bücher, nur kein englisches, wie ich eigentlich gesollt; ich empfand eben in diesen elegischen Tagen wenig Neigung zu ernstem Studium. Meine sämmtlichen Bekannten des Schiffes sprachen deutsch. — Erst am Abend des letzten Tages fühlte ich mich wirklich ganz wohl und sah nun, obgleich ich wenig Freude auf der ganzen Reise gehabt, mit wohlgefälligem Blick auf dieselbe zurück. Desgleichen schreite ich getrost einer folgenden Seereise entgegen, obgleich ich die volle Gewißheit habe, dieselben Zustände nochmals durchkosten zu müssen. Von den Einrichtungen, Benennungen und Maschinen des Schiffes habe ich leider nichts gelernt; ich hatte es wohl gehofft, habe aber später alles Interesse daran verloren. Auch vom Leben und Benehmen der Passagiere während so langer Reise weiß ich wenig zu sagen und vertröste Euch auf spätere Erzählungen, vielleicht auf die Rückreise. Viele meiner Bekannten nahmen reges Interesse an meinen Reise-Projecten und beneideten mich. Keiner hatte so lange als ich mit der Seekrankheit zu schaffen; Manche hatten sie in wenig Tagen abgeschüttelt, Andere blieben ganz befreit.

Bis jetzt bin ich von allem Erlebten, Geschauten und Erfahrenen sehr befriedigt und hoffe, durch längere Anwesenheit und interessanten Verkehr mit hiesigen Männern mir mehr und mehr Einblick in die öffentlichen Verhältnisse des Landes zu verschaffen. Es wäre mir sehr lieb, zur Erweiterung meiner Kenntnisse der Landessprache und der sonstigen Zustände in manche amerikanische Familie aufgenommen zu werden; ich werde darnach trachten.

Ein wirklich klarer Einblick und richtiges Urtheil über ein solch ungeheueres, von Europa ganz verschiedenes Land läßt sich erst

mit der Zeit gewinnen; in den ersten Tagen braust und schwirrt es Einem vor und in dem Kopf, und man hat nur alle Mühe anzuwenden, um ihn nicht selbst zu verlieren. Wenn sich dann später die Wellen wieder gelegt und Ruhe auf und unter der Oberfläche eingetreten, dann vermag das Auge tiefer zu schauen; so hoffe ich. Es ist ein eigenes, vielleicht großes Gefühl, im Gewühl einer Weltstadt unbekannt und namenlos durch die Straßen zu wandeln, ganz auf eigenen Füßen stehend, von allen seinen Lebensbeziehungen abgelöst, von niemand gehalten und getragen, und auf sich selbst angewiesen zu sein. Man tritt der Außenwelt viel unbefangener entgegen, betrachtet sie nicht mit den Augen eines bestimmten Berufs, nicht mit der Brille eines gewissen Standes, nicht mit dem Selbstgefühl einer bestimmten Nation, nicht mit der Beschränktheit einer gewissen Passion, nicht mit dem Vorurtheil einer bevorzugten Stellung, nicht mit der Absicht diesen oder jenen Zweck zu erreichen, nicht in Hast und Eile seinen eigenen Vortheil zu erspähen; — man tritt nur als Ich dem Du, Er und Sie entgegen, nur einer dem andern, abgesondert von allen zufälligen Verhältnissen und Beziehungen. Man empfindet ein wahrhaft kosmopolitisches Gefühl. — Den Eindruck des Ehrwürdigen wird New-York niemals machen; dazu mangelt der Stadt das Alter, die Palläste, die mittelalterlichen Dome, überhaupt alle historischen Merkmale — aber man wird den Eindruck eines maßlos zum Unendlichen anstrebenden Ganzen empfangen, wenn man die endlose Ausdehnung betrachtet, die vielen tausend Schiffe und Maste, das Wimmeln der Menschheit und den nimmer rastenden Verkehr. — Gestern sah ich den ersten und einzigen Soldaten; er stand Schildwache vor einem Fort am Meer. In der ganzen Stadt trifft man niemals eine Uniform. Ich genieße jetzt zum ersten Male in meinem Leben meine volle Freiheit mit dem sicheren Bewußtsein, meine Tage und Stunden nicht in gewohnter, nutzloser Weise hinzuschleppen. Ich lebe zum ersten Mal nach meiner Façon, nach meinem Innern, nach meiner Persönlichkeit, unbeeinflußt von

kleinen äußern Lebensumständen, von mir innerlich fremden Menschen; ich kann meinen Blick hinaus richten über die Grenzen eines eng gesteckten Kreises, bin nicht den Sitten und Gebräuchen meiner Umgebung unterworfen, brauche mich nicht zu kümmern, was Andere bon genre nennen, und anerkenne keine Mode, in keiner Beziehung. Ich bin ganz frei und fessellos.

III.

New-York, 10. Sept. 1869.

Eigentlich bin ich träg im Schreiben, obgleich ich nichts zu thun habe, als in der Stadt herum zu laufen, um hie und da Leute kennen zu lernen. Hierzu gehören der norddeutsche und österreichische General-Consul, welchen ich Besuche machte. Von beiden wurde ich freundlich, förmlich oder, wenn ihr wollt, steif empfangen. Es kommt auf eins heraus. Man wechselt Artigkeiten, ergeht sich in Phrasen, spricht gegenseitige Freude aus, offerirt sich Liebenswürdigkeiten, und ist sehr froh, wenn die Thüre wieder als Scheidewand zugefallen. Ganz genau wie immer und überall in der großen Welt. Der Norddeutsche lud mich zum Diner. Unter den vierzehn Geladenen erschien ich zuerst. Ganz europäisch hatte ich meinen Frack angezogen, fand aber die meisten Uebrigen im schwarzen Rock. Selbst der Hausherr hatte sich's leicht gemacht. In nicht geringe Verlegenheit gerieth er, als in seinem ganzen Haus das Licht nicht brennen wollte, und wir 20 Minuten im Dunkeln saßen. Ich lernte hiebei einige interessante, distinguirte Männer kennen, welche sich freundlich erboten, mir in meinem Reisezwecke förderlich zu sein. Manche unter ihnen waren in früheren Jahren in Erbach gewesen und sprachen mit Entzücken von den dortigen Sammlungen. Zu meiner großen Freude kam auch unser Capitän von der „Amerika" zu Tisch; es war mir sehr lieb, diesen braven Mann vor seiner Rückkehr nach Europa nochmals zu sehen. Man ist immer glücklich,

ehemalige Reisegefährten wieder zu treffen, wo immer es sei. Mit ihm wanderte ich den weiten, weiten Weg nach Hause. Hier ist es immer sicherer und heimlicher des Nachts zu zweien zu sein, da besonders die Straßen in der Nähe des Wassers nicht von den best beleumundeten Leuten heimgesucht sein sollen; doch habe ich noch nichts Schlimmes erfahren.

Eine kleine Excursion unternahm ich vor einigen Tagen nach der vor der Bay von New-York gelegenen Insel Staten-Island, die zu den reizendsten Punkten gehört, die ich noch gesehen. Ich war in Gesellschaft eines Kaufmannes, an welchen ich warme Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Er stammt aus einer alten Bremer Patrizierfamilie und beharrt darauf, sich und seine Familie durchaus nicht zu amerikanisiren. Die Verbindung zwischen der Stadt und Staten-Island ist, ebenso wie die der beiden Hudson-Ufer, durch große Dampffähren hergestellt, die Equipagen, Thiere und Menschen zu gleicher Zeit befördern. Sie fahren ungemein schnell und gehen alle Stunde; der Verkehr auf denselben ist sehr belebt, und die Schiffe sind meist ganz voll. Die Ueberfahrt nach Staten-Island ist wundervoll; die Bay von New-York sieht aus wie ein von allen Seiten durch Land eingeschlossener See, und gerade die obgenannte Insel bietet der Bucht einen wundervollen Rahmen. Eine lange, schmale Hügelkette, ganz mit Villen, Kirchen, Gärten, Bäumen und üppigem Grün bedeckt, scheint sie aus dem Meere herausgewachsen. Ich konnte mich nicht lange aufhalten, besuchte nur eine der Villen und unternahm einen kleinen Spaziergang. Auf nächsten Sonntag bin ich dahin eingeladen, um alle Schönheiten genau zu betrachten; dann will ich Euch davon erzählen; heute wüßte ich nur spärliche Kunde zu geben.

Heute Nachmittag machte ich allein einen Ausflug nach Greenwood, dem berühmten Kirchhof New-Yorks. Er liegt jenseits des East-River, hinter Brooklyn. Ich hatte viel davon gehört und wurde öfters erinnert, diese seltene Sehenswürdigkeit nicht zu versäumen. Eine Pferdebahn brachte mich hin. Schon das Portal

in rothen Sandsteinquadern im reichsten gothischen Styl ist wahrhaft imposant; es ist verziert mit prächtigen Sculpturen, Scenen der heiligen Schrift darstellend mit Bezug auf die Auferstehung. Wer hier hindurch geschritten ist und innerhalb der Kirchhofmauer sich befindet, wird vor Allem den Eindruck eines freundlichen Parkes empfangen, der sich unendlich unermeßlich ausdehnt und an Abwechslung mit den schönsten Gärten der Welt wetteifern kann. Nichts Schauerliches sieht man, was an Verwesung mahnt, sondern Beete, Blumen, herrliche und seltene Bäume, Fontainen, See'n, sorgsam und elegant gehaltene Wege und, dazwischen hineingestreut, unter schattigen Büschen majestätische Grabmonumente, zuweilen Säulen, dann Standbilder, manchmal gar Capellen, welche wunderlieblich mit frischem Grün geschmückt dem Besucher sich präsentiren. Der Ort des Todes ist hier vollständig in ein Paradies verwandelt. Mir that es wohl zu sehen, mit welcher Pietät und Sorgfalt man die Ruhestätte der Seinigen pflegt und wartet, während bei uns die Kirchhöfe immer ein Ort des Schauers sind, woran man selbst am hellen Tage nicht gern vorübergeht. Ich promenirte Stunden lang in Greenwood, ging immer weiter und weiter und war endlich vollständig verirrt; ich wurde es gar nicht müde, in den so überaus schönen Anlagen mit den süperben Monumenten umher zu wandeln. Unter letzteren sind Obelisken, Säulen und Grabtempel vorherrschend zu finden, während ich verhältnißmäßig sehr wenige Kreuze bemerkte. Bei dieser Art des Beerdigtwerdens mag die Eitelkeit eine Hauptrolle spielen, und die Monumente vielfach mehr des Publikums halber als dem Verstorbenen zu Liebe errichtet sein. Manche dieser Denkmäler haben mich wahrhaft entzückt; der weiße Marmor nimmt sich auf dem saftigen Hintergrunde des Waldesgrüns besonders frisch aus. Wer in New-York reich und elegant ist, läßt die Seinen in Greenwood begraben. Uebrigens sind die Beerdigungen ziemlich unfeierlich; der Leichenwagen geht im Trab über Stock und Stein, und kein Mensch lüftet den Hut im Vorüber-

gehen am Leichenzug. Auch der Tod wird geschäftsmäßig behandelt. — Als ich von da zurückkehrte, besuchte ich das Stadtgefängniß, welches wegen seiner Aehnlichkeit mit ägyptischen Gräbern vom Volksmunde die „Tombs“ genannt wird. Ich interessirte mich für dasselbe, eben weil es in ägyptischem Styl gebaut ist. In dieser Stadt, wo Kunstsinn, Kunstgegenstände und -Interesse so sehr mangeln, war mir dies Gebäude besonders aufgefallen. Inwendig war ich nicht, da es mir nur darauf ankam, ägyptische Architektur zu sehen. Mächtige Proportionen mit der sich darin aussprechenden monumentalen majestätischen Ruhe machen auf mich einen imposanten Eindruck, weil mir zugleich der Gedanke kommt, diese Säulen, diese Quadern seien für Jahrtausende gebaut. Die amerikanischen Häuser sind meist nur für die Dauer weniger Jahre berechnet. Ruhe ist hiebei gar keine, Alles in Hast und Eile. Wohin? Das wissen sie am Ende selbst nicht. In erster Linie jedenfalls nach Geld. Da hier Alles dem Gewinn so ungemein nachjagt, und die Thätigkeit fast nur auf materielle Dinge gerichtet ist, so sind die Menschen hier sehr erfinderisch und anderen Ländern in der Industrie voraus. Aber gut und schön zu arbeiten kommt den Amerikanern nicht in den Sinn; das würde Zeit rauben, und Zeit ist Geld, darum ist hier Alles nur für den Schein berechnet; das Solide findet seine Wohnung nicht, und der Schwindel hat Haus und Heimath. Aber an Rührigkeit und Arbeitsfleiß können andere Völker von Amerika vieles lernen. Müßiggänger sah ich wenige. Auf den Straßen selbst, in den Wirthshäusern, ja beim Essen reden die Leute nur von den Coursen. Wie oft kommt es vor, wenn ich mit einem meiner Bekannten beim Speisen bin, daß plötzlich ein Anderer den Hut auf dem Kopf hereinstürmt, ein paar athemlose Fragen über 16 1/4 oder 18 3/8 hinwirft und ebenso besinnungslos hinaus stürmt. Die Leute reden sich niemals anders an als mit einer auf den Geld-Cours bezüglichen Frage. Eine eigentliche Börse wie in den europäischen Städten giebt es hier nicht; die Geschäfte werden alle auf der Straße geschlossen. Die

bedeutendste und belebteste Straße für den Geldmarkt ist Wallstreet. Einen wahrhaft widerlichen Eindruck gewährte ein kurzer Besuch der s. g. Goldbörse, wo das Gold zum Kauf und Verkaufe ausgeboten wird. Wenigstens dreißig Stimmen schreien gemeinsam durcheinander. Es war ein wahrer Höllenspectakel, für den Zuschauer eine wirklich babylonische Verwirrung, aus der nicht klug zu werden war. Und dennoch soll kein einziges Wort aller dieser Schreihälse verloren gehen. Die Beobachtung dieser Leute, deren einziges und ausschließliches Interesse das Agio des Goldes ist, und wie Jeder den Andern am leichtesten betrügen mag, dabei die furchtbare Gier und Habsucht, waren wahrhaft peinlich. Ich kann dies ganze Treiben nicht anders als dämonisch nennen. Es ist die Anbetung des goldenen Kalbes in viel grasserer und scheußlicherer Weise, als sie am Berge Sinai vor Jahrtausenden geschah. Ein Moses thäte noth, der den Götzen zertrümmerte und die steinernen Tafeln zerschmetterte, aber nicht auf der Erde, sondern an ihren eigenen verstockten Häuptern. Und trotz dem bekommt man einen hohen, gewaltigen Begriff von der Leistungskraft und Fähigkeit der Menschen, von dem Zusammenwirken Aller zu einem einheitlichen Ziel. New-York gibt das anschaulichste Bild einer Handel treibenden Stadt, und in unsern Tagen kann es nur von hohem Nutzen sein, einige Zeit hier zugebracht zu haben, um an Ort und Stelle die Anschauungen und Bestrebungen kennen zu lernen, die in der Gegenwart alle Welt bewegen. Alle Vorzüge und alle Schwächen unseres modernen Zeitalters kann man hier aufgerollt finden, wo sich Alles schrankenlos aus sich selbst entwickelt. Und wer hiesige Verhältnisse und Zustände kennen gelernt, wird über keine politische Erscheinung auf dem europäischen Continent mehr erschrecken und erstaunen, sondern wird im Gegentheil dieselben klarer und ruhiger beurtheilen können und Mittel und Wege finden, wie er solche Erscheinungen fördern oder ihnen steuern soll. Es ist z. B. ein großartiger Zug dieses Volkes, daß für die Hinterbliebenen des vor wenigen

Tagen verstorbenen Kriegsministers, eines im Felde ausgezeichneten Generals, zwischen dem Tage des Todes und der Beerdigung schon etwa 30,000 Dollars zusammengeschossen wurden. So achtet man hier das Verdienst. Bei uns müssen alle großen Männer Hungers sterben und ihre Kinder betteln gehen.

Heute war ich zum ersten Mal in einem amerikanischen Theater. Der englischen Sprache nicht sehr mächtig und außerdem ohne jegliches Interesse für das Theater in fremden Städten, hatte ich bisher nie daran gedacht, eines der vielen Comödienhäuser zu besuchen. Da gewahrte ich heute Abend halb Acht in einer Zeitung, daß irgendwo von der besten Truppe der Stadt „Othello" gespielt werden sollte. Ich ließ mir den Ort beschreiben und eilte, da ich sehr weit davon entfernt wohne, auf den Flügeln der Spannung hin, bezahlte mein Billet und gewahrte erst oben, daß ich in ein falsches Haus gekommen war, woselbst eine grenzenlos dumme Posse gespielt wurde. Anfangs ärgerte ich mich, mußte aber schließlich herzlich lachen, da die Leute famos spielten. Als der Vorhang gefallen, eilte ich hinaus um meinen „Othello" dennoch aufzusuchen. Ich fand ihn auch richtig und zwar in einem sehr heldenhaften Moment. Der Unternehmer oder Eigenthümer, Booth, Bruder von Lincoln's Mörder, ein sehr berühmter Künstler, gab den Jago, befriedigte mich jedoch nicht sehr, da er zu viel deklamirte, mit der Stimme tremulirte und zu glatt und schlüpferig war, so daß dessen Bosheit nicht nur für den einsichtsvollen Zuschauer, sondern auch für den naiven Othello schon zu entdecken war. Othello gefiel mir besser; er hat eine gewaltige Stimme, und wenn er auch manchmal mit derselben des Guten zu viel that, so hat er doch eine schöne edle Auffassung und einen ästhetisch effectvollen Vortrag. Ganz befriedigt konnte ich freilich nicht sein, weil ich gerade in Bezug auf diese zwei Rollen von Wien her außerordentlich verwöhnt bin. Doch möchte ich die Vorstellung eine recht gelungene nennen; leider konnte ich nur einen Act blei-

ben, da ich viel zu spät kam und bei Zeit wieder zu Hause sein wollte.

Vor wenigen Tagen besuchte ich das sog. Stewardhouse, den größten Bazar in ganz New-York. Das ganze colossale Haus macht Front nach drei Straßen und ist durch alle drei Stockwerke Verkaufslokal. Tuchwaaren, Teppiche, Leinwand ꝛc. sind die gangbarsten Artikel. Man macht sich keinen Begriff von der Großartigkeit dieses Geschäftes, welches allen Leuten, selbst wenn sie nicht kaufen, zur Besichtigung offen steht. Prozessionartig ziehen die Menschen aus und ein. Ich war nur im unteren Raum; der hat die Größe einer mittleren Kirche. Jeder Artikel hat sein eigenes sehr nett hergerichtetes Departement.

Das Gedränge um die Nachmittagsstunden im Broadway übersteigt in der That alle Vorstellung; ich hielt es nie für möglich, daß eine solche Menge Equipagen in Kreuzungspunkten von vier Seiten, doppelt und dreireihig, auf einander losfahren und sich dennoch ohne Unglück entwirren könnten. Gott zum Gruß!

IV.

New-York, 11. Sept. 1869.

Das war ein sehr interessanter Tag für mich, der heutige, theuere Eltern. Ich besuchte zum ersten Mal eine öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalt. Seit mehr als zwanzig Jahren besteht hier eine Gesellschaft unter dem Schutze des Staates, welche die Bestimmung hat, sich der armen und hülfsbedürftigen Auswanderer, die hier ankommen, liebreich anzunehmen. Früher fielen die armen Geschöpfe, die hier den fremden Boden fremd betraten, meist sogleich in die Hände von Schurken und schlechten Leuten, die sich's angelegen sein ließen und ein Gewerbe daraus machten, ihre unglücklichen Opfer möglichst schnell und gründlich auszuplündern und sie jammervollem Elend, wenn nicht gar dem Untergang, preiszugeben.

Diese Gesellschaft nun, die hauptsächlich von Deutschen gegründet wurde, hat all diesem Jammer vielfach abgeholfen und sorgt in ausgezeichneter Weise für die Noth, Krankheit und Bedürftigkeit aller Auswanderer. Jeder von Europa nach Amerika Reisende, ohne Ausnahme, hat die Verpflichtung, an dieses Institut 2½ Dollar zu bezahlen, genießt aber hierfür die Wohlthat, wenn er sich als mittellos und hülfsbedürftig ausweisen kann, durch volle fünf Jahre in gänzliche Verpflegung des Institutes treten zu dürfen. Mit 2½ Dollar für fünf ganze Jahre! Ist diese Einrichtung nicht glänzend und imponirend? Wie viele europamüder, hier in der neuen Welt das Paradies hoffender, aber selten findender Unglücklichen wären ohne dies Institut nicht unsäglichem Jammer anheim gegeben! Selbst ich, wenn ich vollkommen gegenüber dem Nichts wäre, hätte Anspruch auf dieses Institut, nachdem ich meine 2½ Dollar bezahlt. In diesen Tagen lernte ich einen der Direktoren jener Anstalt kennen, Herrn Friedrich Kapp, einen ächten biederen Deutschen, Advokat in New-York und Hauptvertreter des Deutschthums in Amerika. Besonderes Verdienst hat er sich durch ein Buch erworben, welches die Einwanderung der Deutschen in Amerika behandelt; desgleichen durch ein Werk über die Sclavenfrage. Mir erbot er sich sehr freundlich, wenn ich Interesse daran nähme, mir sämmtliche Einrichtungen des Auswanderer-Institutes zu zeigen, und wir beschlossen die Expedition für den heutigen Mittag. Auf der südlichsten, ziemlich schmal ins Meer hineinragenden Spitze New-Yorks befindet sich ein kleiner Park, Castlegarden — mir ahnt, daß ich schon davon geschrieben habe, doch weiß ich es in meiner Zerstreutheit nicht genau — nebenbei ein runder, massiver Thurm, Battery genannt, welcher früher als Fort benutzt worden. Jetzt dient er als Central-Büreau der Gesellschaft. Alle hier eintreffenden Zwischen-Decks- (das heißt nicht Cajüte-) Passagiere werden hier abgeladen und von da aus weiter befördert, sei es zu andern Schiffen, sei es zu Bahnhöfen oder in die Stadt. Dabei sind große Hallen für's Gepäck, Wartesäle, Schlafsäle und Räume

für solche, die sich den Tag über hier aufhalten wollen. Die Spitäler, Armenhäuser, Arbeitslokale, Irrenhäuser u. s. w. befinden sich alle auf Warks-Island, einer Insel, 3/4 Stunden von Castle-Garden entfernt. Unsere Expedition begann gegen ein Uhr. Nach Besichtigung aller Einrichtungen in Castle-Garden bestiegen wir ein hierzu bestelltes Boot und fuhren in brennender Hitze zwischen New-York und Brooklyn den East-River hinauf nach Warks-Island. Die Aussicht auf beide Städte, die Mastenwälder, die großen Kriegsschiffe mit ihren weit ausgedehnten Docks und auf die mancherlei Inseln war sehr lohnend und entschädigte uns einigermaßen für die Unbill der Sonne. In Warks-Island eingetroffen, wohnten wir zunächst der Aufnahme jüngst angekommener Auswanderer bei. Dabei gewahrte ich manche arg bedauernswerthe Erscheinungen. Da kommen viele Leute von Europa herüber, die dort nicht zum Ziele kamen und ihr Glück in der Fremde versuchen wollen, träumen vom gelobten Land Amerika und müssen gleich nach ihrer Ankunft in ein Rettungs- oder Armenhaus gebracht werden. Wie zu bedauern sind so viele, die nicht einmal eine der drei Hauptsprachen der Civilisation, deutsch, englisch oder französisch verstehen und nicht wissen, wo aus, wo ein! Zum Glück für diese Anstalt sind die Procente der ihre Hülfe Ansprechenden sehr gering; sonst könnte sie beinahe gar nicht bestehen. Jährlich kommen einige Hunderttausend Mal 2 1/2 Dollar ein. Von dieser Rente werden alle Unglücklichen verpflegt. Ich kann diese Wohlthat nicht hoch genug anschlagen. Innerhalb fünf Jahren kostenfreier Verpflegung wird es doch manchem Berufslosen möglich sein, sich um eine Stelle umzuschauen, die ihm Leben und Unterhalt gewährt.

Zunächst besahen wir die Spitalsräumlichkeiten, die nach den verschiedenen Krankheiten und den Geschlechtern abgetheilt sind. Ich erstaunte, in den Krankenzimmern, statt gewohnter Stickstoffluft und beengender Atmosphäre, die wohlthätigste Frische zu finden. Die Betten sind alle ganz reinlich, die Zimmer, Fenster und Gänge von bedeutender Höhe, letztere von verschwenderischer Ausdehnung;

vortrefflich sind die Ventilationen. In einem der Räume des Erdgeschosses befindet sich ein ungeheures Rad, welches, durch Dampf getrieben, sich 82 Mal in der Minute umdreht und durch Luftcanäle wie durch Adern eines lebendigen Organismus in alle Gemächer stets frische Atmosphäre führt. Dazu sind die Fenster der Krankenzimmer meist geöffnet, und endlich tragen die geschlossenen Jalousien zur Förderung gesunder Luft bei. Am Raum wird in dieser Anstalt nicht gespart! Wüßte man es nicht, man würde nimmer daran denken, sich in einem Spital zu befinden. — Dann ging es in die Waschküche, wo in einer Reihe eine große Menge von Waschtrögen aufgestellt ist, welche alle durch nebenbei befindliche Krahnen mit heißem und kaltem Wasser gefüllt werden können. Jedes Mitglied der Anstalt ist verpflichtet, selbst seine Wäsche zu besorgen; bei den Kranken geschieht es vermittelst Dampfes. Auch die Küche, wo Alles mit Dampf gekocht wird, besichtigten wir. Mich interessirten sehr die Kleider-Magazine, wo uns die Beschließerin das ungeheuer reiche Arsenal an Garderobe aller Art zeigte. Für Kranke, Arme, Irre gibt es Sommer- und Winter-Kleider für beide Geschlechter; die es nöthig haben, werden von Kopf bis zu Fuß frisch gekleidet. Alle Ankommenden werden angehalten, am ersten Tag ein reinigendes Bad zu nehmen und sich der mitgebrachten ungebetenen Gäste zu entledigen. Nach Thunlichkeit werden die Gesunden zur Arbeit genöthigt. Alles was ich von Einrichtungen dieser Anstalt gesehen habe und mir erklären ließ, hat mir bewunderungswerth gefallen, und es zeigt sich hierin der große Sinn der Amerikaner, daß Alle zum gemeinen Besten ihr Scherflein beisteuern. — Schließlich betraten wir noch das Irrenhaus. Man thut hier einen flüchtigen, aber erschütternden, nie zu vergessenden Einblick in die furchtbare Nachtseite der Menschheit, in das denkbar größte menschliche Elend. Die Eindrücke, die ich hier empfing, werden mir für alle Zeit im Gedächtniß bleiben; bei längerem Verweilen in solchen Räumen würde ich Gefahr laufen, selbst den Verstand zu verlieren. Schiller im Lied von

der Glocke hat entsetzlich Recht, wenn er klagt: der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn. Ich dachte mir hierbei, Entsetzlicheres als solch ein Zustand könne Einem auf Erden nicht passiren, und man sollte täglich Gottes Gnade anflehen, um nicht die schrecklichste seiner Geißeln fühlen zu müssen. Wenn etwas auf Erden berechtigen könnte, an der barmherzigen Vorsehung Gottes zu zweifeln und eine zweckmäßige Ordnung und Leitung der Welt zu läugnen, so wäre es solch ein Blick in die furchtbaren Tiefen menschlicher Zerrüttung, welche drohen, Einem den Glauben an die Schöpfung des Menschen nach dem Ebenbilde Gottes zu rauben. Und dennoch zeigt sich die allgewaltige Gerechtigkeit Gottes niemals gewaltiger als in der Verhängung solcher entsetzlicher Strafen über die Menschen. „Und das menschliche Herz soll von ihm genommen und ihm ein viehisches Herz gegeben werden." Diesen Spruch sieht man hier in gräßlicher Erfüllung. Als die Völker der Erde in thörichtem Wahn einen Thurm bauten und den Himmel stürmen wollten, fuhr die Macht Gottes herab und verwirrte ihre Sprachen und Zungen. Wenn aber die Menschen ihrer hohen Abkunft, ihres großen Zweckes vergessen, durch ihre Missethaten sich zum Thier erniedrigen, dann fährt Gott wieder hernieder und verwirrt ihnen den Verstand. — Erst gingen wir in den Hof, wo die Männer versammelt waren, dann in den der Frauen. Ich habe es öfter sagen hören, viel gräßlicher und grauenhafter als ein irrer Mann, sei ein rasend Weib; diese Ansicht findet man allgemein vertreten. Ich für meine Person empfing heute entgegengesetzte Eindrücke. Bei den Männern ließ es mich zuletzt nicht mehr, es faßte mich ein Grauen, es ward mir unheimlich, es drängte mich fort, während ich mich bei den Frauen unter diesen Einwirkungen ganz ruhig befand. Die Männer standen oder saßen still im Kreise herum und hatten meist einen so stieren, gläsernen, geradezu thierischen Ausdruck, daß es mir jetzt noch in der Erinnerung schaudert. Wilde Aeußerungen that kein Einziger; sie machten Alle den Eindruck fürchterlicher Verkommenheit.

Wie Schatten nur wandelte die Mehrzahl von ihnen, keiner Aufregung und keines Interesses fähig, um uns herum, — sie sahen aus wie von Gott gezeichnet für ihre Uebertretung. Die Frauen dagegen waren meist ein munteres, lustiges, lebendiges Völkchen, die uns umsprangen und sehr bekannt und geschwätzig thaten. Eine von ihnen hielt uns mit schriller Stimme und unglaublicher Beredsamkeit eine lange nicht enden wollende Rede, von der ich natürlich kein Wort verstand. Man sagte mir aber, daß die gelindesten Ausdrücke derselben Männer unter einander nicht ohne Erröthen aussprechen würden. Eine Andere lag auf dem Leib zu Boden und erhob ein mörderisches, scheußliches Geschrei, als eine der Wärterinnen sie aufrütteln wollte. Ihre gefesselten Füße deuteten auf Tobsucht. Ein sehr nettes sechszehnjähriges Mädchen, welches nicht im Entferntesten geisteskrank aussah, jetzt auch schon ganz geheilt sein soll, rührte mich sehr; ich sprach lange mit ihr, wobei sie mir von ihrer Heimath Alzey erzählte und sehr erfreut schien, als ich ihr sagte, wir seien halbe Landsleute. Eine Andere, sehr lebhaft, schüttelte mir in einem fort tapfer die Hand, schwatzte unglaublich viel mit mir und wollte schließlich meine Uhr haben. Nur mit Mühe konnte ich ihr dieselbe wieder entwinden. Eine fünfte, die in der Zwangsjacke steckte, stürzte schluchzend auf mich zu und heulte, ich sei ihr Bruder. Ein mitleidig freundlicher Blick von mir bestärkte sie in ihrem Wahn. — Es herrscht ein ungeheurer Spektakel in diesem Weiberhofe; aber ich fühlte trotz aller Verzerrung, daß ich unter Menschen sei, unter Menschen in schrecklicher Carricatur, doch immerhin unter Menschen. Sie zeigten doch Interesse an andern Menschen und hatten den menschlichen Ausdruck nicht ganz eingebüßt. Hier schien mir mehr eine Ueberspannung und Verzerrung der geistigen Kräfte obzuwalten, während auf der andern Seite, bei den Männern, ein gänzliches Nachlassen derselben, der geistige Tod sich unabweisbar fühlbar machte. Die Verwandtschaft mit den Affen dünkte mir bei Letzteren nicht fern; ich bemitleide den Affen um diese Verwandtschaft. Wahnsinn ist schrecklich, aber

Blödsinn ist schrecklicher. Ersterer zwingt uns mehr Sympathie ab, da er menschlicher ist und noch geheilt werden kann; auch bemerken wir stets noch ein Streben, wenn auch ein verschrobenes, und die seltsamen Capricen eines mit diesem Leiden Behafteten können unser volles Interesse in Anspruch nehmen, während Letzterer furchtbaren Widerwillen und Ekel erzeugt. Ein unheimlich blödes Lachen war das einzige Lebenszeichen, das jene Männer von sich gaben, während die Weiber sich um uns herumschaarten und gerne bis in die Nacht mit uns geplaudert hätten. Ich rede hier nur im Allgemeinen. Es gab ja auch unter den Frauen einige, die nicht das geringste Lebenszeichen äußerten, ebenso einige ganz beredte, fidele Männer. Die Haupteindrücke aber waren der Art, wie ich sie oben geschildert. Alle Krankheiten, die den Menschen auf seiner weiten Wanderung heimsuchen, sind nichts gegen die Erscheinungen geistiger Umnachtung, welche an Widerwärtigkeit gewiß ihres Gleichen nicht finden. — Doch genug von diesem Schaudergemälde, sonst möchte ich die Nacht nicht einschlafen.

Der Besuch der evangelischen Capelle und der sogenannten Bummlerbörse, der Wohnung der im Winter zuweilen die Zahl sechshundert übersteigenden Berufs- und Obdachlosen beschloß die Sehenswürdigkeiten dieser Insel, welche mein volles Interesse gefesselt hatte. Nach einem wohlschmeckenden Frühstück mit gut frappirtem Champagner, welches uns Herr Kapp in der Wohnung des Direktoriums serviren ließ, bestiegen wir ein kleines Ruderboot und ließen uns über den East-River nach New-York übersetzen.

Mit der Pferdebahn fuhren wir bis zum herrlichen Centralpark, von colossalen Dimensionen im Innern der Stadt, von welchem ich nächstens mehr erzählen werde. Hier war viel elegante Welt versammelt, und eine Musikkapelle schnarrte einen Walzer, der ganz gewiß kein Strauß'scher war. Der Centralpark, obgleich noch im Entstehen, ist reich an herrlichen Anlagen; ein Teich schlängelt sich in den bizarrsten Windungen, welche in zierlichen Grotten en-

den. Kleine Kähne sah ich in Menge mit bunten Wimpeln. Mein patriotisches Herz schlug in heller Flamme, als ich plötzlich unter grünen Büschen Schiller's Bronze-Statue erblickte, welche schon am großen Schillerfest im Jahre 1850 hier aufgestellt wurde. Erst bei Einbrechen der Dunkelheit kam ich wieder nach Hause. Gute Nacht! es ist schon sehr spät. Vielleicht morgen mehr.

V.

New-York, Dienstag den 14. Sept. 1869.

Heute ist Humboldt-Tag. Großer Schwindel! New-York ist darauf erpicht, dies Fest besonders glänzend zu begehen, da Amerika der Hauptschauplatz der Thätigkeit des viel gefeierten Mannes war. Natürlich geht die Feier von den Deutschen aus, obgleich sich auch viele Amerikaner dabei betheiligen, wie denn überhaupt das Fest als ein internationales aufgefaßt wird. Die Schiffe im Hafen prangen theilweise in glänzendem Flaggenschmuck, die Häuser sind vielfach mit Fahnen geziert und Humboldt's Büste und Bild thront in den Schaufenstern der Läden. Mir ist es sehr lieb, dies Fest mit feiern zu können, weniger um mich zu amüsiren oder gar um mit der rohen Menge, die zu neun Zehntel keine entfernte Ahnung von der hohen wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes hat, den sie behurrahen, in enthusiastischen Beifall auszubrechen, sondern es freut mich, in fremdem Lande, weit von heimischer Erde ein Fest mitzufeiern, das einem Landsmann zu Liebe begangen wird. Es thut dies wohl unter fremden Menschen, wenn der deutsche Name, der leider vielfach, und Gott sei es geklagt, oft mit Recht keinen guten Klang hat, einmal vor aller Welt zu hohen Ehren kommt. Außerdem bin ich nur ein Mal in Amerika, nehme nur ein Mal an diesem Feste Theil, und kann in allen kommenden Zeiten erzählen, daß ich in New-York Humboldt's hundertjährigen

Geburtstag gefeiert habe. Es gibt eine bleibende Erinnerung. Man sagt mir, daß der heutige Tag in keiner Stadt der neuen Welt so festlich gefeiert werde. Es ist fast zu verwundern, daß in dieser materiellsten aller Städte dem Manne höchster Wissenschaft solcher Weihrauch gestreut wird. Doch glaube ich nicht, daß man diese Begeisterung mit politischer Demagogie in Beziehung bringen kann; Alexander von Humboldt ist ja nicht als Kämpfer in die Arena der Politik getreten. Nicht zu leugnen ist aber, daß der größte Theil des ihm zu Theil werdenden Triumphes darin mit begründet ist, daß er die kosmische Weltanschauung in der ganzen Wissenschaft zur Geltung gebracht hat, diejenige Anschauung, die die Welt nach ihren eigenen, inne wohnenden Gesetzen sich selbst regieren läßt, die darum den lieben Gott nach langer Dienstleistung in Gnaden pensionirt, diejenige Anschauung, die kein Leben kennt nach dem Tode, welche darum unserem modernen Zeitalter sehr schmeichelt. Es versteht sich von selbst, daß ich mich in diesem Sinne nicht an dem Feste betheilige; ich habe überhaupt zur Feier nichts beigetragen und mich am Tumult des Tages nicht im Entferntesten berauscht; ich benahm mich nur als neugieriger Tourist, der Alles sehen will und muß und in allen Fragen eine neutrale Stellung einnimmt, sofern es das Gewissen gestattet.

In der Frühe gegen 11 Uhr kam ich in die Localitäten des Deutschen Liederkranzes, von wo der Festzug beginnen sollte. Alle Gesang=, Turn=, wohlthätigen und wissenschaftlichen Vereine hatten sich mit vielen Fahnen und Schärpen eingefunden. Ich dachte mir wohl, als ich die verschiedenen Physiognomieen der Turnbrüder oder Anderer betrachtete, daß sie wohl kaum wüßten, um was es sich heute handelt, sondern daß Viele erschienen, um einmal mit Fahnenschmuck durch die Stadt ziehen zu können, um Hurrah zu schreien, um sich einbilden zu können, der Größe des Helden durch seine Feier selbst theilhaftig zu werden. Es kostet so wenig Mühe, sich in der Glorie eines Andern zu sonnen. — Der Festzug brach um 11 Uhr auf und bewegte sich durch die Haupt=

straßen Bowery und Broadway bis nach Union-Square, wo er sich zerstreute um sich um 2 Uhr wieder im Centralpark zu vereinigen. Erst kamen einige Polizeimänner, dann die Zugs-Marschälle zu Pferd, hinter ihnen in Equipagen die Comité-Mitglieder und schließlich die verschiedenen endlosen Vereine und Genossenschaften. Ich fuhr mit einem Herrn des Comité's, der mich in seinen Wagen geladen hatte. Der Zug war sehr lang und brauchte fast eine Stunde bis Union-Square. Dort machten unsere Wagen Halt, um den ganzen Zug defiliren zu lassen. Hiebei entrann ich vielleicht nicht unbedeutender Gefahr. In der großen Hitze hatte eines unserer Pferde einen Sonnenstich bekommen und begann wie rasend um sich zu schlagen; das andere wurde hiedurch auch mit fortgerissen. In ihrem Taumel schleuderten die Pferde den Wagen bald links bald rechts, bald vorwärts bald zurück und ruheten nicht, bis die Deichsel zerschmettert war. Wenn die Polizei nicht so thätige Hilfe geleistet, hätte der ganze Wagen in Trümmer gehen können. Wir Leidensgenossen fanden endlich Gelegenheit heraus zu springen. Es war ein unheimlicher Gedanke, auf das Pflaster hingeschleudert zu werden; doch waren wir sehr ruhig. Einige Herrn sagten, die ganze Katastrophe hätte sehr gefährlich ausgesehen und begrüßten uns als Neuerstandene. Dann wurde ich vom Comité zu einem kleinen Frühstück geladen, wobei ich wieder angenehme Bekanntschaften machte. Herr Aschbach lud mich ein, ihn in der Nähe von Philadelphia zu besuchen, woselbst er mir ein von ihm erbautes Gefängniß nach dem Pennsylvanischen Zellensystem zeigen wolle. Da ich die Absicht habe, das große, berühmte Gefängniß in Philadelphia zu besuchen, so wird es mein Verständniß dafür nur erleichtern, wenn ich erst ein kleineres derselben Methode mir gründlich erklären lasse. — Gegen 2 Uhr fuhren wir in den Centralpark zur Enthüllung der Büste, welche im selben Schiffe, wie ich, von Europa herüber gekommen war. Natürlich hatte sich eine große Menschenmenge versammelt; denn in Amerika ist man gerade so neu-

gierig und schaulustig als bei uns. Da gab's Gesangvereine, Orchester, Kapellen u. s. w. Neben dem mit der norddeutschen und amerikanischen Flagge umhüllten Monument war eine Tribüne errichtet für die Comité-Mitglieder. Ich war ein solches ad honores und durfte das Heiligthum betreten. Ich machte wieder verschiedene Bekanntschaften, unter andern die des norddeutschen Gesandten in Washington. Die Feier verlief mit Ouverture, Gesang, Uebergabe, Enthüllung, Hurrah, Uebernahme, deutscher Festrede, Gesang, englischer Festrede und Schlußchor: „Das ist der Tag des Herrn." Alles verlief würdig und ruhig. Der Gesang war gut; die deutsche Festrede, von einem hiesigen Professor und Bekannten Humboldt's gesprochen, war für einen solchen Fall nicht zündend genug, zu kühl, trocken, allgemein und äußerst langweilig. Von der englischen verstand ich fast nichts; nur bemerkte ich, daß sie viel dramatischer war. Die Büste ist in Bronce gegossen, sehr groß, doch nur Bruststück. Man findet sie sehr ähnlich. Der Platz ist gut gewählt, am Eingang des Parks, allen Besuchern leicht sichtbar. — Eben kam ich nach Hause, um um 8 Uhr im Frack zum Festbanket im Saale des Liederkranzes zu gehen. Abends ist großer Fackelzug von, wie ich hörte, mehreren tausend Fackeln. Was ich noch sehe und erlebe, will ich Euch Alles mittheilen.

Am letzten Sonntag war ich nach dem reizenden Staten-Island zu einer deutschen Familie geladen. Am Landungsplatz des Dampfboots wurde ich vom Hausherrn in seiner Equipage abgeholt und auf langen Umwegen durch die prächtige Insel nach seiner sehr hübschen Villa gebracht. Ich blieb bis Abends, lernte seine Frau, die netten Kinder und deren beide Großmütter kennen; zwei Freunde waren außerdem geladen. Ich erntete großen Dank, als ich Nachmittags mit den Kindern zu spielen begann und sie Spiele lehrte, die sie nicht kannten. Ich kam mir selbst sehr spaßhaft vor. Auf dem Rückweg gab es eine Menge Betrunkener am Boot, die entsetzliches Geschrei erhoben; es war ein Nationalitäten-

Kampf; die Irländer hielten zusammen gegen die Deutschen. Jene spielen eine große Rolle und sind allgemein sehr verhaßt. — Den weiteren Abend bis spät in die Nacht war ich bei einem preußischen Hauptmann im großen Generalstab, der mich einige Tage zuvor herzlich aufgefordert Sonntag Abend ihn zu besuchen. Er ist ein außerordentlich unterrichteter Mann, war im amerikanischen Krieg Genieofficier auf Seiten der Südstaaten, hat mehrere Forts gebaut und ist im Begriff, sich zum preußischen Militär-Attaché bei der Regierung der Vereinigten Staaten ernennen zu lassen. Er hat ein großes militärisches Werk geschrieben. Nach Briefen, die ich über dasselbe von Tottleben, Moltke, und Victor Emmanuel an ihn las, muß es ein vorzügliches Buch sein. Er ist Soldat mit Leib und Seele. Ich blieb mehrere Stunden und übernachtete in seinem Hotel, da es mir zu spät und zu weit war, um nach Hause zu gehen. In seinem Salon lernte ich einige interessante Männer kennen, unter Anderen einen einstigen Kriegssecretär des letzten Feldzugs. Den folgenden Morgen fühlte ich mich unwohl, hatte Leibschmerzen, beklommenen Kopf und große Hitze. Ich hatte den Abend zuvor zu sehr getollt und war unabgekühlt auf offenem Wagen zur See gefahren. Ich fürchtete krank zu werden, eilte nach Haus, legte mich zu Bett, deckte mich warm zu und schlief. Abends war es mir besser; doch fühlte ich mich so matt wie ein Reconvalescent nach einer schweren Krankheit. Heute bin ich wieder ganz wohl; Gott Lob!

15. Sept.

Das große Bankett liegt hinter mir und läßt die angenehmsten Eindrücke zurück. Nach 8 Uhr begann es, ich blieb bis 1 Uhr in der Nacht, übernachtete aber, da es zu spät war den weiten Weg nach Hause zu gehen, in einem Hotel der Stadt und komme gerade eben nach Haus, wo ich mich sogleich mit erfrischendem Bad gestärkt habe. Im Festsaal waren vier lange Reihen Tische aufgestellt, für gewiß vierhundert Personen. Am oberen Ende standen

Quertische für das Comité und die Ehrengäste. Als solche wohnten an der norddeutsche Gesandte, der österreichische und norddeutsche Generalconsul und einige andere Würdenträger. Auch ich saß an diesem Tische und hatte die beiden Hauptredner zu meinen Nachbarn. Ueber unsern Häuptern hing das lebensgroße Bildniß des Festkönigs in Oel gemalt. Das Diner war gut, die Weine vortrefflich; doch ging es langsam, die Pausen füllte ein Orchester aus. Gleich nach der Suppe erhob sich eine Schauspielerin und declamirte mit gutgeschultem Vortrag ein langes, zum Theil phrasenhaftes Festgedicht. Darin wurde der Vergleich und Unterschied Schillers und Humboldts in unendliche Länge gezogen. Mich berührte es unangenehm, daß unter mehreren hundert Männern zuerst eine Frau das Wort ergriff; dazu kamen noch die theaterhaften Geberden und Handbewegungen, die für eine Sappho oder Phädra sehr geeignet sein mögen, aber zu Gerstensuppe und Pastetchen gar nicht paßten und mir geradezu unleidlich waren. Doch wurde sie mit Lob überschüttet; auch wurden fast alle Toaste unaufhörlich durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Dann kam die theilweise treffliche und ausgezeichnete deutsche Festrede meines Nachbarn, H. Kapp, welcher ungetheilten Applaus erhielt. Es las hierauf der norddeutsche Gesandte eine unbeschreiblich langweilige Rede unbeschreiblich langweilig vor, worauf mein Nachbar zur Linken, ein hiesiger Professor von außerordentlich angenehmer Physiognomie einen längeren englischen Vortrag hielt, von dem ich zwar wenig verstand, obgleich er ausgezeichnet gesprochen wurde und ungemein zündete. Dann folgte mancherlei Gewäsche. Ein Franzose, ein Maulheld sonder Gleichen, wie man sie nur unter dieser Nation findet, brach in die Exclamation aus: Quand Humboldt n'était pas français, il méritait d'être français, worauf die große Menge, meist Deutsche, in lautes Klatschen ausbrach. Als hierauf ein junger Deutscher in ziemlich schwacher Weise die Ehre des Vaterlandes retten zu müssen glaubte, gab es wieder endlosen Jubel. Ihr seht also, daß es nicht ausschließlich die ansehnlichste

Gesellschaft war, die sich zu Ehren Humboldts den Magen verdarb. Es gab fatale Gesichter unter den Tischgenossen. Manche waren im Turnanzug. Es darf Euch nicht befremden, daß ich von vielen Dingen ausführlich rede, die man eigentlich Nebensachen nennen möchte, dabei aber die Hauptsache, die Stadt selbst mit ihrem Leben, ihrer Art, nur vorübergehend berühre; mir kommt es nämlich nur darauf an, was ich erlebt, was ich gesehen, zu erzählen; sonstige noch so interessante Beschreibungen liegen mir ganz fern.

VI.

New-York, 15. Sept. 1869.

Mein Aufenthalt in New-York naht seinem Ende. Leider! Voraussichtlich werde ich niemals mehr in diese Weltstadt kommen, wo ich Vieles groß, Vieles schnöde, Alles aber interessant gefunden habe. Drei Wochen genügen kaum, um ein anschauliches Bild dieser Riesenstadt zu liefern, zumal wenn man sich keinem speciellen Detailfach hingegeben und keinen eigentlichen Führer gehabt hat. Es kam mir übrigens nicht im Entferntesten in den Sinn, à la Bädeker Allem nachzustöbern und meine Nase in die geringsten Kleinigkeiten hinein zu stecken; ich will eine große Reise machen in ferne fremde Länder, was mir begegnet und erscheint, auf mich einwirken lassen, nach dem Maaße des Interesses, das ich dafür empfinde, des Verständnisses, das dafür geöffnet ist; schöne Gegenden will ich sehen, Land und Leute kennen lernen. Statistischen Notizen aber spüre ich nicht nach. Da treffe ich aber so manche Leute, die Jeder etwas Anderes einzuwenden wissen; der Eine findet es unfaßlich, wie man gerade Dies oder Jenes versäumen konnte; ein Anderer findet wieder eine andere Sehenswürdigkeit für unerläßlich; einem Dritten dünkt eine projectirte Unternehmung für total unwichtig. Jeder urtheilt eben nach seiner persönlichen Anschauung und Vorliebe und glaubt, seine Ansichten direct auf jeden Anderen

anwenden zu können. Ich beabsichtige ja, kein instructives Buch darüber zu schreiben, was man in New-York Alles thun oder unterlassen solle, sondern will nur ein paar Wochen mit offenen Augen in der schönstgelegenen Stadt zubringen, die ich gesehen habe. Jetzt bedauere ich, daß die mir für hier zugemessene Zeit bald um ist. Die Erinnerung daran wird mir für's ganze Leben dauern. Mittwoch früh denke ich in der Richtung nach Philadelphia abzureisen. Nach acht Tagen werde ich zurückkommen und nach ein- oder zweitägigem Aufenthalt mich den Hudson hinauf schlängeln, um meinen Geburtstag ungefähr an den Niagara-Fällen zuzubringen. Das sind oberflächlich meine nächsten Reiseprojecte, die jedoch immer noch mehr oder minder den Umständen gemäß modificirt werden. Hier in der Weltstadt fühle ich mich recht behaglich, fühlte mich eigentlich den ersten Tag schon so. Obwohl mir Alles neu war und Alles anders als in den andern Städten, die ich schon gesehen, so war ich doch sogleich zu Hause und verfolgte mit vollem Interesse, was mir in den Weg kam. Die allgemeine ungeheuere Rührigkeit hat großen Eindruck auf mich gemacht und mich mit Staunen erfüllt. An Kreuzungspunkten von Straßen hielt ich es für unmöglich, daß der fest geschürzte Knoten von Menschen, Wagen, Pferden, Straßenbahnen sich jemals lösen könnte. Das Leben in Wien kommt mir dagegen ganz kleinstädtisch vor. Dabei ist es wohlthuend, Stunden lang ungekannt unter den Tausenden einhergehen zu können, ohne jemals Jemanden grüßen zu müssen. Niemals begegnete ich einer Uniform, was mir eigentlich leid ist, da es mich interessirt hätte zu wissen, wie meine hiesigen Collegen aussehen. Hier in der Stadt ist überhaupt kein einziger Soldat, natürlich auch keine Caserne, Hauptwache, kein Exercier- und Paradeplatz. Sehr befriedigend ist dagegen, daß man nie eine büreaukratische Civiluniform erblickt und den Alles beschnüfflenden Einfluß des Staates zum Glück sehr wenig bemerkt. Es geht Alles von selbst, ohne die Drillmaschine; wenn auch Vieles schief geht und dem soliden, reellen Beschauer nicht gefällt, so geht

doch Alles, was geht, von selbst, aus sich heraus, ohne stete Bevormundung. Wenn in Europa das Hauptinteresse einer Reise in fremde Länder den Kunst-Museen und wissenschaftlichen Instituten sich zuwendet, so muß es sich hier in Amerika, da die beiden genannten Dinge dem hiesigen Boden fremd sind, dem öffentlichen Leben, den sozialen und politischen Verhältnissen hingeben. Natürlich hört man von verschiedenen Leuten die verschiedensten, oft diametral entgegengesetzten Ansichten. Der hebt Alles was amerikanisch ist bis zum Himmel empor und findet die Vereinigten Staaten das einzige Land, in welchem der Begriff der Freiheit kein hohler Klang sei; Jener weiß nicht genug Schattenseiten aus dem amerikanischen Leben an's Licht zu kehren und findet Alles vom Präsidenten an bis zum letzten Proletarier faul und morsch. Zwischen diesen Extremen hält es nun schwer, zumal mir Zeit und Gelegenheit knapp gemessen ist, persönliche Erfahrungen zu machen, die rechte Mitte zu finden. Denn in ihr liegt die Wahrheit, wie fast immer. Ich möchte so gern zu recht klarer Anschauung und Beurtheilung des hiesigen politischen und öffentlichen Lebens gelangen, jedes Vorurtheil vermeiden, jede sentimentale, modern liberale Theorie natürlich vor die Thüre setzen, ebenso aber auch alle romantischen Begriffe auf hiesige Zustände nicht in Anwendung bringen. Ich will durchaus nicht von vornherein Europa mit Amerika vergleichen und aus dem gefundenen Resultate dem einen auf Unkosten des andern den Preis zuerkennen. Wie thöricht wäre es, wie schülerhaft, wie unpraktisch, an einen Welttheil den Maaßstab eines anderen zu legen, welcher eine ganz andere Geschichte, eine andere Culturentwicklung, andere Zustände, andere Völker hat. Ganz einfach und ganz klar wünsche ich zu erkennen, wie und warum die hiesigen Zustände sich gebildet, wie sie sich äußern und zu welchem Ziele sie führen. Ich lasse mich darum in allen darauf bezüglichen Gesprächen immer lieber belehren, als daß ich meine eigene Weisheit in's Treffen führe. Man kann in allen wichtigen Fragen nicht objectiv genug sein, und nur aus

der Objectivität kann eine gesunde und feste Ueberzeugung erwachsen. Der subjective Mensch ist rascher und gewissermaßen entschlossener in seinen Anschauungen, weil er nur seinen eigenen Neigungen, im besten Falle seinen eigenen Prinzipien folgt; um wirkliche, thatsächliche Verhältnisse kümmert er sich nicht. Anders der Objective. Er zieht alle Umstände in Betracht, leiht allen Meinungen sein Ohr und entscheidet, nachdem er Alles in Rechnung gezogen, nach seiner festen Ueberzeugung; er braucht vielleicht längere Zeit, mehr Mühe, aber er ist sich aller seiner Anschauungen bewußt, weiß wie? wo? warum? wozu? Das ist heutzutag unerläßlich, sonst verfällt man dem Chaos. In romantischen, poetischen Zeiten, im Mittelalter, in den Tagen der Kreuzzüge, der Minnesänger, genügte die subjective Anschauung; in unseren realen, materiellen Verhältnissen aber, wo Jeder nicht mehr sich selbst allein, sondern auch dem Ganzen gehört, wo man von allen Anderen beobachtet, beeinflußt, beschränkt ist, wo man keinen Schritt thun kann, ohne der öffentlichen Controle zu verfallen, wo das öffentliche Leben eine stets kampferschütterte Arena darbietet, muß man sehr genau erwägen, wie man denken, handeln, reden und urtheilen soll. Man gehört eben heutzutage dem Allgemeinen; das ist der große Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Man hat für Andere zu sorgen; darum muß man ihre Bedürfnisse in Rechnung ziehen; man kann nicht mehr ausschließlich seiner Neigung, seiner Liebhaberei folgen. Das hat sein Gutes, aber auch sein Uebles. Man ist weniger egoistisch, wenn man die Lage, Persönlichkeit, Verhältnisse Anderer zu Rathe zieht und in Rechnung bringt; ich möchte es eine mildere Anschauung nennen. Aber man ist auch weniger stark; der Mächtige fragt nichts nach Anderen, nach Verhältnissen, nach Umständen; er handelt eben den Gesetzen seiner Kraft entsprechend. Viele Leute sind subjectiv, weil es ihnen unbequem ist, objectiv zu sein, und viele sind objectiv, weil sie zu schwach sind, um subjectiv zu sein. Objectiv im Urtheil, subjectiv in der That, ich meine Alles zu er-

wägen, und dann persönlich rückhaltslos zu handeln, — das wären meine Leute. —

Alle menschlichen Institutionen, ausnahmslos, heißen sie Staatsform, soziale Einrichtungen, Politik, Armee u. s. w., lassen verschiedene Anschauungen zu und berechtigen zu mancherlei Auffassungen. Es gibt keine allgemein bindende Norm und Form derselben, die man als Alle verpflichtend betrachten könnte. Es sind eben menschliche Institutionen, denen die Abstammung des Staubes immer ankleben wird. Nur eine Institution gibt es auf Erden, die nur eine einzige Auffassung zuläßt, oder doch zulassen sollte, das Christenthum. Es ist freilich keine menschliche Institution. Wir glauben aber immer so gern, diesen Charakter auch auf irdische Dinge übertragen zu können, und fallen darum in Schroffheit und Intoleranz, was man natürlich viel lieber Charakterstärke nennt. Ueber alle menschlichen Einrichtungen schreitet die Weltgeschichte mit ehernem, zermalmendem Tritt hinweg. — Ich gestehe über die Güte der hiesigen politischen Einrichtungen noch nicht recht klar zu sein. Man darf dies auch kaum von mir erwarten. In so wenig Tagen, dabei in dem Getümmel der Weltstadt, ist es nicht wohl möglich, sich über Alles endgültig zu unterrichten. Auch halten mich die ganz verschiedenen Urtheile gescheidter und wohlmeinender Männer noch im Schwanken. Natürlich begebe ich mich bis jetzt jeder Kritik. Eingehendere Gespräche, persönliche Erfahrungen und ernsteres Nachdenken sollen hoffentlich ein nüchternes Urtheil bald zur Reife bringen. Ueber die hier zu Land mächtig bewegenden Fragen hatte ich heute eingehende, interessante Gespräche, welche mir vielen Stoff zu gründlicher Ueberlegung boten. Mittags nach der Kirche ließ ich mich mit gespanntestem Interesse über die Vor- und Nachtheile des in ganz Amerika in Blüthe stehenden Prinzips des Freikirchenthums unterrichten und that hierbei einen flüchtigen Blick in ein mir gänzlich unbekanntes Gebiet, welches mir hoffentlich nach einem mehrmonatlichem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nicht mehr fremd sein wird; heute schweige

ich gänzlich davon. Unter allen hier erhaltenen Belehrungen hat mich diese am meisten gefesselt. Diesen Nachmittag war länger die Rede über das im Staate New-York streng gehandhabte, viel angefochtene Prinzip der Sonntagsheiligung. Es waltet ja, wie bekannt, in Amerika über diese Frage eine, wenn auch immerhin gut gemeinte und fromme, doch puritanisch-pietistische Anschauung. Man geht soweit, daß man Sonntags nicht spazieren geht, keinen Wein und kein Bier öffentlich verzapft, kein Theater und Belustigungsort geöffnet, keine profane Musik gespielt werden darf. Wie ich höre, ist dies schon ein sehr altes aus England gebrachtes Gesetz, an welchem die Amerikaner, und speciell die Gesetzgebung des Staates New-York, sehr zähe hängen. Die Deutschen sind fast alle dagegen, und selbst die größten Amerika-Enthusiasten kommen in ernste Entrüstung, wenn sie dieser Sabbath-Bill gedenken. Natürlich verhehle ich mir nicht, daß die größte Mehrzahl der Neuerer nicht des in dieser Frage obwaltenden Irrthums wegen sich so mannhaft dagegen erhebt. Der Irrthum nämlich besteht in der starren Betonung des Gesetzlichen in der Sabbathfrage und in einer daraus resultirenden Werkverdienstlichkeit und Selbstgerechtigkeit. Die christliche, nicht-puritanische Lehre vom Sonntag kennt nichts von diesem äußerlich zur Schau getragenen Heiligthum; nach derselben ist der Sonntag nicht seiner selbst wegen ein heiliger Tag oder überhaupt mehr als ein anderer Tag, sondern er ist der von der christlichen Kirche zum öffentlichen Gottesdienst auserlesene Tag, weiter nichts. Das ist sehr viel und in Wirklichkeit weit mehr als die Amerikaner aus ihm machen, sie feiern ihn vorzüglich negativ, d. h. sie ruhen, faullenzen, enthalten sich jeder, selbst der best berechtigten Beschäftigung. Sie meinen dem lieben Gott an diesem Tag am besten durch Nichtsthun zu gefallen; sie halten die starren mosaisch-sinaitischen Vorschriften noch in der christlichen Kirche für bindend. Was die meisten Menschen gegen das Sonntagsgesetz in Harnisch bringt, ist der Umstand, daß dasselbe einer, wenn auch nicht irrthumslosen, doch immerhin christlichen Ab-

sicht entspringt. Man kann Alles ertragen, Alles toleriren, in Allem liberal sein, aber christlich darf man nicht sein. Jede Spur davon soll aus dem öffentlichen Leben verwischt werden. So verlangt es die Anschauung unserer Tage. Das heißt aufgeklärt. Die Deutschen wandern nun Sonntags über den Hudson hinüber in den Staat New-Jersey, wo diese Gesetze wohl auch bestehen, aber nicht so strenge gehandhabt werden. Spirituosen aller Art werden in Menge verabreicht, und die Leute brauchen nicht mehr Gefahr zu laufen, ihren Sonntagsrausch entbehren zu müssen. Aber es läßt sich noch etwas Anderes gegen die puritanische Sonntagsfeier erwähnen. Die große Menge hat zu ihrer bürgerlich erlaubten Vergnügung einzig und allein den Sonntag, die sechs andern Tage muß der Arbeiter für seinen Lebensunterhalt schaffen und sorgen und kann sich nicht der Freude hingeben. In erster und letzter Instanz ist der Sonntag natürlich dem Gottesdienste und der Erholung von der Arbeit gewidmet. Dann verwehre man dem armen Manne nicht, mit den Seinen sich einen Abend der Heiterkeit und des Vergnügens zu bereiten. Ich wiederhole nochmals, daß ich den Hut abziehe vor der Pietät, die sich im Gesetze für den Sonntag ausspricht; aber ich halte die Modalitäten der Durchführung nicht für angemessen und billig. Dabei finde ich es erstaunlich, daß gerade in dem Lande, in welchem allen, selbst atheistischen und materialistischen Secten Thor und Thüre geöffnet ist, und in welchem es keine Bevorzugung irgend einer Religion oder Confession gibt, daß gerade in diesem Lande ein Staatsgesetz über Sonntagsfeier mit übertriebener Strenge gehandhabt wird. —

Schließlich war ich Abends in eine längere Disputation über die Emancipation und politische Gleichberechtigung der Frauen verwickelt. Hier zu Lande existirt eine große Zahl Weiber-Vereine, und man hält die Zeit nicht mehr für fern, in der das Weib berechtigt sein werde, ihren Stimmzettel in die Wahlurne zu werfen. Ich finde die Frauen-Emancipation etwas Entsetzliches. Sie

soll das Weib systematisch in die Hosen stecken. Das ist wider=natürlich. Auch habe ich keine rechte Idee, wie sich dies Verhältniß endgültig gestalten soll. In jedem Falle hege ich große Antipathie gegen diese Bestrebung. Meine Frau wenigstens soll lieber nicht sehr politisch sein und sich mehr um mich als um des Landes Schnick=Schnack bekümmern.

Historische und Kunst=Merkwürdigkeiten gibt's natürlich wenige hier. Woher auch? Ein Land ohne Geschichte, ohne Mittelalter, gegründet auf materielle Interessen und nur durch sie erhalten, kümmert sich wenig um solche Schätze, weiß sie nicht zu würdigen und zu verstehen. Da ich nur das allgemeine Interesse des Gebildeten für Kunstschätze hege und kein tieferes Verständniß oder Vorliebe, sei es für Malerei oder Sculptur, Waffensammlungen, Rüstungen und dergl. Dinge mehr habe, so kann ich nicht sagen, daß ich die Kunstsammlungen hier schwer vermißt hätte. Sie passen auch so wenig zu dem Geiste dieses Volkes. Eine ganz besondere Neigung fühle ich nur zu den Alterthümern und Kunstwerken Aegyptens, die ich zwar nicht schön finde, die mir aber namenlos imponiren sowohl durch die Colossalität ihrer Formen, als durch die monumentale Ruhe im Ausdruck der Gestalten und die an Ewigkeit grenzende Zeit ihres Alters. Man fühlt sich in Sälen mit ägyptischen Alterthümern weit hinter das Zeitalter Abrahams versetzt, des Mannes, mit dem die Geschichte der ganzen Welt erst einsetzt. Und dann bewundere ich die Solidität aller Arbeit, die den Einflüssen der Jahrtausende zu trotzen scheint. Eine unwiderstehliche Sympathie zieht mich zu Allem hin, was mit dem Volk in Berührung steht, das an der Wiege der Weltgeschichte stand, schon lange, ehe dieselbe darin geboren ward. Und welch ein Zufall! Von historischen Sehenswürdigkeiten besitzt New=York gar nichts, als eine große, sehr schöne, doch gar nicht geordnete Sammlung ägyptischer Alterthümer, unter welchen ich neulich einen Vormittag zubrachte. Sie sind sehr schlecht und ohne Beleuchtung aufgestellt und finden natürlich sehr wenig Besucher. Was haben

diese Colosse auch mit dem Geschäft zu thun? Die ganze Sammlung wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem Amerikaner aus Aegypten mitgebracht, noch ehe die Museen Europas die Sense an die reife Ernte gelegt und geholt, was zu holen war. Sie bietet im Ganzen und Großen dasselbe, was andere Sammlungen auch aufweisen: Särge, Mumien, Statuen oder Rumpfstücke derselben, Papyrus-Rollen, Gefäße und Kleinode. Der Katalog ist sehr schlecht. An anderen Orten würden diese Schätze große Sensation machen. Vier Dinge erregten meine Aufmerksamkeit in besonderem Grad. Vor Allem drei Apismumien, deren ich noch nie welche gesehen. Es liegt etwas geradezu Ueberwältigendes in den auf die Kniee gesunkenen, mit Tausenden von Ellen Leinwand umwundenen, riesengroßen Stieren. Ich stand lange betrachtend davor und staunte über die Pietät, die mit dem Tode nicht erlischt, die noch weit über's Grab hinaus fortlebt. Daß sich diese Pietät selbst auf den Apis überträgt, kann nicht befremden, da er das dem allgeliebten Osiris geweihte Thier, ja sein Symbol war. Wie verbreitet und allgemein in das Volk eingedrungen dieser Apiscultus war, erhellt daraus am leichtesten, daß die Kinder Israels, als sie in der Wüste nach dem Auszug aus Aegypten an der Führung Gottes verzweifelten, sich einen goldenen Apis schufen und zu ihm um Rettung schrieen. Pietät nach dem Tode in unseren Tagen ist etwas sehr Seltenes, und Hamlet findet es schon erfreulich, wenn das Andenken eines großen Mannes sein Leben ein halbes Jahr überdauert. —

Dann fesselte mein volles Interesse ein 22 Fuß langer Streifen Papyrus aus einem Todtenbuch. Ich habe noch nie einen so langen Streifen gesehen. Die Gravirungen darauf waren vollkommen erhalten und sind mit besonderem Fleiß gearbeitet. Beschrieben waren dieselben mit Schriften und Bildern, die das Leben der Seele nach dem Tode behandeln. Ohrringe und Halsband des Königs Menes, des ersten Königs der ersten Dynastie, des ältesten Königs von Aegypten, dessen Dasein sich in die grauen

Wolken der Ewigkeit verliert, und ein wundervoller goldener Ring mit schöner Gravirung des Königs Chefren, des Erbauers der größten Pyramide, sind wohl die historisch merkwürdigsten Dinge dieser Sammlung, vorausgesetzt nämlich, daß sie das wirklich sind, wofür man sie ausgibt. Ich gestehe offen, daß es mir in diesen Räumen sehr behaglich war, viel behaglicher, als im rauschenden Getümmel auf Broadway. Zu schauen, wie andere Völker vor 40 bis 50 Jahrhunderten gedacht, geglaubt, gehandelt, wie sie mit ihren Göttern standen, wie sie dieselben verehrt, ihnen Tempel gebaut, sie versöhnt, wie sie getrachtet und gerungen, ihr Leben, das kleine, kurze, vergängliche, in Harmonie zu bringen mit dem großen, allgemeinen Leben in Welt und Natur, wie sie ihren Blick hinausrichteten über die paar irdischen Tage, wie es ihre fundamentale Anschauung war, daß das irdische Leben nur die kurze, mühevolle Vorbereitung sei auf das himmlische Leben, — das Alles jetzt zu sehen, nicht in Büchern zu lesen, nicht aus Sagen oder Traditionen zu vernehmen, sondern in Stein und Marmor gehauen zu sehen, scheinbar dauernd für die Ewigkeit, das erfüllt den Beschauer mit Ehrfurcht und Scheu. Der Sinnlichkeit können wir uns in diesem Leben nicht entledigen, so verlangt es die menschliche Natur; und die Manifestation des Geistes, in sinnliches Gewand gehüllt, sei es in Wort, Schrift, Farbe oder Granit, — das ist die Kunst.

Einen Abend ließ ich mich bestimmen, der Vorstellung der „Räuber“ im deutschen Theater beizuwohnen. Die sogenannten Künstler versündigten sich sehr an diesem Stück. Der den „Franz“ spielte, war immerhin noch sehenswerth; er gab sich sehr viel Mühe und imitirte wahrscheinlich den berühmten Davison. Der große Räuber dagegen, ein gefeierter Schauspieler, erfüllte mich mit Entsetzen; er wüthete wie ein angeschossener Eber und hielt seine Rolle für eine Art Schinderhannes. Daß sein Verständniß unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit liege, bewies er dadurch, daß er den interessantesten, größten, tragischsten Moment seiner Rolle,

gewissermaßen den Höhepunkt der Tragödie, den großen Fluch im vierten Acte, ausließ. Vielleicht that er so aus innerem Tactgefühl, weil er wußte, diesem Augenblick nicht gewachsen zu sein. Wer im Mittelpunct des Stückes steht, muß sich seiner Stellung würdig erweisen; und selbst wenn alle Nebenrollen unbefriedigend besetzt sein dürfen, die Hauptrolle muß genügen, weil unser ganzes Interesse fast mit ihr allein beschäftigt ist. Das elende Spiel aller Uebrigen kann oft das Relief des Helden noch erhöhen und seine Leistung in günstigerem Lichte zeigen. Ist aber dieser seiner Aufgabe nicht gewachsen, so findet man es unglaublich, daß das ganze Stück um ihn, wie eine Axe, sich drehen soll. Ich fand es völlig unbegreiflich, daß die anderen Räuber vor ihrem Chef so hohen Respect hatten. Der Grund, daß es in dem Schauspiel steht, ist doch zu ungenügend; wir verlangen mit Recht zu wissen, warum Diesem oder Jenem die Ehre gebührt. Vor diesem Karl konnte ich keinen Funken Hochachtung verspüren. Und gerade die Vornehmheit ist bei dieser Rolle die Hauptsache; sie ist das einzige Mittel, welches vor der Gefahr schützt, Bandit zu werden. Nun, meine Träume hat dieser Held keinen Augenblick beeinflußt, mein Blut und mein Schlaf blieb ruhig und gelassen. Ich werde diesen Musentempel wohl nicht mehr heimsuchen.

In den letzten Tagen machte ich die angenehme Bekanntschaft zweier deutscher lutherischer Geistlichen. Der Eine besorgt die Seelsorge der ankommenden Auswanderer, d. h. er hat sich in der Nähe der Landungsstelle etablirt und sorgt für das geistige und leibliche Wohl der Emigranten. Er steht im Dienste der neulich erwähnten Emigranten-Commission, ist ein sehr gescheidter Mann und hat ein treffliches Buch geschrieben: Emigrantenführer, welches in Deutschland bei den vielen Wanderlustigen verbreitet werden sollte. Seiner Abstammung nach ist er ein Jude. Ich suchte ihn in seiner Wohnung auf und besprach mit ihm die Auswanderer-Verhältnisse. Seine Frau kam auch zu uns; sie ist ebenfalls ge-

scheidt und verständig. Endlich wurde ich zum Thee gebeten. — Den zweiten Pfarrer hörte ich am verflossenen Sonntag predigen und besuchte ihn nach dem Gottesdienst in seiner Wohnung. Mit ihm hatte ich eine interessante Conversation; er gab mir die oben erwähnten Aufschlüsse über das Freikirchenthum. Auch hier wurde ich zu Tisch geladen. Dabei gewahrte ich die eigenthümliche Sitte, Café zur Mahlzeit zu geben. Außer der recht netten Pfarrerin vollendeten zwei andere Personen sehr altjungferlichen Aussehens die Tischgesellschaft. Als ich darauf Nachmittags in Begleitung zweier Herrn (der Eine war ein Bekannter von der Seereise) einen Spaziergang in die Hügelreihen hinter Hoboken unternahm, und wir auf einen kleinen Rasenplatz kamen, entdeckten wir eine Gesellschaft, die im Kreis um einen jüngeren Mann stand, der von einem Stein herab die fromme Menge anpredigte. Solche öffentliche Erbauungen unter freiem Himmel, von Laien gehalten, sollen hier nicht selten sein. Ich war sehr erstaunt, da ich nie etwas Aehnliches gesehen. Und doch liegt gar nichts Befremdliches darin; nur unsere von Staatskirche und Priesterstand erfüllte Anschauung gewöhnt sich schwer daran. Man braucht ja nicht Orgel, Kanzel, leimfarbige Bänke und Chorrock, um den lieben Gott zu loben. Ich wurde an Bonifacius erinnert, der auch unter dem Schatten der Bäume das Evangelium verkündigte. Nach sehr unmelodischem Gesang bestieg ein Anderer den Predigerstein, um die Gemeinde von Neuem zu erwecken. Hier zu Lande, wo alles religiöse Leben vollkommen frei ist, selbst nicht unter dem Druck der öffentlichen Meinung steht, macht diese Art Gottesdienst zu halten gar kein Aufsehen. In unseren großen Städten würde ein derartiger Prediger von den Einen als Reformator begrüßt, von den Andern gesteinigt werden.

Erst in den letzten Tagen fühlte ich die Einwirkungen der hiesigen Temperatur. Die ganze erste Zeit merkte ich beinahe nichts davon, daß ich unter anderem Klima lebe, als ich bisher gewöhnt gewesen. Wir hatten nun gerade in den jüngsten Tagen

eine gewaltige Hitze, während die erste Hälfte des Septembers ziemlich mild verlief. Obgleich ich nun in dieser großen Wärme leidlich dicke Kleider trage und fast immer mit zugeknöpftem Winterrock gehe, fühle ich doch nicht die mindeste Unbehaglichkeit; ich denke auch nie daran, der Hitze halber aufzuknöpfen. Der strömende Schweiß ist mir durchaus nicht lästig; ich gehe nicht einmal langsamer. Dagegen greift die brennende Sonne meinen Kopf an, und seit ich dies gemerkt, werde ich mich mehr schonen und mich nicht mehr ihren gefährlichen Stichen aussetzen. In den breiten Straßen mit niederen Häusern findet man zuweilen keinen einzigen schattigen Platz. Deßhalb fürchte ich mich vor Cuba, zumal man sich dort erst recht vor Obst und Wassertrinken hüten muß. Diese beiden Versuchungen sind die lockendsten, die mir hier begegnet sind. Ein Glas Eiswasser ist der irdischen Genüsse höchster, und den herrlichen Trauben ist auch schwer zu widerstehen. Es muß doch vom Einfluß des hiesigen Klimas herrühren, daß mein Schlaf hier so eigenthümlicher Art ist; ich werde nämlich immer, natürlich mehr gegen Morgen, von den lebendigsten, unaufhörlich einander jagenden Träumen geplagt, so daß es mir geradezu schwer fällt, aus meinem Taumel zu erwachen. Ich erinnere mich kaum, jemals so viel geträumt zu haben. Die meisten Leute, die nach Amerika kommen, träumen — vom gelobten Lande. Ob ich, der im wachen Zustand diesen Traum nicht kennt, es nun im Schlaf nachholen muß? Und jede Nacht träume ich von der Heimath. Eigenthümlich ist es, daß man hier, wo die Sonne oft so heiß glüht, so wenig verbrannte Gesichter sieht. Im Gegentheil, die Sonne macht hier mehr blaß als dunkel. Meine Hände z. B., die seit Monaten mit keinem Handschuh in Berührung gekommen sind, haben einen so lichten Teint, wie ich sonst nie daran bemerkt habe.

Etwas Schöneres läßt sich kaum denken, als die jetzigen strahlend hellen Vollmond-Nächte am Wasser. Gestern Abend saß ich lange unmittelbar am Ufer des Hudson, dachte an Euch Alle und genoß den zaubervollen Anblick der mondbeleuchteten Stadt. Wie

wird mir's weiter mit dem Englischen gehen, da ich hier so faul gewesen bin? Fast alle Leute die ich kennen lernte, waren Deutsche. Es wird in der ersten Zeit viel Anstrengung kosten unter Menschen, die nur Englisch reden. Doch dann, wenn es sein muß, wird es auch gehen; davon bin ich überzeugt. Jetzt will ich schließen; ich fühle, daß ich gar nicht mehr disponirt bin zu schreiben.

VII.

Allentown (Pennsylvanien), 30. Sept. 1869.

So wäre denn ein ganzer Monat in Amerika gelebt, ein Monat reich an Eindrücken und interessanten Erlebnissen, wie ich mich keines zuvor erinnere. Am 23. September verließ ich New-York in der Frühe, nachdem ich Tags zuvor in strömendem Regen Besuche und Einkäufe gemacht und Abends einer vortrefflichen Aufführung der „Lästerschule“ in englischer Sprache beigewohnt. Die in europäischen Städten so zahlreichen Fiaker gibt's in New-York viel weniger, und man benutzt sie auch seltener. Es sind schwere, ungestalte Gefährte von immenser Größe, und die Kutscher verlangen Preise, die selbst den Wienern unerschwinglich scheinen würden; und in Wien weiß man doch auch zu fordern. Dafür gibt's überall Pferdeeisenbahnen, welche alle Annehmlichkeiten gewähren. Die Fahrt geht sehr schnell und unaufhörlich bei Tag und bei Nacht. Natürlich kommt man hin und wieder in die minder angenehme Situation, neben Leute jeden Schlages und jeder Bildung sitzen und stehen zu müssen, während vor Dir ein Paar schmutzige Arbeiter sich behaglich ausrecken. Dem Europäer kommt das zuerst unerhört vor; doch lernt man bald sich daran gewöhnen und bemerkt es schließlich gar nicht mehr. Dasselbe gilt von den großen Eisenbahnen, wo es nur eine Classe gibt. Die Waggons sind nicht einmal in Coupees eingetheilt, ein Gang führt

durch den ganzen Wagen; rechts und links sind die Sitze ohne Kopflehne für die Reisenden. Alle sitzen hier beisammen: geputzte Damen und Kohlenarbeiter, Reiche und Arme, Gebildete und Rohe.

Der großen Weltstadt wären nun einige Wochen gewidmet worden. Wenn ich auch, leider! lange nicht soviel gesehen und erkundet, als erforderlich gewesen, um ein richtiges, anschauliches Bild von New-York zu gewinnen, lange nicht so viel, als möglich und erreichbar gewesen, wenn ich mir mehr Mühe gegeben, mehr Fleiß auf Erlernung der Landessprache verwendet, so empfing ich doch immerhin einen Totaleindruck, und das ist mir die Hauptsache. Die großen Unterschiede zwischen amerikanischen und europäischen Städten, die sofort zu Tage treten, habe ich kennen gelernt; ich kenne nun den Anblick der Lage von New-York, das Rennen und Jagen auf den Straßen, das Völkermeer und den prächtigen Hafen. Vieles nicht Gesehene muß auch auf Rechnung der noch mangelnden oder mangelhaften Reise-Routine gesetzt werden. Die Zeit drängte nun zur Abreise, weil ich noch zu günstiger Herbstzeit zu den Niagara-Fällen kommen will. Vorher aber muß noch den Städten Philadelphia und Washington ein Besuch abgestattet werden. Auf dem Wege dahin halte ich mich vor der Hand in dem Städtchen Allentown einige Tage auf.

Am 23. dieses Monats fuhr ich um acht Uhr Vormittags mit der Morris- und Essex-Bahn von New-York hierher nach Allentown, dessen geographische Lage mit ersterer Stadt und Philadelphia etwa ein gleichseitiges Dreieck bildet. Wir fuhren rascher, als ich es in Europa gewöhnt war, kamen durch Berge und Sumpfebenen, an Flüßen und Canälen vorbei, durch freundliche und ansprechende Gegend. Zum Glück hatten wir schönes Herbstwetter. Zuerst fiel mir auf, daß die Conducteure gar nicht uniformirt sind; sie tragen ganz einfaches Civil, jeder nach seiner Façon; nur am Hut haben sie in Messingschrift das Wort „Conductor". Bahnhäuschen und Bahnwächter gibt es nicht; darin be-

kundet sich der große Leichtsinn der Amerikaner. Ebenso kann man Stunden lang, wie man will, auf den Schienen gehen; niemand wird Dich ansprechen, niemand kümmert sich um Dich. Jeder muß selbst dafür sorgen, daß er nicht überfahren wird. Lästig ist nur, daß der Conducteur alle Augenblicke nach den Billets fragt; man muß fast bei jeder Station in die Westentasche greifen. Dies erklärt sich dadurch, daß Niemanden sein Platz angewiesen wird, sondern daß jeder einsteigen kann nach Belieben, der Conducteur also nicht weiß, wann die Einzelnen gekommen und wo hin sie reisen. Nach einer Fahrt von mehr als vier Stunden kam ich gegen halb ein Uhr Mittags hier an, setzte mich auf die Pferdebahn und fuhr vom Bahnhof in die Stadt. Seit acht Tagen genieße ich nun schon die zuvorkommende Gastfreundschaft eines hiesigen Architekten, den ich bereits in New-York kennen gelernt.

Allentown, eine Stadt von 18,000 Einwohnern, liegt am Lehigh-Fluß und ist einer der industriellsten Orte in Pennsylvanien, der von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Ansehen gewinnt. Sie ist sehr rasch emporgestiegen und bekommt fortwährend großen Zufluß an Einwanderern. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist deutsch, oder redet wenigstens deutsch. Es gibt uralte Leute, die kein Wort englisch verstehen, obgleich sie hier im Lande geboren sind.

Hier gibt's Kirchen aller Confessionen: lutherische, reformirte, katholische, episkopale, presbyterianische, methodistische und baptistische. Die meisten sind äußerlich geschmacklos, von rothem Backstein, inwendig aber ganz behaglich und comfortabel eingerichtet, doch mehr an einen Wartsaal als an eine Kirche erinnernd. Vielfach findet man die eigentliche Kirche erst im ersten Stock, und den unteren Raum für die Sonntagsschule hergerichtet. Ich hatte schon mehrfach Gelegenheit, mich über die kirchlichen Verhältnisse Amerika's instruiren zu lassen. Den lutherischen Pfarrer Brobst lernte ich kennen, einen Mann von großem Fleiß und rastloser

Thätigkeit. Er gibt mehrere Kirchenblätter heraus, kennt alle Kirchenzeitungen der Welt und steht mit allen kirchlich schriftstellernden Notabilitäten des lutherischen Deutschlands in Correspondenz. Durch Gespräche mit ihm und anderen würdigen Männern lerne ich die Institution völliger Trennung der Kirche vom Staate, welche hier vollkommen durchgeführt ist, immer mehr achten und lieben. Aller Fesseln, alles sogenannten Schutzes, alles Einflusses der Staatsgewalt in ihre Gebiete ist die Kirche hier bar und hat völlige Freiheit, sich nach ihrem eigenen Wesen, nach ihrer Individualität auszubreiten und zu kräftigen. Wenn auch dadurch in manchen Kirchengenossenschaften allen schlimmen Einflüssen und Einwirkungen der Gemeinde schrankenlos Thür und Thor geöffnet sind, so ist auf der anderen Seite dem Eingreifen ächt christlicher Thätigkeit und dem allerfreiesten Wirken christlicher Anschauung keine Schranke gesetzt. Ganz auf sich selbst gestellt, im Kampfe zwischen Glauben und Unglauben kann die Kirche immer nur siegen; davor kann uns nicht bange sein. Wo aber der Polizeistaat sich bemüßigt findet, seinen büreaukratischen Einfluß geltend zu machen, da muß die Kirche wohl hin und wieder in schwierige Lagen kommen und hat dann vollauf Gelegenheit über diesen Schutz zu seufzen. Frei auf sich selbst gestellt, muß die gute Sache immer den Sieg davon tragen. Mit am meisten gedeiht hier die katholische Kirche; sie hat große Macht und den meisten Einfluß. Ihr kann das Freikirchenthum nur unbedingt zu Statten kommen, während es fest steht, daß durch eben dasselbe Freikirchenthum das Sectenwesen sehr befördert wird, und daß dadurch indirect der evangelischen Kirche oder, besser gesagt, der evangelischen Wahrheit Nachtheil und Schaden erwachsen kann. Die katholische Kirche hat von den Secten nichts zu fürchten und droht auch der Gefahr der Zersplitterung durch die Majestät ihres Baues. Mir dünkt nun einmal für die Sache der Kirche die monarchische Gestalt für ersprießlicher als die demokratische, welche durch die evangelische Kirche repräsentirt wird. Die Verfassung der katholischen

Kirche schützt sie in allen Ländern, zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen vor dem Versanden, vor der Auflösung in Atome, welchem Prozeß unsere evangelischen Kirchen in Bezug auf die äußere Gestalt nicht immer Widerstand leisten können. In politischen Verhältnissen lasse ich mir die republikanische Form gefallen, ohne ihre Nachtheile zu verkennen. Die Geschichte aller Zeiten zeigt uns dieselbe als eine mehr oder minder lebensfähige Institution. Die Staaten sind von Menschen gegründet für menschliche Zwecke, und es liegt in der menschlichen Freiheit, sich diejenige Regierungsform zu wählen, die, auf dem Boden des Rechtes fußend, die menschlichen Interessen nach allen Seiten hin schützt. Und da der Staat eine menschliche Anstalt ist, so ist er auch nur von beschränkter Dauer. Menschen und Geschlechter kommen und gehen, andere Ansichten und Meinungen tauchen auf, die Staaten und Völker treten in andere Verbindungen, andere Regierungsformen kommen empor und verdrängen die früheren. Es gibt keine, welche alle Zeiten überdauert und allen Einwirkungen der Geschichte getrotzt hätte. Regierungsformen sind menschliche Institutionen und gehen darum den Weg alles Fleisches; die verschiedensten kommen zum Ziele, und jede, selbst die beste, kann zum Ruin des Staates führen. Anders ist es mit der Kirche. Sie ist von Gott gegründet und nicht für ein oder mehrere Jahrhunderte, sondern für alle Tage bis an der Welt Ende. Die Kirche ist das stabile Prinzip in der fluctuirenden Strömung der ganzen Welt; an ihr ist nichts Vorübergehendes, nichts, was von der Willkür der Majorität abhängt, nichts, was von den Anschauungen des Zeitgeistes modifizirt wird. Darum erachte ich auch diejenige äußere Gestalt für die vortheilhafteste, die weniger dem Schwanken der Meinungen ausgesetzt ist, das ist die monarchische, die episkopale. Zugleich ist diese Verfassungsform diejenige, die sich mit größerem Nachdruck den Uebergriffen des Polizeistaates widersetzen kann.

Die Menschen hier sind natürlich im Allgemeinen um kein Iota christlicher als in Europa; aber sie leben des Glaubens halber

nicht in beständiger Fehde mit einander. Die Ungläubigen bekümmern sich wenig um die Kirche und lassen den Gläubigen freie Hand, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen.

Eine dermalen viel ventilirte Frage ist die Schulfrage. Es handelt sich darum, wie das Verhältniß der Schule zu Staat und Kirche sich gestalten soll. Möglichst geringe Abhängigkeit der Schule vom Staat wird natürlich von allen positiv Denkenden angestrebt. Ich halte dies Problem für ein sehr schwer zu lösendes. Die Kirchenfrage beantwortet sich selbst; daß der Staat in Sachen der Kirche nicht mitzureden hat, versteht sich von selbst; es sind dies ganz getrennte Gebiete. Anders mit der Schule. Hier sind drei Factoren, die ihren Einfluß, jeder mit gewisser Berechtigung, geltend machen wollen. In erster Linie natürlich die Familie; die Eltern haben vor Allem zu bestimmen, wie sie ihre Kinder erziehen wollen. Dann kommt die Kirche, die es für ihre heilige Pflicht erkennt, für die christliche Erziehung der ihr zugehörigen Kinder zu sorgen. Schließlich darf der Staat auch mitsprechen, da die Kinder ja zu Bürgern des Staates erzogen werden sollen. Ich bin mir nicht klar, wie diese Frage endgültig befriedigend für die drei Anspruch erhebenden Potenzen entschieden werden soll. Viele religiöse, politische und sociale Fragen sind theoretisch so leicht beantwortet, und es fehlt meist nur an Zeit, Kraft und Mitteln, um das, was man für wahr erkennt, thatsächlich ins Leben zu rufen. Diese Frage aber wüßte ich nicht einmal theoretisch zu lösen. Im Prinzip ein Gegner der Staatsschule, erkenne ich doch auch ihre großen Vorzüge; vor Allem, daß alle Mitglieder des Staates ihre Kinder unentgeltlich unterrichten lassen können. Wenn sie zahlen müßten, wären Viele genöthigt, auf den Unterricht zu verzichten. Ich erkenne von Tag zu Tag mehr, daß jede Sache nicht ihre zwei, sondern ihre hundert Seiten hat, von welchen sie betrachtet werden kann. Und jede Seite hat ihre Lichtpuncte und ihren Schatten. Stellt man sich diese immer recht vor Augen und Herz, so gelangt man zu immer größerer Unbefangen=

heit des Urtheils; man lernt alle Dinge so ansehen, wie sie sind und nicht, wie man sie sich gedacht oder gewünscht. Man ist so gerne geneigt, sich rasch ein Urtheil zu bilden und starr an demselben festzuhalten, vor allem wenn unsere Lieblings-Neigungen dadurch gekitzelt werden. Dagegen ist nun ein Einblick in amerikanische Verhältnisse ein treffliches Mittel. Alles ist so anders als in Europa. Vieles, was man bei uns für unhaltbar, für undenkbar gehalten, wovor man sich entsetzt, sieht man hier in plastischer Gestalt lebenswarm und frisch gedeihen. So wird man leicht von Vorurtheilen kurirt. Darum wünsche ich unseren schwindelköpfigen Liberalen nichts mehr als eine abkühlende Entnüchterung ihrer erhitzten Phantasie bei den hiesigen Yankees. Dies Land ist aller Ideale bar; die nackte Realität macht sich überall breit und läßt keine Muße für idealistische Schwärmereien.

Die täglich an mich gerichtete Frage: wie gefällt Ihnen Amerika? kann ich nicht mit einem Wort beantworten. Es kommt mir vor, wie wenn mich Jemand früge: was sagen Sie zu „Faust"? Ich kann auf beide Fragen nur eine Antwort ertheilen: Es interessirt mich Alles ungemein, und ich lerne unaufhörlich daraus. Aber über tausend verschiedene Punkte und Verhältnisse mit einem Worte abzuurtheilen, das übersteigt meine Talente.

Obwohl die Deutschen hier in der Mehrzahl sind, haben sie dennoch keine deutsche Schule. Es ist ein wahrer Jammer. Die Wohlgesinnten, Thätigen sind sehr bestrebt, darauf hinzuwirken, daß eine solche gebaut werde. Doch sind ihrer so wenige und der Müssigen so viele. Die meisten sind ungemein indolent, weshalb auch das deutsche Element speziell hier immer mehr an Einfluß verliert. Das Deutsche erhält sich bei den Eingewanderten selbst; deren Kinder werden in Amerika geboren, athmen amerikanische Luft, genießen amerikanische Gesetze und Einrichtungen, leben und verkehren mit Amerikanern und werden dadurch selbst vollkommen Amerikaner. Es kann das gar nicht anders sein. Die meisten hier Eingewanderten verlieren alle Fühlung mit dem

Mutterland, und nach einigen Jahren schon, wenn es ihnen hier gut geht, alles Interesse an der Heimat. Ein sich durch die Generationen fortpflanzendes patriotisch-deutsches Gefühl kann unter diesen Umständen nicht vorhanden sein und ist ein Unding. Im großen kosmopolitischen Amerika muß das speciell Nationale nach und nach verschwinden. Nationalgefühl ohne innige Verbindung mit dem Lande, dessen Nation zu sein man sich rühmt, ist Phantasterei. Durch hunderte von Meilen vom Heimatland getrennt, durch Menschenalter entfernt von demselben, ohne geistige und materielle Verbindung mit ihm, kann sich der Deutsche auf die Länge nicht als solcher fühlen. Aber immerhin ist es eine Schande, daß bei der überwiegenden Mehrheit der Deutschen, welche selbst mit ihren Kindern deutsch reden, hier keine deutsche Schule existirt. Es ist aber ein deutlicher Beweis für die eben ausgesprochene Ansicht. Der pennsylvanische deutsche Dialekt, den fast alle Leute hier sprechen, lautet schrecklich. Er ähnelt am meisten dem pfälzischen.

In politischer Beziehung ist Amerika in zwei Parteien getheilt, die demokratische und die republikanische, welche in unaufhörlichem Kampfe mit einander um die Herrschaft ringen. Im Augenblicke ist die republikanische die siegreiche, Präsident Grant ist Republikaner. Alle öffentlichen Staatsämter, welche vom Ersten bis zu dem Letzten mit dem jeweiligen System kommen und fallen, sind darum mit Republikanern besetzt. Dieser unaufhörliche Wechsel der Systeme und der Aemter dient dem Lande zum größten Schaden. Die Corruption nimmt riesig überhand. Jede Partei trachtet in der kurzen Spanne Zeit ihrer Regierung, für sich den größt möglichen materiellen Gewinn herauszuschlagen. Daraus folgt eine Aemterhascherei sonder Gleichen, eine Bestechlichkeit, wie man sie wohl nirgends sonst auf der Welt findet. Dieses Laster ist die gefährliche Klippe, an welcher das Staatsschiff, wenn es nicht in andere Strömung gelenkt wird, noch einmal scheitern dürfte. Die meisten ehrlichen Menschen halten sich vom politischen Leben fern und überlassen es den minder ehrlichen, öffentliche Rollen zu spielen. Ein

politisches Amt kommt einer unehrlichen Handierung gleich; so hörte ich schon manche meiner Bekannten äußern. Dieß unselige Haschen und Jagen nach Gewinn und Vortheil, welches auf der öffentlichen Bühne des Staates nur um so schamloser betrieben wird, zehrt an dem Mark des Landes und bahnt den moralischen Untergang der Vereinigten Staaten an. Nicht politische Prinzipien sind die Triebfedern, die den Kampf im Staatsleben immer von Neuem anfachen, sondern nur die Sucht der Parteien, in möglichst rascher Zeit möglichst reich zu werden. So vertritt auch der jetzige Präsident eigentlich kein Prinzip, sondern er ist eine von der republikanischen Partei aufgepflanzte Fahne, um welche ihre Parteigänger sich schaaren, um die Interessen dieser Partei unter der Autorität von Gesetz und Regierung zu fördern. Grant soll ziemlich unbedeutend sein. Darum hat man ihn gewählt; er ist dann immer ein gefügiges Werkzeug in den Händen seiner Partei. Einen energischen Präsidenten könnte man nicht gebrauchen; der könnte vielleicht einmal über dem Staat die Partei-Interessen vergessen und würde sich dadurch die Verachtung der Majorität zuziehen. So erging es Johnson, welcher sich an die schwankenden Meinungen und Wünsche der Majorität des Congresses nicht kehrte. Darum wurde er gestürzt. Es mag sein, daß er im Unrecht war, ich weiß es nicht und will es nicht entscheiden. Daß er aber energisch war, verzieh man ihm nicht. Uebrigens gibt es doch einen Unterschied in der politischen Anschauung beider Parteien. Die demokratische Partei befürwortet das Selfgouvernement, die Originalität und Freiheit der einzelnen Staaten, betont die Verschiedenheiten, Eigenthümlichkeiten, Privilegien (wenn man so sagen darf) der einzelnen Länder, während die Republikaner centralistisch sind und den ganzen Schwerpunkt in den Congreß nach Washington verlegen. Die Südstaaten mit ihren Pflanzungen, die vorzugsweise vom Ackerbau leben, die den Grundbesitz, die Aristokatie vertreten, sind meist demokratisch gesinnt. Der Norden, wo Handel und Industrie getrieben wird, wo der Besitz kein fester, sondern ein schwan-

kender, ist vorherrschend republikanisch. Hier im Staat Pennsylvanien, welcher zwar zu den Nordstaaten gehört, ist die demokratische Partei vorherrschend. Nächstens gibt's hier eine Provinzial-Wahl, worauf man sehr gespannt ist; der ruhige Bürger aber freut sich, wenn diese stürmischen Tage vorüber sind.

Philadelphia, 2. Oktober.

Soeben, Nachmittags 3 Uhr, bin ich von Allentown hier angekommen. Schon gestern Mittag war die Abreise festgesetzt, wurde auf den Abend verschoben, dann wieder auf heute früh, und als der Zug diesen Morgen versäumt war, wurde es Mittag, bis ich endlich flott wurde. Noch gestern Abend machte ich einen wunderschönen Spaziergang in den Wald und erfreute mich der prächtigen Aussicht und der herrlichen Oktober-Beleuchtung. So schöne Herbsttage, wie der gestrige gewesen, wünsche ich Euch diesen Monat für Eulbach. Für diesen Aufenthalt halte ich den Oktober stets für den schönsten Monat. Auch für Amerika soll er es sein. Der besondere Zauber des Herbstes soll hier in der röthlichen Färbung der Blätter liegen, was Wäldern und Bergen einen zauberhaften Reiz verleihen muß. Einige röthliche Bäume und Gesträuche habe ich schon gesehen, kann mir aber nicht recht vorstellen, wie es in großer Masse aussehen wird.

Die Tage in Allentown hinterließen mir einen sehr wohlthuenden Eindruck. Die überaus liebreiche Aufnahme meines Gastfreundes, der fast ausschließliche Umgang mit Odenwäldern, die angenehmen Bekanntschaften, die ich geschlossen, die vielfache Gelegenheit, über öffentliche Verhältnisse reden zu hören und mitzusprechen, die mancherlei herrlichen Naturschönheiten, und die Blicke, die ich in's industrielle Leben der Stadt und Umgegend geworfen, werden mir diese Tage im Gedächtniß bewahren. Mein erster Besuch galt dem neugebauten, in seinen Aussenwerken noch nicht ganz vollendeten Gefängniß nach dem Zellensystem. Es ist ein prächtiges, massives Gebäude von röthlich grauem Sandstein mit schlankem Thurm, von dessen Höhe man eine reiche und weite Aussicht genießt. Die

Gestalt der Hauses ist länglich viereckig, sämmtliche Zellen münden auf den innern freien Raum, von welchem mit einem Blicke sämmtliche Thüren überschaut werden können. Mein Gastfreund, der das Gefängniß gebaut, erklärte mir alle Räumlichkeiten und zeigte mir auch das neue, sehr geräumige Schulhaus, ebenfalls sein Werk.

Die Eisenwerke bilden die Hauptindustrie Allentown's, die Stadt besitzt deren wenigstens ein halbes Dutzend der größten Dimensionen. Ich brachte da mit größtem Interesse mehrere Stunden zu, indem ich zusah, wie das Eisen geschmolzen, gerollt, gewalzt und zu Schienen fabricirt wurde. Zu einer Expedition in die Eisenmine, welche auch projectirt war, kam es leider nicht. Mir imponirten diese Schmelz- und Hammerwerke ungemein. In einem derselben ist nur über der Maschine ein 70 Fuß hohes Haus gebaut; diese Maschine soll zu den größten auf der Welt gehören. Man fühlt bei solcher Gelegenheit eine hohe Achtung für menschliche Erfindungen, zugleich aber auch ein eigenthümliches Grauen, daß sich das Alles so von selbst bewegt, ohne daß man sieht wodurch. Der Lärm in diesen Eisenwerken ist ungeheuer, desgleichen die Rührigkeit und Ordnung. Man sieht niemals Jemand, der anordnet, Jeder weiß sein Amt und seinen Platz. An den Schmelzöfen, die maßlose Glut ausströmten, stand ich lange, bis mir der Kopf zu zerspringen drohte. Die erzeugte Hitze ist furchtbar, den Arbeitern läuft das Wasser stromweise den bloßen Rücken herunter. Außer Eisen wird noch Kalk, Erde und Steine in den Ofen geworfen, bis Alles in einen glühenden Brei sich vereinigt und zerschmilzt. Die Allentowner Eisenwerke gelten mit zu den reichsten in Amerika.

Einen anderen sehr interessanten Ausflug machte ich mit der Eisenbahn nach den Schiefersteinbrüchen, welche die ganze Umgegend mit Dächern versorgen. Einen eigenthümlichen Reiz gewährt dem Auge solch eine Schieferfeld-Masse, wo die Schichten so glatt und reinlich aufeinander liegen. Ich hatte nie einen Schieferbruch gesehen und war sehr entzückt. Die schwarze Farbe in riesiger Masse

gefiel mir besonders. Da es gerade Samstag Nachmittag war, wurde wenig in dem Bruche gearbeitet. Es war mir sehr leid. Ich konnte nur sehen, wie die Steine regelmäßig behauen wurden. Die Fabriken, in welchen geschliffen und polirt wird, standen auch still. Man hat hier eine eigene Fertigkeit, den Schiefer wie Marmor zu poliren. Die Abfälle vom Behauen der Platten bilden ganze Berge, auf denen wir tüchtig herumkletterten. An diesem Nachmittag kam ich an einem Baume vorüber von der Größe eines Nußbaums, welcher weiße wilde Trauben trug. Da ich nie davon gehört, war ich äußerst überrascht. Ich schüttelte etliche herunter, aß davon und steckte meine Taschen voll. Sie schmecken viel herber als unsere Trauben und haben sehr dickes Fleisch. Wohlthuend war mir die Entdeckung, daß auch hier überall der Samstag-Nachmittag frei ist.

Wiederum ein anderer Ausflug ging mit der Eisenbahn das wundervolle Lehigh-Thal hinauf in die Blauen Berge hinein nach Mauch-Chunk, einem Dorf mit altem Indianer-Namen. Fast niemals in meinem Leben sah ich einen Ort von so entzückender Lage; die Häuser stehen hart am Fluß, zu beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen; auf der anderen Seite des Flusses, der hier ein ungeheueres Knie macht, wiederum ein hoher Berg. Die Bahn fährt unmittelbar am Wasser. In Mauch-Chunk bestiegen wir einen Zweispänner und fuhren die Berge hinauf, auf der andern Seite hinunter, bis wir vor einer sehr steilen Höhe Halt machten. Dann setzten wir uns wieder in Waggons und ließen uns ohne Locomotive die steile Wand hinaufziehen. Wie es geschah, weiß ich eigentlich nicht recht. Oben hatten wir eine unbeschreiblich schöne Aussicht nach drei Seiten. Das Lehigh-Thal ist so reich an Krümmungen und Sceneriewechsel, daß man sich nicht satt sehen kann. Von hier ging es wiederum ohne Maschine mit Windesschnelligkeit den Berg hinunter. So fuhren wir etwa anderthalb Stunden; ich fror empfindlich in der dünnen scharfen Luft. Drei Mal noch wurden wir steile Anhöhen hinauf gezogen. Die

Bahn, die wir befuhren, ist in großen Windungen angelegt und führt zu den Kohlenminen, welche den größten Erwerbszweig Pennsylvaniens ausmachen. Am Eingang einer solchen Mine hielten wir, stiegen aus und sahen zu, wie die auf Schienen laufenden Kohlen-Waggons von Maulthieren aus dem Tunnel geschafft wurden. Die Eingänge sind viel zu schmutzig, auch hatten wir keine Zeit, um uns selbst hineinzuwagen. So mußten wir uns zufrieden geben und fuhren weiter. Das Essen that später eine erwärmende, wohlthuende Wirkung.

So waren denn die Tage in Allentown sehr lehrreich für mich; ich blieb auch so lange dort, weil ich wußte, daß mir nirgends so viel gezeigt würde als hier, wo ich unter guten Bekannten weilte.

In müssigen Stunden lese ich zuweilen, ich, Feind aller Reisebeschreibungen, eine höchst interessante Reise durch Aegypten. Stoff und vollendete Schilderung ermöglichen mir die Lectüre. Dies Buch in hiesigem Land ist gewiß ein seltener Contrast. Ich bewege mich dadurch in den denkbar größten irdischen Gegensätzen. Hier das Land unermeßlicher Rührigkeit, Geschäftigkeit und Fleißes, industrieller, commerzieller Anstrengungen sonder Beispiel, des Wachsens und Gedeihens; dort Trägheit und Abgestorbenheit des Volkes, wie fast nirgends auf Erden, Zerfall und Wüste, wohin man blickt; das ganze Land eine Mumie; hier keine Vergangenheit, keine urwüchsige Religion und Sitte; dort ein Alterthum von Tradition und Geschichte, welche bis an die Grenzen der Zeitlichkeit hinragen und mehr imponiren als alles Andere auf der Welt. Hier wird gebaut und geschafft, mit ameisenhaftem Fleiß, aber nur für die Gegenwart, für den Erwerb; dort wurde für alle kommenden Geschlechter gegründet. Ob die hiesigen Bauten und Leistungen nach 5000 Jahren auch noch erhalten sind, möchte ich sehr bezweifeln.

3. October.

Ich wohne hier im Continental-Hotel, dem größten Gasthof, den ich jemals gesehen; er soll zu den ersten in ganz Amerika ge-

hören. Philadelphia ist, was die Ausdehnung anbelangt, die größte Stadt dieses Welttheils. Ich bestieg den Thurm von Independence-Hall und sah nach allen Seiten, so weit mein Auge reichte, nur Häuser. Abends wohnte ich einer Vorstellung des „Kaufmann von Venedig" bei; sie war englisch. Jener berühmte Künstler, den ich in New-York gesehen, spielte den Shylok als Gastrolle. Dann sah ich einen wahrhaft immensen Fackelzug verschiedener Löschmannschaften; da gab es Vorreiter, Fackelträger, Musikanten, Equipagen, reich verzierte und beflaggte Spritzen u. s. w. Ich schätze die Theilnehmenden auf einige Tausende. Wahrscheinlich hatten sie ein großes Fest. Etwas Aehnliches sah ich neulich schon in Hoboken. Heute regnet es, für den ersten Tag in einer fremden Stadt, zumal an einem Sonntag, wo alle Läden geschlossen bleiben, doppelt Schade. Auch alle Sehenswürdigkeiten sind gesperrt. Mein Fenster hat dazu noch eine sehr elende Aussicht auf einen sehr unangenehmen Hof; die widerlichen Küchendämpfe dringen unabläßig zu meinem Fenster herein. Das Hotel ist gut, aber äußerst unbehaglich. Die Amerikaner sind gewohnt, ihr Zimmer im Hotel nur als Schlafzimmer zu betrachten und die meiste Zeit des Tages in den großen Conversations- und Rauchzimmern zuzubringen, weßhalb auch diese Schlafzimmer ziemlich klein und dürftig eingerichtet sind. Das Bett nimmt beinahe die Hälfte des Zimmers ein. Ich bin darin ganz anders. Die wenigen Augenblicke, die ich vom vielen Umherlaufen in der großen Stadt erspare, bringe ich ganz gewiß in meinem Zimmer zu, sei es mit Lesen, Schreiben, Ausstrecken oder irgend einer Bequemlichkeit. In solchen Momenten wäre ich für ein gemächliches Zimmer sehr empfänglich. Dermalen vermisse ich es. Auf der Reise selbst mache ich nicht den mindesten Anspruch auf Comfort und kann sogar in der allerbescheidensten Bedürfnißlosigkeit mich sehr wohl befinden. In der großen Stadt aber, im großen Hotel, für große Summen, die ich zahlen muß, hätte ich es viel lieber bequem. Ich glaube, dieser Wunsch ist keineswegs unbillig.

VIII.

Washington, 9. Oktob. 1869.

Es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, geliebte Eltern, daß ich meinen vierundzwanzigsten Geburtstag in Washington, der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, zubringen würde. Und wenn ich auch meine Reise um keinen Preis missen wollte, so gestehe ich offen, daß ich den 9. Oktober lieber in Eurer Mitte als hier in der langweiligen Congreß-Stadt feiern würde. Heute früh war mein erstes Geschäft, in Begleitung des norddeutschen Gesandten, welcher außerordentlich liebenswürdig für mich ist, auf die Post zu gehen, um etwa angekommene Briefe in Empfang zu nehmen, welche ich gestern telegraphisch von New-York bestellt hatte. Groß war meine Freude, als meine Hoffnung nicht getäuscht und mir ein Brief eingehändigt wurde. Meine Gedanken werden sich heute meistens auf hoher See bewegen. Ich habe sie nämlich alle mit Herz und Sinn zur Heimath geschickt, und da ich die Gewißheit habe, daß Ihr auch die Euren zu mir gesandt, so müssen sie sich auf dem Weltmeer begegnen. Vorgestern Abend kam ich nach siebenstündiger Fahrt über Baltimore von Philadelphia hier an. Die Bahn durchschneidet theilweise schöne Strecken, lange Zeit fuhren wir ganz in dunklem, grünem Wald. Mehrmals setzten wir auf niederen schmalen, dürftigen, hölzernen Brücken über den Susquehanna oder doch Arme desselben. Baltimore, wo ich mich nicht aufhalten konnte, ist sehr schön am Ausfluß des letztgenannten Flußes gelegen. Wegen Ueberfüllung des Gepäckwagens war mein Koffer nicht mit angekommen. Ich erschrack sehr und war schon darauf gefaßt, ihn nie wieder zu sehen. Erst den anderen Mittag um 12 Uhr fand ich ihn, als ich von einem Ausgang in mein Zimmer zurückkehrte. Da ich die schmutzige Reisetoilette nicht zu Besuchen anziehen wollte, so benutzte ich den ganzen Vormittag zur Besichtigung des Capitols, des Palastes, in dem der Congreß der

Vereinigten Staaten seine Sitzungen hält. Washington ist eine Stadt von unendlich langweiligem Aussehen, die Straßen kommen mir entsetzlich lang und öde vor, zumal die Häuser ziemlich niedrig sind. Wären nicht die Pferde-Bahnen, so würde man Niemand auf der Straße begegnen. Um Washington in seiner Blüthe zu sehen, muß man im Winter hinkommen, wenn der Congreß versammelt ist. Das Capital liegt etwas erhöht und dominirt dadurch und mit seiner imposanten Größe die ganze Stadt. Ich kann wohl sagen, noch niemals einen vornehmeren Bau gesehen zu haben. Könige und Kaiser könnten stolz darauf sein, in solchen Palästen zu wohnen. Das ganze Haus ist aus weißem Marmor erbaut, hat eine ungeheure Kuppel und ist in reichstem Renaissance-Geschmack gehalten. Die langen Reihen großer, weißer Säulen, die mächtige Freitreppe und die Mäjestät des ganzen Palastes habe ich in hohem Maaße bewundert. Lange ging ich darin umher und besah selbst die kleinsten, verborgensten Winkel; Alles war offen, wie alle öffentlichen Gebäude hier zu Lande, und ich erstaunte mich, bei den äußerlich so monumentalen Verhältnissen, innerlich sehr gemüthliche Räume vorzufinden. Die Gänge und Säle sind mit Bildnissen und Marmor-Statuen berühmter amerikanischer Männer geschmückt. Zwei überaus schön gearbeitete Bronce-Thüren mit feiner erhabener Arbeit fielen mir besonders auf; es müssen wohl Stücke von hohem historischen Werthe sein. Auf der Spitze der colossalen Kuppel steht eine weibliche Bronce-Statue von riesiger Dimension; ich weiß nicht, wen sie vorstellt, vermuthe aber die Göttin der Freiheit. Unter der Kuppel ist ein großer Saal mit Fresko-Gemälden und Hautrelief-Marmor-Bildern, welche Scenen darstellen aus den Haupt-Ereignissen der amerikanischen Geschichte. Ein feierlicher Ton erschallt im Hause bei jedem Schritt; man merkt, wohin man tritt, daß man in einem imposanten Palaste weilt. Die beiden Sitzungssäle entlockten mir keine große Bewunderung, wie es mir überhaupt schwer fällt, mich für ein Zimmer zu begeistern, in dem ein paar hundert schwarze Fräcke zusammen kommen, um Reden zu halten

und sich von der Glocke eines Präsidenten leiten zu lassen. Auf der Rückseite des Capitols schließt sich der sehr hübsche Capitols-Garten an, mit schönen grünen Bäumen, anmuthigen Wegen und bequemen Bänken.

Endlich fand ich meinen Koffer, konnte mich umziehen und meine Besuche abstatten. Den österreichischen Gesandten traf ich nicht; er war seit mehreren Wochen mit seinem Secretär verreist, seine Geschäfte sind sehr gering. Oesterreichische Unterthanen gibt es wenig in den Vereinigten Staaten, und seit der großen Katastrophe in Mexico hat die österreichische Regierung den letzten Rest von Sympathie für Amerika verloren. Vom norddeutschen Gesandten wurde ich sehr liebenswürdig empfangen. Er entschuldigte sich mit seinen vielen Geschäften, lud mich aber auf den Abend in seine Familie zum Thee und auf den Sonntag Nachmittag zum Mittagstische ein. Der Abend verlief nicht sehr unterhaltend, da es mir schwer hält, mich mit Leuten zu unterhalten, die ich gar nicht kenne. Auch sprechen Diplomaten gerne über Politik, was ich immer lieber vermeide. Ich halte die Zeit, die kostbare, für verloren in Amerika, in welcher über europäische Cabinete und Depeschen geredet wird. Den Antritt meines Geburtstags in der Mitternachtsstunde verbrachte ich am Bett des kranken preußischen Capitäns von Scheliha, dessen Bekanntschaft ich in New-York gemacht. Wir besichtigten schöne militärische Pläne, und ich beneidete ihn um sein Wissen. Diesen Vormittag und Mittag widmete ich mehreren Sehenswürdigkeiten; ich besuchte eine kleine hübsche Bildergallerie, das Smithonium, ein Museum, von einem reichen Amerikaner gegründet, und das Patent-Office. Das Smithonium ist in romanischem Styl aus braunen Sandsteinen gebaut und sticht wohlthuend ab von den einförmigen prosaischen Häusern seiner Umgebung. Darin sind ausgestopfte Thiere aller Art, Knochen und Gerippe in Menge, Versteinerungen von Pflanzen und Muscheln, Vogelnester und eine sehr reiche Sammlung von Trachten und Waffen verschiedener wilder Völker. Einige Meteorsteine, mexikanische Götzen-Bilder und ein römischer Sarko-

phag, der für die Ruhestätte des Kaisers Septimius Severus gilt, vervollständigen die Sehenswürdigkeiten. Versteinerungen, aus denen das vieltausendjährige Wirken und geheime Schaffen der Natur ersichtlich wird, interessiren mich immer am meisten. Man thut hiebei einen flüchtigen Blick in die ältesten Archive der Natur und ersieht aus diesen untrüglichen Urkunden, daß im Schooß der Erde nichts todt und starr ist, sondern daß sich dort dieselben, ja noch gewaltigere Prozesse vollziehen als auf ihrer Oberfläche. Der Gründer dieses Museums hat sein ganzes Vermögen zu diesem Zwecke vermacht. Man findet die lobenswerthe Tugend in Amerika sehr häufig, daß reiche, kinderlose Männer alle ihre Habe öffentlichen, gemeinnützigen Zwecken widmen, anstatt es entfernten lachenden Erben zu vermachen, die es vielleicht unnütz verschwenden würden. Der Sinn für's Allgemeine ist hier wahrhaft großartig entwickelt. Das ist das Schöne in Amerika.

Alle Ministerien und sonstigen den Staatszwecken dienenden Gebäude sind von weißem Marmor im Renaissance-Geschmack gebaut und erfreuen sich durch ihren edlen Styl eines sehr vornehmen Aussehens. Ob die Gelehrten diesen Geschmack jonisch, korinthisch oder dorisch nennen, davon habe ich keine Idee, überlasse es auch ihnen. Ich weiß nur, daß es sehr schön ist und großartig aussieht. Heute Abend ging ich mit der Familie des norddeutschen Gesandten zum Präsidenten Grant ins „Weiße Haus". Ich nahm den Frack bei dieser feierlichen Gelegenheit. Obgleich ohne jedes specielle Interesse an der Persönlichkeit des gegenwärtigen Präsidenten, kam es mir doch darauf an, auf meiner Reise durch Amerika den Mann kennen zu lernen, der an der Spitze des ungeheueren Staatskörpers steht, und der im letzten Jahre durch das bewegte Parteigetriebe, aus welchem er als Sieger hervorgegangen, einen Namen bekommen hat. Das „Weiße Haus" ist von ähnlichem Styl wie alle öffentlichen Gebäude, nur viel kleiner. Der Eingang sah nicht sehr einladend aus; Gerüste, aufgerollte Teppiche oder Bilder, die am Boden standen, erfüllten den Vorplatz. Wir wurden in

einen anständigen, doch nicht gemüthlichen Salon des Parterre geführt und harrten des Präsidenten und seiner Gattin. Endlich erschien er mit ihr am Arme. Er sieht weder gescheidt noch edel aus, machte ein höchst langweiliges Gesicht und führte eine sehr fade Conversation. Ich empörte mich über seine Unwissenheit. Der Gesandte erzählte ihm von dem Hildesheimer Fund, und erwähnte hiebei Kaiser Augustus, Varus, Hermanns-Schlacht u. s. w.; von Allem hatte er keine Ahnung, zeigte auch nicht das mindeste Interesse, sondern wäre um ein Haar dabei eingeschlafen. Ich saß neben ihm; wir wechselten nur ein Paar sehr gewöhnliche Phrasen. Seine Frau ist sehr häßlich, schielt und sieht gerade so wenig gescheidt aus als er. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß dieser Mann die höchste Obrigkeit in Amerika sein sollte. Zum Regieren gehört Persönlichkeit, Geist, und ein gewisses äußeres Auftreten; Alles dies mangelt ihm. Er regiert auch nicht, sondern vollführt blos die Befehle seiner Partei. Er hat mir natürlich gar nicht imponirt; doch bin ich sehr froh, ihn gesehen und gesprochen zu haben. Das war der 9. October in Washington.

In Philadelphia brachte ich 5 Tage zu und denke mit Freuden an den dortigen Aufenthalt. Wenn meine Zeit zur Weiterreise nach Westen nicht sehr drängte, würde ich noch länger geblieben sein, ja ich würde vielleicht von hier aus nochmals nach Philadelphia zurückkehren. Philadelphia ist eine sehr schöne Stadt, liegt am Delaware, der hier für Kriegsfahrzeuge schiffbar ist, und hat eine unabsehbare Häuser-Masse. Unausgesetzt wächst die Stadt an Häusern und Menschen. Wo vor einigen Jahren e i n e deutsche lutherische Gemeinde war, sind jetzt deren fünf. Das interessanteste Gebäude der Stadt ist wohl die East-Penitentiary, das große Gefängniß nach Pennsylvanischem Zellensystem; es ist das größte Strafhaus der Einzelhaft-Methode. Sieben Flügel laufen in einen Pavillon wie Strahlen zusammen und können insgesammt vom Mittel-Raum überschaut werden. Durch die Mitte eines jeden Flügels zieht sich ein Gang, in welchen sämmtliche Zellen münden,

so daß Niemand sie betreten oder verlassen kann, der nicht vom Mittelpunct der Anstalt aus beobachtet würde. Die Zellen des Erdgeschosses haben noch eine zweite Thüre nach Außen, welche in ein kleines Gärtchen führt, welches wiederum durch dicke Mauern von seinem Nebengärtchen 'geschieden ist. Die Gefangenen des ersten Stockwerkes entbehren natürlich dieser Wohlthat und haben dafür das Recht, einzeln nach einander auf den Gängen eine bestimmte Zeit zu spazieren. Die Zellen sind sehr klein, aber nicht unheimich, man könnte eher sagen gemüthlich. Viele haben dieselben durch Bilder, buntes Papier, Figuren und allerlei Spielsachen, welche sie hin und wieder zum Geschenk erhalten, in einen kleinen Salon umgewandelt; das Licht kommt durch ein schmales Fensterchen vom Dach herunter, und Ventilationen versehen den kleinen Raum allzeit mit frischer Luft. Sämmtliche Gefangene müssen ohne Ausnahme in ihren Zellen ein gewisses Pensum arbeiten. Was sie mehr thun, wird ihnen zu gut geschrieben und bei ihrem Austritt aus dem Gefängniß in Geld ausbezahlt. Das Zellen-System beruht auf vollkommener Abschließung der Gefangenen, sowohl von ihren Mitgefangenen als auch vom Umgang mit allen anderen Leuten. Nur die Gefängnißwärter, der Pfarrer und zuweilen Freunde und Bekannte haben das Recht, den Sträfling aufzusuchen. Es soll durch dies System die gegenseitige Berührung und der daraus entspringende böse Einfluß der Sträflinge auf einander vermieden werden; man will ihnen Muße gönnen, in sich zu gehen, über ihr Unrecht nachzudenken, es zu bereuen und sich zu bessern. Und da die Gefängniß-Strafe nicht nur eine Sühne der verletzten Gerechtigkeit, sondern vielmehr zugleich ein Corrections-Mittel sein soll, so glaube ich, daß durch das Entfernen der Gefallenen von allen bösen weltlichen Einflüßen diese Besserung leichter erzielt werden kann, als wenn ihnen Gelegenheit geboten wäre, mit Mitschuldigen zu verkehren. Es mag eine entsetzlich harte Strafe sein, Jahre lang in einer Zelle eingesperrt zu sein, ohne Jemanden zu sprechen, ohne Jemanden seine Noth zu klagen, ohne die Stimme freundlicher

Menschen zu hören. Aber Jahre lang mit Verbrechern umgehen zu müssen, denke ich mir auch entsetzlich. Ich würde wohl die Einzelhaft vorziehen.

Da ich ein Empfehlungsschreiben an den Director der Anstalt hatte, so wurde mir die Gelegenheit, etwas specieller herumgeführt zu werden, mit den Gefangenen am Gitter reden zu können, ja selbst in ihre Zellen eintreten zu dürfen. Es war mir sehr interessant, zum ersten Mal im Leben mit Sträflingen verkehren zu können. Natürlich empfanden sie Alle große Freude, daß sich Jemand in ihrer Einsamkeit mit ihnen befaßte, der sich theilnehmend nach ihnen erkundigte. Da die Geschlechter streng geschieden sind, durfte ich nur mit Männern verkehren. Der erste, den ich sah, war ein Darmstädter, ein noch ganz junger Kerl; sein Verbrechen konnte ich nicht erfahren. Die meisten dünkten sich natürlich unschuldig und beklagten sich, wie unrecht ihnen geschehe. Nur einer, ein gewesener preußischer Cadet, gestand offen seinen Pferdediebstahl, ja rühmte sich dessen wo möglich. Es war dies ein geriebener Bruder Lüderlich, einer der leichtsinnigsten Schwindler, die mir vorgekommen. Dabei hatte er eine ganz tüchtige Schulbildung genossen, und war von sehr anständigen Manieren. Er war der einzige Sohn eines Gutsbesitzers in Preußen und fand es in seiner Frivolität vollkommen selbstverständlich, daß er so viele Schulden gemacht und dann nach Amerika transportirt wurde. Von Reue keine Spur. Lange saß ich in der Zelle eines jungen Deutschen, der, soviel ich erfahren konnte, in einer Schlägerei seinen Gegner so getroffen, daß er nach 5 Wochen starb. Nun sitzt er für mehrere Jahre eingemauert, und macht Schreiner-Arbeiten. Ich unterhielt mich eingehend mit ihm, frug nach allen seinen Verhältnissen, sowohl der Familie als des vergangenen Lebens und ließ mir seine Bücher zeigen. Der arme Junge dauerte mich sehr, da er ein überaus unschuldiges Gesicht hatte. Er gestand, nach seiner Freilassung nie mehr nach Hause zurückkehren zu wollen, weil er sich zu sehr schämen müsse, da er als tadelloser Mensch

bekannt gewesen sei. Ebenso wenig wolle er in hiesiger Gegend sein Unterkommen suchen, sondern irgend wohin gehen, wo ihn Niemand kenne und wo er als ehrlicher Mensch leben könne. Ein Anderer versicherte mich, noch in der nämlichen Woche, wo er frei würde, nach Europa heim zu kehren, wo es doch besser sei als hier, woselbst man unschuldig eingesperrt würde. Es ist wirklich beklagenswerth, daß so viele junge Leute vom Auswanderungs-Fieber erfaßt nach Amerika ziehen, natürlich das erträumte Glück auch da nicht finden, an den Bettelstab gerathen, von Elend zu Elend sinken, sich schließlich zu Verbrechen hinreißen lassen und mit dem Gefängniß enden; das wurde ihnen wohl nicht an der Wiege gesungen. Ein treffliches Buch erschien neuerdings in Berlin, betitelt der „Emigranten-Führer", in welchem den Wanderlustigen aus langjähriger praktischer Erfahrung alle Gefahren geschildert sind, denen die des Landes und der Sprache Unkundigen ausgesetzt sind, und welches deßhalb vor der Auswanderung warnt, zugleich aber auch denjenigen, die sich dennoch zur Reise nach Amerika entschlossen, mit den praktischsten Rathschlägen über das Verhalten vor und auf der Seefahrt an die Hand geht. Ich wollte, das Buch fände weite Verbreitung. — Im Gefängniß ist eine sehr inhaltreiche Bibliothek, aus welcher die Sträflinge mit nützlicher und erbaulicher Lektüre versorgt werden. Allsonntäglich predigen auf den Gallerien des ersten Stockwerkes mehrere Geistliche in englischer Sprache; ich glaube, es sind Methodisten. Die äußeren Thüren der Zellen werden dann geöffnet, damit die Gefangenen die Predigt hören können. — Zweimal war ich in der Penitentiary und habe mir zum Andenken einen von einem Gefangenen verfertigten Stock mitgenommen. Leider machte ich erst am letzten Tag meiner Anwesenheit die Bekanntschaft des lutherischen Pfarrers Mann, welcher die Seelsorge bei seinen Glaubensgenossen in der Anstalt besorgt. Er war mir empfohlen worden; hätte ich gewußt, daß er in Bezug zum Gefängnisse steht, so würde ich ihn gleich aufgesucht haben, um in seiner Begleitung die Strafanstalt zu be-

sichtigen. — Um einen tiefen gründlichen Einblick zu thun in das Wesen des Einzelhaftsystems, dazu wäre ein längerer Aufenthalt, genaue Bekanntschaften, eingehende Beschäftigung mit der Sache und psychologische Studien hoch von Nöthen. Leider war dies Alles bei mir nicht der Fall; ich mußte mich mit einem flüchtigen Besuch begnügen. Doch wird mir die Erinnerung stets eine sehr interessante sein.

Das größte und schönste Gebäude in ganz Philadelphia ist das Girard-College, ein Waisenhaus, gestiftet von einem unermeßlich reichen Franzosen, Namens Girard, welcher sein ganzes Vermögen der Stadt Philadelphia vermachte und mehrere Anstalten dieser Art gründete. Das College liegt am Ende der Stadt in einem hübschen Garten. Das ganze Haus ist durchweg aus weißem carrarischem Marmor gebaut, der Styl ist der des Theseustempels, wenn ich nicht irre. Die Dimensionen sind kolossal; vierunddreißig riesengroße Säulen umgeben diesen herrlichen Bau. Ich dachte viel dabei an meinen Vater und meinte, hier müsse es ihm gefallen. Nächst dem Capitol soll das Girard College das theuerste Gebäude in den Vereinigten Staaten sein. An der ganzen Anlage bemerkt man eine ungeheure Verschwendung von Marmor; das Dach besteht aus dicken Flächen über einander gelegter Platten und ist nicht sehr steil, so daß man ganz bequem darauf spazieren kann. Girard hat in seinem Testament ausdrücklich bestimmt, daß kein Religions-Unterricht im College ertheilt werden, und daß niemals ein Geistlicher dasselbe betreten darf. Bei unserer Ankunft wurden wir gefragt, ob kein Pfarrer unter uns wäre. Da nun die Waisen niemals die Grenzen der Anstalt überschreiten, so sind die armen Kinder verurtheilt, für immer die Lehre der christlichen Wahrheit zu entbehren. Ist das nicht sehr erstaunlich? In einem christlichen Lande sollte so etwas kaum möglich oder denkbar sein. Bei solchem Wohlthätigkeitssinn und Interesse für das Allgemeine solcher Fanatismus gegen die Kirche! Gleich in der Eintrittshalle stehen der Marmorsarg und die Standbüste des Erbauers.

Das Münzgebäude, Museum, die Kriegswerfte und ein industrielles Gebäude besuchte ich auch. Zu erwähnen ist auch das Stadthaus mit der Independence Hall, dem Zimmer, in welchem am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und Lostrennung von der Krone England unterzeichnet wurde. Tisch, Stuhl und Feder werden noch von diesem denkwürdigen Ereigniß aufbewahrt. Auch ist der Styl und das Aeußere des Hauses seitdem nicht verändert worden. Mehrere Gemälde Amerikanischer Präsidenten und Freiheitshelden schmücken die Wände. Auch Lafayette ist unter den Gefeiertsten. Obgleich ich historische Erinnerungsplätze so gerne besuche, so machte dieses Zimmer auf mich einen sehr nüchternen Eindruck, wie überhaupt Alles, was mit der Amerikanischen Geschichte in Beziehung steht. Der Amerikaner kennt keinen größeren Feiertag als den 4. Juli. Seine Vaterlandsgeschichte ist 94 Jahre alt.

In den Straßen Philadelphias herrscht nicht das schreckliche, tumultuöse Rennen wie in denen New-Yorks; die Leute sehen gemüthlicher aus. Einige überaus schöne Kunstläden sind mir aufgefallen; nach der Straße zu haben sie eine schmale Front, nach hinten jedoch eine ungeheure Tiefe, wie ich es noch nirgends gesehen. Die erst vor wenigen Jahren erbaute katholische Kathedrale ist ein herrliches Bauwerk. Sie scheint mir eine Copie zu sein von St. Peter in Rom. Eine der Seitenkapellen mit einem Marien-Altar erhält von oben ein herrliches, magisches, blaues Licht; auch sind im Dom einige sehr schöne Altarbilder.

10. Oktober.

Heute besuchte ich zum ersten Male eine Methodisten-Kirche. Von außen sieht sie aus wie alle anderen Kirchen in Amerika, inwendig sehr bequeme Bänke, geschmackvolle Einrichtung und bunte Glasfenster. Statt des Altars und der Kanzel ist bei den Methodisten nur ein Pult im Chor der Kirche, in welchem ein Mann in Civilkleidung auf einem sehr weichen, grün gepolsterten Sopha sitzt. Der Gesang war wunderschön, die Orgel entzückend. Dann

kam ein endloses Gebet, welches mit dem Vaterunser schloß. Hiebei nahmen die Andächtigen die seltsamsten Stellungen ein; Viele legten den Kopf auf die Hand, Andere verdrehten ihren Körper, die Meisten aber knieten, drehten dem Vorbeter den Rücken und stützten die Ellbogen auf den Sitz. Dann folgte nach mehrfachem Gesang eine lange Predigt. Etwas nüchterneres und schmuckloseres vermag ich mir nicht zu denken. Alle Augenblicke sah ich einen aus der Gemeinde sich erheben und dem Geistlichen einen Zettel überreichen, den derselbe beifällig nickend durchlas. Es scheint, sobald Jemand vom Geist Gottes sich erweckt und beseligt glaubt, so theilt er es dem Pfarrer mit. Die kirchliche Weihe vermißte ich vollkommen bei dieser Art, den Gottesdienst zu begehen. Mir kam die Versammlung entsetzlich todt vor, Erbauung fand ich nicht.

Diesen Abend fahre ich nach New-York zurück, ohne mich in Baltimore aufhalten zu können.

IX.

Whitehall, den 15. October 1869.

Einem Gerüchte zufolge soll ich mich hier an einem der schönsten Puncte des ganzen Landes befinden. Whitehall liegt an der Süd-Spitze des so hoch berühmten und viel besuchten Lake Champlain. Ich habe noch nichts davon bemerkt; denn vor einer halben Stunde bin ich hier in dunkler Nacht angelangt, um morgen die herrliche Fahrt über den See anzutreten. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Am Sonntag Abend nach gemüthlichem Diner mit gutem Sherry beim norddeutschen Gesandten und hastigem Packen meines Frackes verließ ich das fade Washington, um nach New-York zurückzukehren. Da mir Jedermann gerathen, meine Reise nach dem Westen, der vorgerückten Jahreszeit halber, möglichst bald anzutreten und durchaus nicht mehr zu zögern, so mußte ich an Baltimore vorüberfahren, ohne nur den flüchtigsten Eindruck von dieser Stadt

am Ausfluß des Susquehanna zu empfangen. Auch mußte ich Boston seitwärts liegen lassen, was ich noch mehr bedauere; denn Boston soll, was Wissenschaft und geistiges Interesse anbelangt, die fortgeschrittenste und entwickelteste Stadt von ganz Amerika sein. Auf den Eisenbahnzügen, welche die Nacht hindurch fahren, hat man die gute Einrichtung getroffen, einige Waggons ganz zu Schlafzimmern herzurichten; in der Mitte des Wagens ist der Länge nach ein schmaler Gang, zu beiden Seiten desselben die Betten, je zwei übereinander, und dichte Vorhänge schließen wiederum jedes Bett gegen die Neugierde der Mitreisenden ab. Für zwei Dollars kaufte ich beim Conducteur eine Schlafstelle für die Nacht, entkleidete mich wie gewöhnlich und schlief ausgezeichnet bis New-York. Tante Louise wolle sich nicht ekeln; ich constatire als Augenzeuge, daß sämmtliche Bettwäsche des Morgens aus den Betten herausgenommen wird und dann jedenfalls des Abends durch neue ersetzt werden muß. Es ist zwar theurer, aber ich halte es dennoch für unerläßlich, eine Schlafstelle für sich allein zu belegen; sonst hat man alle Aussicht, einen Gefährten unter dieselbe Decke gesteckt zu bekommen. Das denke ich mir nun minder delicat. In der Frühe nach Sonnenaufgang kam ich in New-York oder vielmehr in New-Jersey am rechten Ufer des Hudson, der Stadt gegenüber, an und fuhr dann mit Dampfboot und Wagen ins Clarendon-Hotel, welches eine außerordentlich schöne Lage hat. Hier blieb ich nochmals 3 Tage, hatte Vieles zu besorgen, Besuche zu machen und hin und her zu laufen. Die meiste Zeit dieser Tage brachte ich in Gesellschaft von Wilh. Anthes zu, den ich jetzt endlich ausfindig machen konnte; er war sehr liebenswürdig und gefällig gegen mich. Als ich gestern Vormittag um 8 Uhr mit dem Dampfboot den Hudson hinauf abreiste, kam er noch an Bord, um mir Lebewohl zu sagen, wollte sich aber durchaus nicht bewegen lassen, mich bis West-Point zu begleiten. Ich bat und flehte ihn dringend, allein er blieb taub. Endlich sollte die Verbindungsbrücke weggeschoben werden, die Zurückbleibenden mußten ans Land, und wir

nahmen Abschied. Schon von ihm getrennt, machte ich den letzten Versuch, ihn zu meiner Begleitung zu bestimmen und mußte nicht vergebens bitten. Mit einem kühnen Sprung kam er wieder herein und war entschlossen, die Dampfbootfahrt mit mir zu machen. Punct 8 Uhr wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und nach wenigen Minuten trieben wir in den Fluthen des Hudson. Zu unserer Rechten blieb die unermeßliche Stadt mit ihren Thürmen und Masten in leichten Morgendunst gehüllt, zur Linken die grünen Ufer und Gärten von Hoboken. Es war ein heller, kalter Tag, und auf dem Wasser wehete ein scharfes Lüftchen. Sobald man die Ausläufer der Stadt im Rücken hat, wird die Landschaft zu beiden Seiten sehr schön: die Berge fallen nicht hoch, aber sehr steil zum Wasser herunter. Auf der einen Seite führt eine Eisenbahn unmittelbar am Rande des Wassers hin. Höchster Zauber der Natur und höchster Gipfel der Cultur reichen sich hier die Hände. So soll es auch sein. In Feindschaft dürfen beide nicht mit einander gerathen, das wäre beiden nicht vortheilhaft; die eine würde dadurch ihres Zaubers entkleidet, die andere würde gehemmt zur Wüste werden. Alle Paar Minuten schoß ein Eisenbahnzug mit Pfeilesschnelle an uns vorüber, und unterbrach mit klapperndem Getöse die friedliche Stille des Flusses. Die Umgebung wurde immer imposanter, die Berge wurden höher und steiler, bis der Hudson bei den Pallisaden den Höhepunct seiner Schönheit erreicht hat. Die Pallisaden sind lang sich ausdehnende Felswände von senkrechtem Fall, die ihren Namen der Aehnlichkeit mit steingehauenen Pallisaden zu verdanken haben. Man wird selten in der Nähe einer solchen Weltstadt ein so erhabenes Gebilde der Natur antreffen. Die fortschreitende Civilisation kennt keine Rücksicht für Naturschönheiten und Romantik; sie ebnet Berge und füllt Thäler aus; die Pallisaden aber dürften doch noch für lange Jahre Spaten und Pflug trotzen. Später werden die Berge kegelförmiger, und der Reisende genießt den Blick verschiedenartigster, schnell wechselnder Formationen. Um 11 Uhr landeten wir an der rechten

Seite des Flusses bei West-Point. Nicht mit Unrecht nennt man den Hudson den amerikanischen Rhein, ich selbst finde Aehnlichkeit zwischen beiden Flüssen. Die Berge treten bei beiden unmittelbar an die zwei Ufer des Flusses hin, ziehen sich in ziemlich gleichmäßiger Höhe fort und gewähren durch mancherlei Windungen die pittoreskesten Anblicke. Es fehlen zwar dem Hudson der goldene Wein, die schlanken, spitzen Thürme, die mystischen Klöster, die herrlichen Ruinen, die romantische Geschichte, die dunklen Sagen und die ganze volle Poesie, die sich wie ein Eichenkranz um das Haupt des alten Rheins windet, und ihm seine unendliche Anziehungskraft verleiht; dafür scheinen aber dem Hudson die alten ungebrochenen Naturkräfte dienstbar zu sein; basaltene Felswände starren an seinen Ufern empor und halten Wache, daß die Angriffe der modernen Zeit ihm seinen ewigen Schmuck nicht rauben. Da die Amerikaner keine Geschichte und keine Sagen haben, so verstehen sie auch beinahe gar nichts von historischer Schönheit und romantischer Poesie. Wie kindlich sieht es dann aus, wenn man hin und wider an einer künstlichen Ruine in modern elegantem Styl vorüberfährt. Viele Amerikaner haben eine besondere Vorliebe für dergleichen Spielereien; sie sehen zuweilen in Europa Kirchen mit einem ausgebauten und einem unvollendeten Thurm. Das müssen sie schnell nachmachen und lassen schon im Plan den einen Thurm unvollendet; sie halten es für eine besondere Schönheit, wenn die beiden Thürme von ungleicher Größe sind. West-Point ist prachtvoll gelegen, hängt etwa hundert Fuß schroff über den Fluthen des Hudson und ist rings von dichtem Grün umgeben. Hier ist die berühmte Militär-Academie der Vereinigten Staaten. Alle Officiere werden hier herangebildet. Außerdem gibt's noch einige Wirthshäuser und sommerliche Villen. In der eleganten Welt gehört es zum guten Ton, einige Herbsttage hier zuzubringen. Als wir oben ankamen, wurde mein Interesse sogleich durch exercirende und manöverirende Cavallerie gefesselt; es waren Cadetten, die eingeschult wurden. Schöne Pferde haben sie nicht, Sattelung, Zäumung

und Reiterei gefiel mir sehr übel; aber die jungen Leute führten alle Bewegungen mit ausgezeichneter Präcision aus. Dann besuchten wir das Academie-Gebäude, betrachteten alle Sehenswürdigkeiten, die schönen Räumlichkeiten, Schulzimmer, Säle, Modelle u. s. w.; und ich ließ mir zum ersten Male im Leben die Einrichtung einer Dampfmaschine so erklären, daß ich es verstand.

Der Hudson macht bei West-Point eine starke Krümmung, so daß man die Höhe, auf welcher die Academie gebaut ist, mit einem Vorgebirge vergleichen könnte, von wo aus man nach drei Seiten frei sehen kann. Die Aussicht ist wundervoll, besonders den Fluß hinauf, wo die nahgerückten Berge in der Entfernung einer Stunde sich plötzlich erweitern und einen reichen Blick in das üppige Thal mit den Catskill-Mounts am Horizont im Hintergrund eröffnen. Nachdem ich mich Nachmittags von Anthes, der früher zurück mußte, verabschiedet, spazierte ich ins Gebirg hinein, kletterte im Wald umher, stieg dann wieder herunter an den Fluß, setzte über und bestieg die Eisenbahn, welche mich in 4 Stunden nach Albany brachte. Anfangs war es meine Absicht, die ganze Reise von New-York nach Albany zu Schiff zu machen. Als ich aber vernahm, daß die Gegend hinauf flach und reizlos werde, nahm ich lieber die Bahn, wobei ich auch Zeit ersparte. Wie wohl war mir zu Muth, zum ersten Male in Amerika einen wirklich anständigen, eleganten Waggon zu finden. Die hier üblichen Coupés sind mir gewöhnlich sehr zuwider; ich komme mir stets wie ein Stück Postgepäck vor, wenn ich so unter Krethi und Plethi eingepfropft sitze, und Keiner Notiz vom Andern nimmt oder Rücksicht für ihn hat. Man ist in steter Gefahr, von seinem Nachbar mit Tabaksbrühe gefärbt zu werden. Das ist die verbreitetste Gewohnheit hier zu Lande. Alles kaut, selbst die Leute, die man sonst für anständig halten möchte. Ganz ungenirt nehmen sie ihre Primchen in den Mund, kauen dann wie eine Kuh und spuken immerwährend. Neulich öffnete Jemand neben mir, während er mit mir sprach, ein kleines Päckchen, in Staniol gewickelt. Da er sehr lang-

sam aufmachte, so wurde ich neugierig und hoffte, es würde sich Chocolade entpuppen und er mir offeriren. Aber siehe da, es kam anders. Mit größter Treuherzigkeit stopfte er eine seiner Kiefern mit Kautabak, vor mir, ohne sich zu geniren. Aus allen diesen Gründen finde ich das Reisen auf den hiesigen Bahnen äußerst ungemüthlich, auch ermüdend, da man keine Kopflehne hat und die Füße nicht ausstrecken kann. Wie freudig darum mein Staunen, als ich gestern unvermuthet in einen Salonwagen kam! Da fühlte ich mich zu Haus; es gab kein Geschnatter, kein Gelächter, keinen Gestank, sondern es ging Alles leise und gemessen zu. Die Fahrt dünkte mir ganz europäisch, da ich hier in so eleganter Gesellschaft noch nie gereist war. Ich will durchaus nicht unserer modernen, überfeinerten Civilisation das Wort reden, die die Menschen wie Drahtpuppen am Gängelbande der Mode tanzen läßt und ihnen bis in das Kleinste hinein Alles vorschreibt, wie, wann und wo man dies oder jenes thun soll. Ich bin gar kein Freund von diesem Nivellirungs-Schwindel, der mit brutalem Absolutismus alles eigene Leben und alle originellen Erscheinungen nicht gelten lassen will. Im Gegentheil freue ich mich stets über kräftige, naturwüchsige Gestalten, die sich selbst Gesetz und Richtschnur des Lebens geben, sei es ein Individuum oder ein Volk. Aber wenn ich schon in einem Lande reise, welches sich par excellence das des Jahrhunderts und der Civilisation nennt, so darf ich doch zum mindesten beanspruchen, daß Alles äußerlich nach gefälliger Sitte und Manier hergeht, und daß nicht Jeder durch Jeden beeinträchtigt wird. Hier artet die Freiheit gar so leicht in Flegelei aus.

In Albany übernachtete ich und fuhr heute Morgen, ohne mich in der Stadt umzusehen, mit der Eisenbahn nach Sarotoga, dem fashionabelsten Badeort in ganz Amerika, den ich nur dieser Eigenschaft halber besuchen wollte, obwohl natürlich zu dieser Jahreszeit keine Gäste mehr dort weilen. Saratoga liegt in nördlicher Richtung von Albany, wird in zwei Stunden von da erreicht und hat sehr heilsame Quellen; im Sommer ist es von Menschen aus allen

Staaten überfluthet. Nicht weit davon ist ein schöner fischreicher See, welcher zur Belustigung der Badegäste dient. Von allen Herrlichkeiten sah ich nicht viel, sondern langweilte mich entsetzlich während mehr denn sechs Stunden. Um neun Uhr kam ich dort an, machte einen kleinen Gang durch den Ort zu verschiedenen Quellen und wartete bis zum nächsten Zug. Abwechselnd kaute ich Kastanien und Chocolade, ging spazieren, las über 200 Seiten einer Reisebeschreibung, ging wieder, kaute abermals und las dann noch einmal. Der Ort war wie ausgestorben. Ich hatte die Zeit nicht gut berechnet und hätte durch Saratoga durchfahren sollen. Mich tröstete nur, daß ich einen Bericht aus Jerusalem las, der vom nämlichen Tage datirt war, an welchem Ihr, liebe Eltern, geheirathet habt. Während der Fahrt zwischen Albany und Saratoga genoß ich den vollsten Zauber einer amerikanischen Herbst-Landschaft. Von dieser Pracht vermag man sich keinen Begriff zu machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat, und eben so wenig könnte es mir gelingen, das wundervolle Bild zu beschreiben. Die Waldungen erglänzen in allen nur denkbaren Schattirungen zwischen goldgelb und dem dunkelsten Purpur. Wundervoll fand ich die orangegelb und feuerroth gefärbten Blätter; es ist dieß eine Herrlichkeit, an der man sich nicht satt sehen kann. Jeder Moment, jede Wendung bringt einem ein noch brillanteres Bild vor die Augen. Darin habe ich es köstlich getroffen, daß ich gerade zu dieser herrlichen Zeit aus den Städten auf's Land gezogen bin; schöner könnte die Herbst-Herrlichkeit gar nicht mehr sein; für Amerika ist diese Zeit der Culminationspunct alles Schönen. Mir kommt diese rothe Farben-Pracht vor wie das Abendroth am Horizont der Berge, das nach dem Scheiden des heißen Sommertages nochmals den ganzen Himmel vergoldet zum letzten Lebewohl, was aber gar nicht ans Sterben erinnert, sondern, im Gegentheil, an frohe Wiederkehr der sinkenden Sonne, und einen herrlichen Tag verspricht. So kann der Herbst auch an den Frühling mahnen, viel mehr als an den kalten Winter. Bis heute hatte ich keine

Ahnung, daß der Farbenkasten der Natur eine solche Fülle von Colorit in sich berge. Nachmittags um halb vier fuhr ich mit der Eisenbahn etwa eine Stunde Zeit bis zu einer kleinen Station, wo ich wiederum $2^1/_2$ Stunden am Bahnhof spazieren ging, abwechselnd eine Cigarre rauchte, und aus lauter Verzweiflung Chocolade kaute. Der ganze Tag war äußerst confus; ich hatte mich nach einem schon veralteten Fahrplan gerichtet, welcher mir die Züge falsch anzeigte. Fragte ich nun Jemanden, so antwortete derselbe mit solcher Beredsamkeit auf Englisch, daß ich kein Wort davon verstand. Eigentlich wußte ich auch nicht recht, wohin und was ich wollte, hatte mancherlei Pläne, die sich durch einander kreuzten, wußte mich aber nicht zurecht zu finden. Zu meiner freudigen Ueberraschung entdeckte ich zwei Franzosen, wenigstens Leute, die französisch sprachen. Auf sie stürzte ich los, trug ihnen mein Anliegen vor und erhielt den erwünschten Aufschluß. Welche Wohlthat, sich vollständig mit seinen Nebenmenschen verständigen zu können! nie habe ich sie mehr empfunden. Zehn Jahre lang habe ich unablässig Französisch gelernt, ohne es nur ein einziges Mal im Leben zu brauchen; und Englisch, was ich hier auf Schritt und Tritt nöthig hätte, habe ich nur sehr wenig und sehr flüchtig betrieben. Ist das kein seltsamer Zufall?

Ein kleines Bild, wie man hier bequem und anständig auf der Eisenbahn fährt, gewährt folgende Scene. Heute Abend stolperten sechs besoffene französische Arbeiter in den Waggon herein, erhoben ein Geschrei, Gejodel und Spektakel wie auf einer Kirchweih Montag Morgens um 5 Uhr und entblödeten sich nicht, im Waggon zu tanzen, zu raufen und unablässig hinaus zu wackeln, um gleich darauf wieder herein zu stürmen. In Europa würden die Leute sofort aus der dritten Klasse hinaus geworfen, hier beherrschen sie die erste und drohen, die übrigen Passagiere hinaus zu werfen. Es gehört dieß zu der vielgerühmten Gleichheit aus den neunziger Jahren.

Als ich hier heute Abend in mein Zimmer kam, war ich hoch

erfreut, zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Amerika einen Leuchter ins Zimmer zu bekommen; sonst hat man überall das lästige Gas, was zwar ein sehr schönes, helles Licht bereitet, mich aber beim Schlafengehen sehr genirt. Fühle ich den Moment gekommen, in welchem ich dem Schlaf die Waffen strecken muß, so nehme ich gerne das Licht zur Hand, thue es aus, lege mich aufs andere Ohr und bin schon nicht mehr. In amerikanischen Hotels muß ich quer durchs ganze Zimmer gehen, das Licht abdrehen und im Dunkeln wieder mein Lager aufsuchen. Bis ich nun zurückgekehrt bin, ist der Schlaf schon wieder verscheucht. Darum bin ich so froh um einen Leuchter. Hier ist überhaupt das erste Hotel, in dem ich mich gemüthlich finde, weßhalb es mir leid thut, morgen frühe schon abreisen zu müssen.

In allen großen amerikanischen Hotels bezahlt man eine gewisse Summe für den Tag (4 bis 5 Dollars); man hat dafür ein Zimmer und genießt die Freiheit, Alles zu essen, was auf der Speisekarte steht. Der Gefräßige lebt demnach billig und der Mäßige sehr theuer. Welch spaßhafte Verwechselung! Da ich nun zu den sehr Mäßigen gehöre, so ärgere ich mich immerwährend über die Summen, die ich zahlen muß. Der Reisende wird für eine melkende Kuh angesehen, die den Wirth mit Butter versorgt. Man bekommt niemals seine Kleider geputzt, muß aber stets zahlen, nur zahlen. Ob man sich im Hotel wohl befindet, kommt gar nicht in Betracht, wenn ich nur meinen Antheil an baarem Gelde richtig bezahle. Abgesehen davon ist es mir auch höchst lästig, nach der Weise des Hotels zu leben. Ich lebe gerne, wie ich will, esse gerne zu einer Zeit und an einem Ort, die mir zusagen, nicht aber nach den Ordnungen des Hauses. Ein gerechteres Verlangen war noch nie gestellt, als für sein eigen Geld nach eigenem Geschmacke zu leben. Nur eine herrliche Einrichtung entdeckte ich bis jetzt: man braucht im Hotel niemals Jemand ein Trinkgeld zu geben und wird niemals von Leuten umringt, die sich nicht mit mir beschäftigt

haben, dafür aber um so unverschämter auf meine Güte speculiren. Wie gerne würde ich diese Sitte in europäischen Gasthöfen einführen.

Von New-York habe ich meinen Koffer direct nach den Niagara-Fällen voraus geschickt und reise im Augenblick nur mit den unerläßlichsten Effekten. Wäsche habe ich keine bei mir; ich muß mich einige Tage ganz feldzugmäßig behelfen. Wenn ich nur meinen Koffer an den Niagara-Fällen finde! Noch weiß ich nicht, wann ich hinkommen werde. Vielleicht gehe ich durch Canada und fahre den Lorenzostrom hinauf über Montreal und die tausend Inseln. Mein Reise-Entwurf ist noch nicht vollständig gemacht. Gewöhnlich wird er von einem Tag zum anderen bestimmt; wo es mir gefällt, dort bleibe ich; und wo es mir nicht gefällt, da ziehe ich weiter. Es ist eine unglaubliche Erleichterung, wenn man so ganz ohne Koffer reist. Am liebsten würde ich so durch ganz Amerika ziehen, nur mit der Touristen-Tasche um die Schulter, mir von Zeit zu Zeit ein Hemd kaufen und Alles wegwerfen was beschwerlich wäre. Man wäre dann so ganz ohne Sorgen.

Wenn man meine Aufzeichnungen liest über Hotels, Städte, Eisenbahnen, das Reisen selbst u. s. w., so kann ich mir sehr wohl denken, daß man meine Bemerkungen zu subjektiv, zu allgemein, zu wenig mit den wirklichen Verhältnissen übereinstimmend nennen möchte. Man muß aber bedenken, daß ich gar nicht nach üblicher Art reise, gar nicht nach Programm, gar nicht um das große Reisepublikum kennen zu lernen oder gar die Art, wie man hier zu Lande reist. O ja, das doch! Aber das hat mit meinen Aufzeichnungen nichts zu thun. Diese wollen nur erzählen, wie es mir gerade zufällig an jedem Ort ergangen. Wenn ich also von dem unbequemen Leben in den großen amerikanischen Hotels rede, so soll damit nicht gesagt sein, daß sie uncomfortabel eingerichtet seien, oder daß man nicht seinen Bedürfnissen gemäß existiren könne, sondern ich meine damit nur, daß für mich das Leben im allerfeinsten Hotel gar keinen Reiz hat, daß ich der Wirthshausexistenz

gar keinen Geschmack abgewinnen kann. Ich vermeide auch immer lieber die großen glänzenden Hotels und suche kleine unscheinbare auf, wo ich weniger als Möbel und mehr als Person behandelt werde. Ich weiß, daß Reisende sich ganz besonders für das Leben der großen Hotels interessiren und nicht genug Lobes wissen von dem großartigen Zuschnitt, der darin herrscht. Sie haben Recht. Jeder soll reisen nach Gefallen. Ich thue es auch und vermeide die luxuriösen Gasthöfe. Und weil ich sie vermeide, schreibe ich auch wenig davon. Denn ich will nichts als meine Erlebnisse schildern. Man sage mir jetzt nur nicht, da thue ich Unrecht, denn mir entgehe auf diese Weise ein großer Theil des öffentlichen Lebens, zumal der guten Gesellschaft. Meinetwegen! Ich bin nicht wegen der guten Gesellschaft hieher gekommen. Ich reise auch nicht nach der Schablone, um programmmäßig Alles in Augenschein zu nehmen, sondern ich gehe, wohin mein Stern mich führt, bleibe, wo es mir behagt, raste, wenn ich ermüdet bin, und breche mein Zelt ab, wenn die Wanderlust von Neuem mich erfaßt. Wofür mein Auge empfänglich ist, das betrachtet es, und mein Gemüth ergreift, was ihm nahe tritt. So ist meine Art zu reisen. Mehr verlasse ich mich auf meine Augen als auf die Aussage Anderer.

Jetzt suche ich in den Städten immer am liebsten die Geistlichen auf; sie sind stets gebildet, haben Manieren, sind am meisten in innerem Gleichgewicht und haben Sinn für alles Schöne und Gute auf Erden. Ihre Augen sind meist nicht geblendet von allem Flitter, der Einem in der großen Welt vor den Sinnen tanzt, und ihre Reden sind nicht so voll Phrasen, wie die der meisten Leute, die sich für aufgeklärt halten und es schnell zeigen wollen. Es besteht eine unermeßliche Kluft zwischen den Leuten, die wissen, wofür sie leben, und denen, die es nicht wissen und darum in den Tag hinein vegetiren.

X.

Niagara-Falls, den 19. October 1869.

Du wirst wohl in Deinem ganzen Leben keinen Brief mehr vom Niagara erhalten, theure Tante. Das denkst Du Dir gewiß auch. Nicht wahr? So nimm nun diesen einzigen in seiner Art gütig auf und wisse ihn nach seiner Eigenthümlichkeit zu schätzen. Heute Mittag kam ich hier an, an dieser zu den berühmtesten des Erdballs zählenden Stelle und will Dir von derselben, so viel ich kann, erzählen, obgleich ich die Hauptschönheit, den Fall auf canadischer Seite, noch gar nicht gesehen habe. Doch vorher muß ich Dir mittheilen, wie ich hierher gekommen, und welche babylonischen Züge ich in den letzten Tagen gemacht habe. Samstag Vormittag 11 Uhr bestieg ich in Whitehall das Dampfboot, um den Lake Champlain hinab zu fahren. Ich nahm mein Billet nur bis Ticonderoga, die zweite Station, und wollte von hier aus einen Abstecher nach dem nur vier englische Meilen entfernten Lake George versuchen. Das Dorf Ticonderoga liegt herrlich zwischen den beiden Seen; zu einem jeden hat man 1/2 Stündchen zu fahren. Für den Lake George ist es die Endstation, dagegen für Lake Champlain erst die zweite von vielen andern. Dieser See ist ungemein schmal, schmaler als der Main bei Miltenberg; die Ufer sind wunderschön mit Bergen begrenzt. Die Herbstbeleuchtung auf beiden Seiten des Sees war reizend, und die ganze Wasserfahrt hat mir mehr gefallen als je eine andere zuvor. Ein seltsamer Friede lag auf der ganzen Landschaft, und der tiefblaue Himmel gab dem Bilde einen wundervollen Hintergrund. Manchmal treten die beiden Ufer ganz nahe zu einander, und die Felsen scheinen aus den Fluthen heraus gewachsen; dann kommen wieder flachere und ödere Stellen. Auf dem Schiff war Niemand, der mich angezogen hätte; ich vermißte es nicht. Du weißt, daß ich auf Reisen gerne schweigsam bin; und so saß ich die ganze Fahrt allein an einer sehr windigen Stelle des Verdecks, welche des Zuges halber von den Wenigsten frequentirt wurde. Von Zeit zu Zeit las ich, dann gab ich mich

wieder ganz dem Betrachten der herrlichen Umgebung hin und freute mich daran, daß wir zwischen den bunten Wäldern auf dem friedlichen See so sanft hinstrichen. Als wir uns meiner Haltstation näherten, suchte ich meine Reise-Tasche, welche ich dem Bagage-Meister zum Aufheben gegeben hatte, zurück zu erhalten und konnte, als ich mit ihr aufs Verdeck kam, meinen Plaid nicht finden. Ich suchte wiederholt Alles durch und meinte mich entsinnen zu können, daß ich ihn oben liegen gelassen. Endlich erfuhr ich von einem der Mitpassagiere, daß der Wind ihn hinunter geschleudert und beinahe ins Wasser gewehet hätte. Der Capitän hatte ihn aufgehoben und im Damen-Salon verschlossen. Bis ich endlich wieder im glücklichen Besitz meines Eigenthums war, hatte unser Dampfer die Station Ticonderoga wieder verlassen. Da entschloß ich mich rasch, die Fahrt bis zum Ende des Sees zu machen und von dort mit der Eisenbahn nach Montreal in Canada zu fahren, wo ich etwa um 10 Uhr Abends ankommen sollte. Nach wenigen Minuten änderte ich diesen Plan, als ich in meinem Reiseführer las, daß ich an der nächsten Station aussteigen und nach 1/4 Stunde Aufenthaltes mit dem von der entgegengesetzten Seite kommenden Dampfboot nach Ticonderoga zurückfahren und so doch noch die Tour über den Lake George machen könnte. Da waren wir schon an der Haltstation; ich hatte gerade die knappe Zeit, um in aller Eile herauszuspringen, und gewahrte zu meinem Entsetzen, daß der erwartete Dampfer in demselben Augenblick stolz an mir vorüberfuhr. Eine kleine Verspätung unsererseits hatte dieß Mißgeschick herbeigeführt. Da stand ich nun mit Tasche, Schirm und Plaid beladen unter Gottes freiem Himmel, nur zwei Ochsen in meiner Nähe, denen ich auf schmalem Weg vorsichtig ausweichen mußte — weit und breit kein Ort, keine Ansiedlung zu sehen. Was sollte ich thun? Rathlos stand ich da. Beide Dampfer waren schon meinen Blicken verschwunden. Ich fand mich von der ganzen Welt verlassen. Da erblickte ich einen Fährmann, der nicht weit von mir an seinem Landungs-Platze saß, und beschloß mich von ihm

übersetzen zu lassen und zu Fuß zum Lake George zu gehen. Gedacht, gethan; ich vertraute mich seinem schwanken Nachen an und ließ mich bei stürmischem Winde überfahren, wobei ich an Tell dachte, der den Baumgarten so gerettet. Große Freude machte es mir, wenn die windgepeitschten Wellen über das Fahrzeug schlugen, und der Sturm die Segel hin und her riß. Drüben angekommen ließ ich mir den Weg erklären und setzte mich sofort in Bewegung. Plötzlich fiel mir ein, wenn mir nur meine Tasche auf dem langen Weg nicht risse und sagte im Scherz zu ihr, da ich doch schon einmal an Tell gedacht: „nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang!" Kaum waren die Worte gesprochen, so riß die Handhabe meiner Tasche entzwei. Das war das dritte Malheur. Mit der Tasche am Plaidriemen und dem Plaid über den Schultern schleppte ich mich mühsam auf schrecklich schlechtem, kothigem Weg, theils durch Wald, theils durch langweilige Farmen über Ticonderoga, wo ich einen herrlichen Wasserfall bewunderte, nach dem Ufer des Lake George. Hier kam ich ein Stündchen später an, als das letzte Dampfboot in der ganzen Saison abgegangen war. War das nicht merkwürdig viel Mißgeschick auf einmal? Aber noch merkwürdiger war, daß ich dadurch keinen Augenblick meine frohe Laune einbüßte und keinen Klagelaut erschallen ließ. Ich bezog in einem einsamen Wirthshaus am Ufer des Sees Quartier; ich war der einzige Gast und verlebte dort zwei sehr kalte Tage. Da am Sonntag in Amerika keine Reise-Verbindungen bestehen, so mußte ich bis Montag verweilen. Meine Zeit verging mit endlosen Spaziergängen, Wasserfahrten auf dem See, Lesen englischer Bücher und gründlichem Ausschlafen. Die Hausleute waren sehr gemüthlich und sorgten für mich in liebenswürdiger Weise. Ueber die Mahlzeiten, die mir drei Mal des Tages sehr appetitlich bereitet wurden, darf ich gar nicht klagen; der abendliche Thee war mir am gemüthlichsten. Mit Ausnahme von Sonntag Mittag, wo mir bei Tisch mehrere Männer Gesellschaft leisteten, speiste ich regelmäßig allein. Mein erstes Erscheinen in diesem Wirthshaus erregte bei

den Hausleuten eine gelinde Verwirrung; sie schienen in dieser Jahreszeit auf keine Passagiere mehr zu rechnen. Am Sonntag Vormittag ließ ich mich in einem ganz kleinen Kahn in den See hinein rudern; — wohlthuend berührte seine Stille und Abgeschlossenheit. Er ist rings mit steilen Bergen umgeben, die zuweilen ihre Felswände bis zum Wasserspiegel herab senken. Der Lake George ist eines der beliebtesten Reiseziele in ganz Amerika und soll im Sommer mit Besuchern überfüllt sein. Ich lernte ihn in seinem vollsten Frieden und tiefster Einsamkeit kennen. Zuweilen wurde ich an den Königsee erinnert, der auch von allen Seiten durch Berge von der Außenwelt getrennt ist. Zwar hat der Lake George nicht die imposante Majestät des Königsees, der mit Wahrheit der König aller Seen genannt werden kann; aber er ist anmuthiger, gefälliger, wohlthuender. Der Königsee ist grandios in seinem ewigen Schweigen, in seiner tiefdunklen Färbung, in seinen himmelhohen, senkrechten Felsmassen, durch die heilige, lautlose Stille, die über seinen Gewässern weilt. Dort fühlt man die Seele immer stiller werden, man ist für eine kurze Zeit dem hastigen, elenden Treiben der Welt innerlich und äußerlich entrückt, die Stimmung ist geweiht und feierlich. Der Königsee könnte mich leicht schwermüthig machen, ganz gewiß immer ernst, da die gesammte Natur rings umher wie ein stilles altes Kloster erscheint, auf dessen Gängen überall das Wort „Silentium" an den Wänden den Mund zum Schweigen bannt. Hier am Lake George kommen heiterere Gedanken; die mannigfache Abwechselung der Berge mit der bunt schillernden Herbstschattirung stimmt freudiger und gibt keinen Anlaß zu trüben Gedanken. Der ganze See ist mit Hunderten von Inseln besäet und hat herrliches kaltes Wasser. Ich schöpfte und trank davon, während ich fuhr; es war krystallhell.

Nach dem Essen machte ich einen mehr als vierstündigen Spaziergang in die Berge; oft ging ich ohne jeden Weg, kletterte über Felsen, Sträucher und Büsche, patschte durch Waldquellen und lagerte unter herrlichen, ganz rothblätterigen Eichen. Von meinen

Fenstern hatte ich eine liebliche Aussicht auf den See, der sich Abends bei Mondbeleuchtung besonders magisch ausnahm. In diesen zwei Tagen hatte ich viel zu frieren und konnte manchmal gar nicht warm werden. Meine Bagage war auf das Geringste beschränkt, bestand nur aus Waschbedürfnissen und ein paar Büchern. Es war mir eine große Wohlthat, den Koffer mehrere Tage nicht zu Gesicht zu bekommen; ich hatte manchmal den leichtsinnigen Wunsch, er möchte verloren gehen, dann wäre ich ihn los. Doch waren das nur vorübergehende Stimmungen; in Wirklichkeit bin ich sehr froh, ihn heute hier unverletzt vorgefunden zu haben.

Gestern Mittag verließ ich mein einsames Wirthshaus, wo ich zwei für immer denkwürdige Tage verbracht, nahm in Ticonderoga das Boot, fuhr den Lake Champlain zurück bis Whitehall und von dort mit der Bahn hieher, wozu ich im Ganzen vier und zwanzig Stunden benöthigte. Das Reisen an sich mag sehr interessant und fördernd sein, aber Vergnügen ist es keines, wie ein Stück Gepäck verladen und transportirt zu werden. Auch hat diese Art zu reisen nichts Charakteristisches; Einer reist wie der Andere, ohne Unterschied. Individuelles Gepräge kann eine Reise heutzutage nicht mehr haben; unsere Zeit, unsere Civilisation ist ja dem Originellen sehr abgeneigt; Verwischung der Einzelheiten, Nivellirung Aller, einziges Gelten der Massen, das sind die Devisen des Zeitgeistes. Man nennt das Freiheit, ohne zu erwägen, daß die allgemeine Freiheit, wonach Alle streben, doch nur durch möglichste Freiheit der Individuen realisirt werden kann und in jedem andern Fall nur eine papierne Phrase bleiben muß, die Niemanden zu befriedigen im Stande ist. Du kannst mir's glauben, so ein ganzer Tag auf der Eisenbahn in monotoner Gegend ist etwas entsetzlich Langweiliges. Man kommt sich dabei so klein vor, so unbedeutend, wenn man durch Glocke und Pfeife regiert wird; die Zeit dauert zehn Mal so lang, weil man fast an nichts denkt; man wird so herumgeschüttelt, daß man seine Sinne nicht recht zusammenfassen kann. Wie froh war ich daher, als ich diesen Mittag hier ankam!

Die Gegend ist ganz flach rings umher; nichts hat uns daran gemahnt, daß wir in der Nähe eines der größten Wunder der Natur seien. Ganz still und bescheiden liegt das Oertchen da, ohne alle Prätension. Das finde ich auch ganz in der Ordnung. Wo so gigantische Größe wohnt, da braucht's keiner andern Hülfsmittel, um bemerkt zu werden. Jede andere Schönheit würde nur verlieren im Vergleich mit der überwältigenden Größe, wodurch diese Stätte auf Erden einen Weltruhm erhalten. Der Strom stürzt sich in zwei Fällen herab, von denen einer auf amerikanischer, der andere auf kanadischer Seite liegt. Letzterer ist der bedeutendere. Zwischen beiden liegt die Insel Goats Island; unterhalb der Fälle fließt der Strom zwischen steilen schluchtartigen Ufern dem Ontario-See zu. Ich wohne hier auf amerikanischer Seite im River-Hotel, welches unmittelbar am Fluß steht; letzterer strömt hier, einige hundert Schritte über den Fällen, mit reißender, kataraktartiger Schnelligkeit und ist so unruhig, dermaßen aufgewühlt, als ob er ahnte, welch furchtbarer Sturz ihm bevorstehe. Bald nach meiner Ankunft eilte ich an den amerikanischen Fall, welcher sich ebenfalls in zwei Armen hinab ergießt. Ich hatte schon so unendlich oft die unvergleichliche Majestät und Großartigkeit der Fälle rühmen hören, daß ich im höchsten Grade gespannt war, welcher Art meine ersten Eindrücke sein würden. Ich erwartete mir lange nicht so viel, als die Meisten zu rühmen wissen, dachte aber, nach wiederholtem Besuch, wie es Einem bei ganz großen Dingen so oft ergeht, die Scene immer mächtiger und großartiger zu finden. Je näher ich dem Ziele kam, um so aufgeregter und gespannter wurde ich. Ob nun die wirklichen Eindrücke die Erwartungen erreicht, sie nicht erreicht, ob sie sie übertroffen haben, das weiß ich nicht und habe mich auch keinen Augenblick darnach gefragt. Als ich den Wassersturz zuerst sah, fühlte ich einen Moment meinen Herzschlag nicht. Ich war überwältigt und weiß nur Eines zu sagen: Es stürzt eine unendliche Wassermenge mit unendlicher Majestät, von unendlicher Höhe hernieder. Das ist Alles, was zu sagen

nöthig ist. Wenn der abstrakte Begriff der Majestät sich jemals den Menschen geoffenbart hat, so ist es hier geschehen und geschieht hier noch täglich. Die Besichtigung des Niagara ist die Reise nach Amerika werth. Aber weder erfüllten erhabene Gedanken mein Haupt, noch unendliche Gefühle mein Herz, wie man das oft und gerne bei Beschreibung großer Naturwunder liest. Nichts von alledem. Ich hatte weder Gedanken noch Gefühle, sondern ich sah unverwandt in die unendliche Fülle von Wasser hinab, die sich ruhig und ewig hinunter wälzt, unten ihre Rauchwolken wie ein Lobopfer Gottes wieder zum Himmel hinaufsendet und dann mit solcher Erhabenheit weiter fließt, als ob gar nichts den gemessenen Lauf unterbrochen hätte. Das nenne ich Größe. Die höchste denkbare Pracht und gleich daneben die erhabene Anspruchslosigkeit, wie wenn sich Alles das von selbst verstände. — Man kann oben so nahe an den Fällen stehen, daß der nächste Schritt in die Tiefe führen würde. Wenn man hier oben lauscht, so hört man unter sich ein donnerähnliches Brausen und sieht eine senkrechte Wasserwand und unter sich den weißen Schaum, der bis in die Wolken zu spritzen scheint. Dicke, weiße Wolken steigen aus der Tiefe empor und verhüllen die Fälle zuweilen dermaßen, daß man gar nichts sieht. Der kleine Arm des amerikanischen Falles läßt zwischen der Felswand und dem nach vorwärts geneigten Wasserstrahl einen freien Raum, den man betreten kann. Doch bedarf man hierzu eigener Toilette. Ich werde versuchen, Dir zu beschreiben, wie ich costümirt wurde. Paletot, Rock und Stiefel mußte ich ausziehen und zuerst ein Paar baumwollene Beinkleider anziehen, dann einen baumwollenen Kittel, über welchen noch ein grün wollener zu sitzen kam. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Kleider schon sehr oft gebraucht, sehr alt und sehr schmierig waren. Doch darf man davor nicht zurück schrecken, wenn man den Niagara besuchen will. Hierauf wurde ich in ein den ganzen Körper bedeckendes, gelbes Wachstuchgewand gehüllt, welches eng anschließend war; daran war eine Kaputze befestigt, die mir über den

Kopf gezogen wurde. Um den Hals wurde mir ein weißes Schnupftuch geknüpft. Ich sah vollkommen aus wie ein Grönländer, gerade so schmierig. Dieser Vergleich machte mir viel Spaß. Aber namenlos ekelte es mich, als ich meine Socken ausziehen und ein Paar baumwollene, an allen Seiten zerfetzte und gestopfte Strümpfe anziehen mußte. Ich dachte hiebei lebhaft an Dich und überwand auch diese Prüfung. Filzpantoffeln vollendeten mein phantastisches Costüm. In diesem Moment erschien ein Neger, genau so gekleidet wie ich. Ich hätte ihn vor Freude umarmen mögen. War er doch auf dem ganzen, weiten Erdenrunde in diesem Augenblick der einzige Mensch, der gleich mir gekleidet war, gleich originell, gleich ekelig, zu gleicher Expedition. Endlich brachen wir auf; es sah aus, als wenn wir auf die Seehundjagd gingen. Erst ging's eine lange, gewundene Treppe in einem hölzernen Thurm hinab, dann längs der triefenden Felsen hinter den Wasserfall. Es sauste, rieselte und tröpfelte von allen Seiten; gewöhnliche Kleider wären alsobald durchnäßt worden. Unter dem Fall goß es sogar wie aus Gießkannen; manchmal war es mir, als ob mir ein Eimer über den Kopf gegossen würde. Die Augen konnte ich kaum aufmachen, wenigstens nie in die Höhe sehen; Alles war nur eine nasse Staubmasse und tönte und donnerte gewaltig. Ich konnte diese Expedition durchaus nicht romantisch finden, sondern hatte nur ein Gefühl, das der Nässe, fand es sogar sehr unnöthig, herunter geklettert zu sein und herum zu kriechen, und tröstete mich mit dem Gedanken, immerhin hier gewesen zu sein, wiewohl ich nichts gesehen. Meine Hände waren blitzblau, meine Füße naß und kalt wie Eis. Ich, der ich sonst sehr schwindlich und bei allen Klettereien deßhalb verzagt bin, hüpfte und krabbelte flink wie eine Gemse auf den nassen, kalten Felsen herum; auf in die Steine gehauenen Stufen ging ich hinauf und hinunter. Ich sehnte mich dringend nach dem Ende dieser Pilgertour, was begreiflich ist, wenn man nur friert und nichts sieht; mit dem Bewußtsein, sich an einem berühmten Platze zu befinden, reicht man nicht aus.

Plötzlich machte mein Neger Halt und zeigte mit frohlockender Miene auf die Umgebung. Wir waren außerhalb des Wasserstaubes, und ich sah zum ersten Mal im Leben einen ganzen, vollen Regenbogen in reinen prächtigen Farben — nirgends eine Lücke. Ich war entzückt und konnte mich nicht satt sehen. Ueber uns schossen die Wassermassen herab, ohne uns zu durchnässen. Die Sonne schien darauf, und der Strom war so rein, so hell, so glänzend, so durchsichtig, als ob seine Fluthen direct vom Himmel herab flössen. Noch mehrmals blieb ich stehen, sah zurück und wieder zurück und mochte mich nicht trennen von dem nie geschauten Blick des Bogens über dem Wasser. Das Wechseln der Kleider that wohl, der eine meiner Aermel war vollkommen durchnäßt. Dann erkletterte ich einen steinernen Thurm, der zwischen den beiden Fällen steht und Aussicht über die ganze Scenerie gewährt. Doch wirft der canadische Fall solche Staubmassen in die Höhe, daß ich fast gar nichts sehen konnte; dafür spiegelte sich wieder ein glänzender Regenbogen im Gefäll auf amerikanischer Seite; ja selbst an dem ganz blauen Himmel, wo kein Schaum und kein Staub hindringt, spannte er sein goldenes Joch. Welch eine Atmosphäre, welch ein glückliches Land muß das sein, wo der Regenbogen ewig zu Hause ist und niemals verschwindet! Am Tage wird er von der Sonne vergoldet und bei Nacht glüht der Vollmond drüber und spiegelt sich darin in weicheren, sanfteren Farben. Welch seltenes Glück! Die erste Nacht, die ich an den Katarakten des Niagara verbrachte, war vom Vollmond erleuchtet. Wie mir der canadische Fall gefällt, laß Dir morgen erzählen, wenn ich dazu komme. — —

21. October.

Aus morgen ist übermorgen geworden, da ich den gestrigen Abend in Gesellschaft eines deutschen Arztes verplauderte. Derselbe ließ mir keine Ruhe, bis ich mich vom ihm elektrisiren ließ. Er war von Rochester gekommen und hatte seine Maschine mitgebracht, um meinen Gastwirth, einen Berliner, zu behandeln, der am Asthma

litt. Mit Widerstreben griff ich an die Kette und fand das Gefühl entsetzlich peinlich; es zappelte mir in allen Nerven und zog mir die Hände ganz krumm. Ich konnte das Experiment nur sehr kurze Zeit ertragen und fühlte noch den ganzen Abend meine Nerven vibriren. Es ist mir unfaßlich, wie viele Leute dies Telegraphiren durch den ganzen Körper angenehm finden können. Doch jetzt zu den Fällen, die Dich wohl mehr interessiren werden als alle Elektrisir-Maschinen.

Einige hundert Schritte unter dem amerikanischen Fall sind die beiden mehr als hundert Fuß hohen, senkrecht abfallenden Ufer des Stromes, durch eine schwebende Tragbrücke verbunden. Sie ist so zierlich und niedlich, daß sie zum Aufstellen auf eine Etagere paßte, und contrastirt seltsam zu den ungeheuren Naturwundern; man könnte sagen, sie eigne sich nicht in diese Umgebung, wo Alles nach unendlichem Maaßstab gemessen werden muß. Uebrigens verdient sie ihrer kunstvollen Bauart wegen die größte Bewunderung, abgesehen davon, daß sie ein äußerst bequemes Verbindungsmittel zwischen den beiden Ufern bildet, deren Communication in früherer Zeit durch Fähre und Boote sehr lästig gewesen sein muß. Eine halbe Stunde unterhalb dieser Brücke hängt noch eine andere größere für die Eisenbahn, welche unter dem Schienenkörper noch eine Etage für die Fußgänger und Equipagen hat. Staunen muß man, wie in solcher Höhe über dem Wasser frei schwebend Brücken für solche Lasten gebaut werden konnten. So muß der Zeitgeist, der seinem eigentlichen Wesen nach der Natur, der Künst, der Schönheit fremd ist, doch unwillkürlich dazu dienen, den Genuß derselben zu fördern, wenigstens zu erleichtern. Von erst erwähnter Brücke aus erblickt man schon linker Hand den canadischen Fall, doch noch von Weitem und ziemlich verhüllt von dem Dunstschleier, den er in seinem eigenen Schooße gewoben. Hat man die Brücke überschritten, so ist man in Canada. Man wendet sich gleich links und geht hart am Rande der Schlucht hinauf, in welcher der Strom sein Bett gerissen, kommt bei verschiedenen Hotels vorüber und gelangt schließlich nach einigen hundert

Schritten an den großen, seiner Form nach sogenannten Hufeisen-Fall, welcher mit dem amerikanischen einen rechten Winkel bildet. Die zwischen beiden liegende Insel ist etwa hundert Schritte breit. Wenn man längs des eben erwähnten Weges geht, sieht man den amerikanischen Fall ganz von vorn und bekommt da erst einen wahren Begriff von seiner Ausdehnung und ruhigen Pracht. Aber Alles das ist nichts im Vergleich zum großen Hufeisen-Fall, welcher wenigstens viermal soviel Wasser versendet und ganz gewiß hundert Mal so imposant aussieht. Eine fabelhafte, unbeschreiblich große Menge Wasser schießt hier unablässig herunter und erfüllt den Beschauer mit Staunen und Grausen. Leider läßt der ungeheure Wasserstaub nie ein ganzes, volles Bild der Fälle erscheinen. Derselbe ist so bedeutend, daß er weit bis über den Rand seine Tropfen spritzt; selbst auf der Hängebrücke fühlt man ganz naß im Gesicht. Ich bin fest überzeugt, daß der canadische Fall noch unvergleichlich großartiger erscheinen würde, wenn man ihn von unten aus betrachten und hinauf sehen könnte, wie die Fluthen mit fürchterlicher Gewalt zu uns herunter schößen. Alle weitere Beschreibung der Fälle muß ich mir versagen; nach Fuß und Tonnen kann ich die Wassermasse nicht aufzählen; es würde Dich und mich nicht interessiren. Geologische und historische Aufklärungen weiß ich auch nicht zu geben. Alle Tage gehe ich einige Mal hin, um mir den Genuß immer wieder von Neuem zu verschaffen; ich sitze oft lange Zeit auf einem Stühlchen hart am Rande der Kluft, auf canadischer Seite, mit dem Blick auf beide Fälle. Ich sitze nicht da, um in schwärmerische Exclamationen der Bewunderung auszubrechen, oder weil ich finde, daß das Bild, je mehr man hinblickt, um so großartiger wird, oder wie die Phrasen alle heißen mögen, die darüber gang und gäbe sind; sondern ich setze mich ruhig hin, schaue hinunter und bleibe sitzen, und wenn ich aufstehe, ist eine Stunde verflossen, ohne daß ich es merkte. Die große Situation wirkt so beherrschend auf die Sinne, daß man vergißt, nach Zeit und Stunde zu rechnen, weil dieser Maaßstab zu dieser Größe

nicht paßt. Diese Zeiteintheilungen sind für unsere kleinen Lebensbedürfnisse erfunden, für unsern Handel, für unser Geschäft, für unsere Arbeit, für unsere Sorgen und unseren Kummer, die alle stetem Schwanken und Wechsel unterworfen sind. Hier, wo Alles einen andern Zuschnitt hat, eine andere Atmosphäre, bedarf man derselben nicht und denkt nicht an sie. Unendlich störend ist die Zudringlichkeit aller dieser hundert lästigen Gesellen, die sich dem Fremden anbieten, um ihm die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Sie rühmen immerwährend ihre niederen Preise, verfolgen dich von allen Seiten und gehen eine Viertelstunde in unaufhörlichem Geschwätz neben dir her. Bis jetzt wußte ich mich ihrer immer glücklich zu entschlagen, zum Vortheil meiner Börse und meines Vergnügens. Auf canadischer Seite, nahe dem Falle, ist ein kleines Museum hergerichtet mit Gerippen, Versteinerungen, ausgestopften Thieren und einigen ägyptischen Alterthümern, welche übrigens Gypsabgüsse sind von Originalen, welche sich im britischen Museum zu London befinden. Eine Büste der Königin mahnte mich daran, daß ich auf englischem Grund und Boden sei, was mich freute, da es zum ersten Mal in meinem Leben geschah. Neben dem Museum sind ein Paar lebendige Büffel im Garten zu sehen, grimmige Thiere mit mißtrauischen Augen. Bei dem ausgestopften canadischen Hirsch mußte ich sogleich an Georg Albrecht denken, der mich um ihn noch mehr beneiden wird als um das Paar wilde Enten, die vor mir aufgeflattert sind.

Oberhalb der Fälle besuchte ich eine schwefelhaltige Quelle, die solche Gase entwickelt, daß sie, mit einem Lichte in Berührung gebracht, lichterloh brennt. Eine Maschine in Gestalt eines Butterfasses steckt darin, um das Schwefelgas in eine engere Röhre zu leiten. Zündet man nun da oben an, so schlägt eine helle Flamme empor, die nie verlischt. Man kann seine Finger und Sacktuch hineinhalten, ohne sie zu verbrennen oder auch nur anzuschwärzen. Der Geschmack des Wassers ist sehr schwefelig. Ueber der Quelle ist ein kleiner Tempel gebaut; die alten Perser würden sie sicher

angebetet haben. Für alle Sehenswürdigkeiten muß man hier seinen Tribut bezahlen, seien sie auch noch so öffentlich. Ueberall, auf dem Weg zu den Fällen, zu dieser Quelle, zu den Brücken u. s. w., überall wird Geld verlangt. Es klingt kaum glaublich. Man muß fast einen Dollar erlegen, nur um die Niagara-Fälle sehen zu dürfen; die Besitzer müssen sich hiebei ein enormes Geld machen.

Der Strom fließt unmittelbar nach den Fällen ganz ruhig weiter, ohne jede Aufregung und Wogengebrause; erst etwa zwei englische Meilen unterhalb beginnen die Rapids, Stromschnellen von seltener Dimension. Es ist hier ein Wallen und Sieden, wie es in der Charybde, wo der so herrlich besungene Taucher seinen Tod gefunden, nicht wilder gewesen sein kann. Man sollte glauben, daß hier erst die hinabgewälzten Fluthen wieder an die Oberfläche kämen, nachdem sie durch die Macht des Falles so lange unter dem Spiegel fortgerollt wären. In einem hölzernen Kasten wird man von oben bis an das Flußbett hinab geleiert. Die Gegend ist außerordentlich romantisch; die Ufer, die wandsteil aus dem Wasser sich emporheben, stoßen hier näher zu einander. Später werden die Wogen wieder ruhiger, und die Ufer erweitern sich plötzlich zu einem weiten Kessel. Hier ist es nun ganz lautlos, man sieht keine Woge, keinen Schaum. Grabesstille herrscht. Es ist fast unheimlich. Das ist der Wirbel! Was die Fälle nicht verschlungen, wird hier in die Tiefe gerissen und kommt wohl nimmer zum Vorschein. Dann rücken die Ufer plötzlich ganz nahe an einander; was weiter geschieht, konnte ich nicht sehen. Ich machte diese Expedition zu Fuß, wie alle, die ich unternahm, und war in größter Eile. Warum? Aus einem sehr prosaischem Grund, um nicht zu spät zum Essen zu kommen. Morgen will ich denselben Gang nochmals wiederholen, mich aber nicht durch solch animalische Rücksichten bestimmen lassen. Stunden lang wandere ich hier einsam umher und gefalle mir sehr bei den Solo-Spaziergängen. Dann bin ich ganz glücklich darüber, so ganz allein und ganz frei, mein eigener Herr, durch die Welt reisen zu können,

unbelästigt durch einen Gefährten, sei er auch der Beste, keiner fremden Laune, keines Andern Kritteleien unterworfen, sehr viel schweigen zu dürfen, nie durch lästiges Geschwätz behelligt zu werden. Ganz sich selbst überlassen zu sein, nach seinem innersten Selbst leben zu dürfen, ist eine große Wohlthat. Nie muß ich auf die Anrede: „Ach! wie schön ist das, nicht wahr?" die Antwort geben: „Ja, es ist sehr schön"; oder auf die Klage: „Schade, daß es regnet", erwidern: „Ja, es ist sehr Schade". Ich habe hier die beste und günstigste Gelegenheit, mich in der Schweigsamkeit zu üben. Und doch denke ich manch Mal bei mir selbst, daß es besser wäre, Jemanden seine Erlebnisse mitzutheilen, sich Freundesrath zu holen, Meinungen auszutauschen und einen Genossen zu haben, dem ich mich aussprechen möchte. Dann wird es mir wohl oft trübe zu Muth, wenn ich mich in der fremden Welt so allein finde, im ganzen großen Raum Niemand, der mir nahe steht. Heute froh, morgen traurig, wie es gerade geht. Heute erscheint mir etwas anders, vollkommen anders als gestern, aber nur, weil ich auch eine andere Seite betrachte. Und das muß man thun, wenn man reist, und auch sonst im Leben immer: nicht immer nur dem Heitern nachjagen; das macht leichtsinnig und oberflächlich; aber auch nicht immer nur dem Traurigen; das macht am Ende schläferig. Jedes am richtigen Ort, zur rechten Zeit, das ist das Wahre. Nicht wahr, so meinst Du's auch? Und somit umarme ich Dich und sage Dir herzlich gute Nacht, da es schon sehr spät ist. — Du hast vielleicht einen entzückteren Brief vom Niagara erwartet; aber ich kann nicht anders schreiben, als mir zu Muthe ist. Gute Nacht!

XI.

Chicago, den 27. Oct. 1869.

An den Niagara-Fällen hielt ich mich länger auf, als ich Anfangs beabsichtigte. Bei meiner Ankunft, als ich der einzige Gast im Hotel war und auch der einzige blieb, mit Ausnahme sehr Weniger, welche nur für ein Paar Stunden kamen, schien es mir, ich würde im höchsten Fall zwei Tage bleiben. Die unerhörte Größe der Scenerie aber und das Bewußtsein, voraussichtlich das einzige Mal im Leben da zu sein, bestimmten mich, meine Hütte noch länger da aufzuschlagen. So blieb ich denn sechs volle Tage und hatte es nicht zu bereuen. Ich war beinahe immer allein, strich den ganzen Tag in der Nähe der Fälle und den Umgebungen umher und wollte mir Alles so gründlich einprägen, um es niemals wieder zu vergessen. Die Landschaft in der Nähe der Fälle bietet keine besonderen Schönheiten. Das Land ist weit in der Runde flach, vielfach angebaut, nur hie und da mit Wald bedeckt, der aber mit dem von mir geträumten Urwald keine entfernte Aehnlichkeit hat. Die Bäume sind meist klein und einförmig; nur die Herbstbeleuchtung und -Schattirungen traf ich recht günstig; auch hier spielten alle Farben, roth, gelb, orange u. s. w.

Mein Gastwirth glaubte es mir schuldig zu sein, mit mir drei Mal des Tages zu speisen; ich hätte ihn gern davon dispensirt, wenn ich nicht gefürchtet, ihn zu beleidigen. Den Abend verbrachte ich gewöhnlich mit seiner Familie, rauchte meine Pfeife oder las. Die Familie besteht aus der noch sehr hübschen, stattlichen Gattin und zwei gerade erwachsenen Töchtern, Toni und Ida, von denen die erstere sehr hübsch war, die letztere aber durch einen sehr häßlichen Mund daran gehindert wurde. Der Wirth war schon seit acht Monaten krank, hatte an Lungenentzündung, Wassersucht und sonstigen Uebeln laborirt und fühlte sich erst seit kurzem wieder wohler. Gerade während meiner Anwesenheit bekam er einen kleinen Rückfall, als er sich über seinen Hausknecht geärgert, und von der Mauer herab gefallen, als ihm

die Hühner den Garten verscharrten. Vielleicht war ich die unschuldige Ursache, warum der erwähnte Hausknecht Haus und Hof so plötzlich verließ. Ueber meine vermißte Stahlfeder, welche ich suchte, kam es zwischen Herrn und Diener zum Streit, der damit endete, daß Letzterer, ohne ein Wort zu sagen, mit seinem Ranzen das Hotel auf Nimmerwiedersehen räumte. Erst später bemerkte man sein Verschwinden. Das ist amerikanische Manier. Daher hat aber jeder Hausherr das Recht, ohne vorhergegangene Kündigung seinen Dienstboten jeden Augenblick zu entlassen. Abends fand sich die unglückselige Feder wieder, die so vielen Zwist erregte.

Mit den Mahlzeiten war ich recht zufrieden; es ging ganz nach deutscher Manier zu. Täglich bekam ich Rindfleisch. Wie froh war ich darüber! Und Möhrrettig dazu. Ich mußte an Tante Louise denken. Abends und Morgens vertilgte ich unendlich viele Tassen Thee.

In Niagara-Falls gibt es eine große Menge Indianischer Bazars, so genannt, weil die Indianer der Umgegend die Waaren dazu liefern. Sie bestehen aus indianischen Schuhen, binsengeflochtenen Körben, Schachteln, Kinderspielzeug, Fächern von Federn mit einem Kolibri darauf; dann aus kleinen Töpfen und Vasen von Niagara-Gestein u. s. w. Die meisten Gegenstände sind sehr niedlich gearbeitet, doch muß man sie mit schwerem Gelde bezahlen. Etwa acht englische Meilen entfernt liegt ein Dorf, welches von dem Indianerstamm bewohnt wird, der die eben erwähnten Waaren verfertigt; das Dorf selbst hat eine Ausbreitung von mehreren Meilen; die einzelnen Häuser liegen so zerstreut, daß man eigentlich von einem Dorfe gar nicht mehr reden kann. Um die Leute beisammen zu sehen, muß man Sonntags in ihre Kirche gehen, welche etwa in der Mitte des Ortes liegt. Das war mit ein Grund des langen Aufenthaltes in Niagara-Falls. Werktags müßte man, um nur etwas zu sehen, von Haus zu Haus gehen und könnte selbst dann die Bewohner hie und da nicht antreffen; auch würde diese Unternehmung sehr viel Zeit und Mühe kosten. Ich

hatte fest beschlossen, aus der Gegend nicht zu scheiden, ohne die Kupferfarbigen besucht zu haben, zumal sie hier auf weit und breit ihre einzige Ansiedlung haben. In meiner Einbildung erwartete und hoffte ich die seltsamsten Gestalten, Physiognomien und Costüme zu sehen und war in nicht geringer Spannung. Wirklich machte ich diese sechszehn Meilen hin und zurück zu Fuß, in einem Vormittag, auf gräßlichem Wege. Oft sank ich mit dem ganzen Fuß in den Koth und gerieth dann wieder in unermeßliche Pfützen. Die Tour war ungeheuer beschwerlich und ermüdend, zumal ich ungemein eilte. Leider sah ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht und meine Strapazen mit nichts belohnt. Von Häuptlingen mit bunten Federn auf dem Kopf und Scalp im Gürtel, von Bärenfell über die Schultern und Wigwams keine Spur. Ich fand ein friedliches, schüchternes Völkchen, ohne Poësie, ohne strammen Lebensnerv; sie tragen die Kleidung der übrigen civilisirten Welt, natürlich ärmlich und schmierig, und scheinen an Waffen und Krieg niemals zu denken. Die Weiber kleiden sich auffallend bunt und sind nicht so häßlich als ihre Männer, welche mir hauptsächlich durch ihre Unschönheit auffielen. Die Gesichter sind schmutzig braun, nicht im geringsten röthlich, und der Ausdruck ist gar nicht interessant, nicht wild und nicht geistig, sondern friedlich stumpf. Das einzig Schöne an ihnen ist ihr pechschwarzes Haar, welches Allen ohne Ausnahme eigen ist, und das sie lang glatt gescheitelt tragen, bis die Locken auf die Schultern fallen. Bart besitzen sie nur im unteren Theil des Gesichtes. Man erzählte mir, sie seien sehr scheu und lebten ganz abgeschlossen für sich, ohne sich von den Amerikanern der Umgegend in ihren Sitten, Anschauungen und Lebensweise beeinflußen zu lassen und ohne überhaupt viel mit ihnen in Berührung zu kommen. Ob sie wirklich getaufte Christen sind oder nur einen christlichen Missionär haben, konnte ich nicht erfahren. Ich kam zur anberaumten Gottesdienststunde hin, wartete eine volle Stunde in der Kirche, sah mehrere Leute hereinkommen und schwitzte sehr in dem entsetzlich geheizten Raum. Als aber

noch immer keine Anstalten zum Beginn der Feier getroffen wurden, ging ich wieder fort. Den Gottesdienst habe ich nun versäumt; doch kann ich mich damit trösten, daß ich doch kein Wort verstanden hätte. Aus einem in der Kirche gefundenen indianischen Gesangbuch ersah ich, daß die Sprache dieses Stammes eine sehr unmelodische sein muß. Den Geistlichen sah ich unter diesen Verhältnissen gar nicht. Todtmüde kam ich zu Hause an. Doch hat diese verunglückte Parthie immerhin das Eine für sich, daß ich wenigstens ein Mal Indianer gesehen habe, und daß ich in ihrer Kirche und ihrem Dorf gewesen bin.

Die Indianer gelten allgemein als eine dem Untergang unwiderruflich verfallene Race. Von Jahr zu Jahr dringt die Civilisation weiter vorwärts; immer steht ihr der Eingeborne als Todfeind gegenüber, und immer muß er derselben unterliegen. Der Indianer ist fast gänzlich unbildsam; nirgends noch ist seine völlige Civilisirung gelungen; er stirbt lieber, als die Sitten der Bleichgesichter anzunehmen. Furchtbar wurde von den Weißen an dem Rothmann gesündigt, alle nur denkbaren Laster sind ihm von den Europäern importirt worden, und er rächt sich jetzt dadurch, daß er den Kampf auf Leben und Tod mit seinen Feinden aufgenommen und nicht eher Friede geben wird, als bis der letzte seines Stammes heldenmäßig gefallen ist. In mancher Hinsicht dauern sie mich schmerzlich; auch kann ich es beklagen — doch nur subjectiv — daß die rothe Race allmählig vom Erdboden total verschwinden wird. Aus sachlichen Gründen aber hat man ihren Untergang nicht zu beklagen, denn sie hassen das Gebild der Menschenhand, wo sie es antreffen, und stehen auf einer tiefen geistigen Stufe. Trotzdem ist es mir sehr Leid um sie. Indianergeschichten habe ich immer für mein Leben gern gelesen.

Meine Abreise war auf Montag früh bestimmt; durch meine große Fußtour jedoch sehr ermüdet, war ich zu träge, Abends noch meinen Koffer zu packen; und da ich mir zu gleicher Zeit an meiner Pfeife den Magen verdorben hatte, blieb ich noch bis Mittags.

Diesmal fuhr ich in einem sogenannten Palace-Sleeping-Car, Salonwagen, in denen man keinen Comfort der civilisirten Welt vermißt. Da hat man Sammt-Fauteuils, Sophas, Spiegel, Tische, Leuchter u. s. w.; zu den Mahlzeitstunden werden die Waggons in Speisezimmer, Nachts in Schlafsäle umgewandelt. Ohne diese Bequemlichkeiten würden die langen Eisenbahnfahrten in Amerika, von deren Ausdehnung man sich in Europa schwer einen Begriff machen kann, äußerst beschwerlich und ermüdend sein. Daß die Speisen, die man im Coupé genießt, absonderlich theuer sind, versteht sich von selbst; übrigens habe ich in der That vortrefflich gespeist. Mit ungeheurer Ungenirtheit, mit wahrer Naivetät machen Herren und Damen früh Morgens gemeinschaftlich Toilette, und es fällt Niemandem ein, hiebei etwas Besonderes zu finden, eben weil es sich eigentlich von selbst versteht. In zwanzig Stunden fuhr ich etwa von Niagara-Falls bis Chicago. Die dazwischen liegende Gegend bot gar keine Reize, zumal das Wetter kalt und unfreundlich war. Wir fuhren über die schon erwähnte große, hoch berühmte Eisenbahn-Hänge-Brücke; später konnte ich für einen Augenblick den Ontario-See sehen, einen lichten blauen Streifen, wie ein schönes Band. Wir passirten ein Stück von Canada, die Staaten Michigan, Indiana und Illinois, in welch letzterem Chicago am Michigan-See gelegen ist. Während der Nacht wurde unser ganzer Waggon auf ein Schiff verladen und auf diese Weise über den Detroit-Fluß übergesetzt. Von der ganzen Prozedur habe ich nicht das Geringste bemerkt, so gut schlief ich. Vom ganzen, großen, herrlichen Canada sah ich gar nichts als einige sehr flache, in kalten Octobernebel gehüllte Landschaften.

28. October.

Als wir hier ankamen, war es entsetzlich kalt; die Straßen waren gefroren, Schnee lag hie und da, und meine Hände wurden alsbald steif und blitzblau. Ich hatte große Angst, wir würden jetzt schon den strengen Winter behalten und packte meinen dicken

Winter-Paletot aus, den ich zum größten Glück mitgebracht hatte. Aber ich sollte nur zwei Tage unter dem Frost leiden; heute ist es wieder dermaßen warm, daß man nicht anders als im einfachen Rock spazieren gehen kann. Solche Temperaturwechsel treten hier meistens sehr rasch ein, und der an das Klima nicht Gewohnte hat alle Vorsicht anzuwenden, um nicht rasch eine Erkältung irgendwo aufzulesen.

Chicago ist eine sehr schöne, große Stadt; sie ist das bedeutendste Emporium des Handels im ganzen Westen und hat seit der kurzen Zeit ihres Bestehens einen so ungeheuren Aufschwung genommen, wie in der ganzen Geschichte aller Zeiten, aller Länder kein nur einigermaßen annäherndes Beispiel zu finden ist. Noch vor dreißig Jahren standen hier einige dürftige Hütten, indianische Fischer wohnten in den Sumpfniederungen, wo der schwarze, träge, übel qualmende Chicago-Fluß sich in den Michigan See verläuft. Die Regierung der Vereinigten Staaten besaß hier ein Fort mit einer kleinen Besatzung. Heute zählt Chicago mehr denn 300,000 Einwohner und ist die drittbedeutendste Stadt der ganzen Union. Straßen, Häuser und Palläste sah ich, welche in der prächtigsten Stadt Europas Aufsehen machen würden. Man bedenke nur, liebe Eltern, was das heißt, in dreißig Jahren aus einem gänzlich unbewohnten Sumpf eine Weltstadt zu machen; man fühlt sich wirklich in die Feenmärchen seiner Kindheit versetzt. Sähe ich nicht das Alles leibhaftig vor mir, sondern hörte es von Fremden erzählen, so würde ich es unter keiner Bedingung glauben und annehmen, man wolle mich zum Besten halten. So unglaublich würde es mich dünken. Dieser Fleiß und diese Regsamkeit hier zu Lande sind es, was mir am meisten in Amerika imponirt, und wovon die Leute in Europa niemals genug lernen könnten. Stadttheile und Straßen entstehen wo möglich über Nacht. Woran in Europa Jahre lang mühsam und erfolglos gearbeitet wird, das entwächst hier dem Boden rasch in üppig wucherndem Aufschwung. In unserem aufgeklärten Vaterland glaubt man seinen

modernen zeitgemäßen Liberalismus nicht besser bethätigen zu können, als indem man seine Taschen zuknöpft und alle Steuern, die die Regierung etwa verlangt, geflissentlich und tapfer verweigert; das gilt für politischen Muth und wird Fortschritt genannt. Hier ist das total anders. Zu allen öffentlichen Zwecken steuert der Amerikaner mit vollen Händen bei, was er vermag, und setzt seinen Stolz darein, für das Allgemeine, so viel er vermag, leisten zu können. Daher die vielen privaten und öffentlichen Anstalten. Der Deutsche in Amerika braucht immer einige Zeit, bis er sich hier vollkommen acclimatisirt hat. Sein Kopf ist noch zu erfüllt und noch zu sehr erhitzt von dem „Geistesfortschritt", vom „Licht des freien Denkens", vom „einigen Deutschland", von „Turn- und Gesangvereinen" u. s. w., daß es längere Zeit erfordert, bis sich seine Phantasie etwas gekühlt hat, und er die Zustände so betrachtet wie sie wirklich sind, aber nicht, wie er sie sich geträumt oder von ihnen gefaselt hat. Die Phrasenhelden recrutiren sich auch zum größten Theil von den Eingewanderten; der Amerikaner schwimmelt nicht so tief im Brei seiner Gefühle, er ist real, nüchtern, praktisch, und geht bei Allem auf den Kern der Sache, auf das Ziel, wenn auch nicht immer ein erhabenes, doch immer ein Ziel, dem er unverwandt zusteuert. Darum wäre es für viele Deutsche, die an Congestionen in ihrem politischen Kopfe leiden, sehr heilsam, für einige Jahre in dem sehr poësielosen Amerika zu leben, wo jeder arbeiten muß, um sein Leben zu fristen, wo ihm keine Zeit bleibt, seinen Schwärmereien nachzuhängen und in seinen Gefühlen zu schwelgen.

Die Stadt Chicago macht mir in jeder Beziehung einen sehr angenehmen Eindruck. Die Straßen sind nicht so tumultuarisch als in New-York, nicht so langweilig als in Washington, und nicht so ungemüthlich wie in Philadelphia. Die Stadt ist hart an den See gebaut; die Bahn, auf der ich kam, führt eine Strecke weit auf einem in das Wasser gebauten Damm. Die Umgebungen sind ganz flach; wo das letzte Haus aufhört, beginnt die Prairie, und

die Erweiterungen und Vergrößerungen der Stadt müssen gewissermaßen der Wüste abgerungen werden. Von Niagara aus war ich in das New-York-Hotel empfohlen worden, woselbst ich es aber so ekelhaft fand, daß ich mir kaum die Hände waschen mochte, meine Effecten stehen ließ, mich mit Hülfe meines Banquiers nach einer anderen Wohnung umsah und dann nach meinem Gepäck schickte. Nun bin ich in einem Hotel garni vortrefflich untergebracht. Der Wirth ist ein Homburger, welcher den seeligen Onkel Fritz sehr gut kannte und deßhalb sehr liebenswürdig und aufmerksam für mich ist. Das erste Mal auf meiner ganzen Reise gönne ich mir hier einen kleinen Luxus; ich bewohne nämlich einen vornehmen, sehr schönen Salon. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, nach so langer Zeit wieder recht gemüthlich zu logiren. Bisher begnügte ich mich immer mit geringen und dürftigen Zimmern und werde es auch künftig immer thun. Auf einer so großen Reise muß man sehr sparsam sein und in sehr realistischer Weise über seine Baarschaft verfügen, ohne jede Anwandlung idealer Schwärmerei. Geld und Poësie sind polarische Gegensätze, sind zwei Planeten, deren Bahnen sich ewig meiden; wo das Eine sich zeigt, muß das Andere weichen. Die kühnste Phantasie vermag nicht den leisesten Zusammenhang zwischen beiden herzustellen. — Ich führe stets nur eine ganz geringe Summe baaren Geldes bei mir; von Ort zu Ort lasse ich mir von den Banquiers auszahlen, was ich brauche. Habe ich nicht viel bei mir, laufe ich keine Gefahr viel auszugeben. Das nenne ich praktisch. Vom Thurm des Stadthauses herab genoß ich einen sehr schönen Ueberblick über die ganze Stadt, den See und die Prairie, die sich in weite Ferne ausdehnt. Hier sind die Städte nicht, wie in unserer Heimath, durch freundliche Gärten vom Land getrennt, wodurch der Uebergang zwischen Stadt und Land angenehm und sinnreich vermittelt wird. Hier ist die Wildniß die nächste Nachbarschaft der Städte, welche von Jahr zu Jahr durch rastlosen Fleiß mehr und mehr für die Cultur gewonnen wird. Doch bitte ich sehr, Euch unter dieser Wildniß

ja keine romantische Wildniß vorzustellen, von deren Schauern man in der Jugend so gerne liest, und die man mit Thieren und seltenen Vögeln aller Art sich belebt denkt. Ganz im Gegentheil. Die öde, nackte Wildniß breitet sich aus, die elendesten Bretter-Buden bezeichnen die Grenzen der Städte; Wege und Straßen kennt man auch nur dem Namen nach. Buchstäblich dem Namen nach; denn ausgesteckt sind sie schon alle, und benannt. Der Plan einer großen amerikanischen Stadt weist Straßen und Stadttheile nach mit den seltensten Namen; in Wirklichkeit existirt von alle dem noch kein einziges Haus. Der allzu materielle Sinn der Amerikaner schmückt seine Umgebung nicht mit Bäumen und Blumen; das nimmt Platz weg und bringt keinen Gewinn. Darum macht jede amerikanische Stadt einen geradezu entnüchternden Eindruck; die Einförmigkeit der Straßen ist so groß, die Geschmacklosigkeit und Geleckthei der Kirchen dermaßen, daß man seine angeborenen Schönheits-Begriffe sammt und sonders zu Haus lassen muß. Deßhalb kann ich an einer amerikanischen Stadt alle Eigenschaften finden, nur nichts Gemüthliches. Wenn ich auch Alles, was groß ist, bewundere, mich für Alles interessire, was geschieht, jeder Anschauung Raum gebe, die mir begegnet, so kann ich doch nie recht warm werden. Ich bitte, mich ja nicht falsch zu verstehen, ich will damit durchaus keinen Tadel über die amerikanischen Städte aussprechen; auch bin ich gar nicht mit angeerbten Vorurtheilen oder vorgefaßten Meinungen hierher gekommen, glaube auch gar nicht, den amerikanischen Geist und sein Wesen zu mißverstehen, noch weniger von ihm abgestoßen zu werden. Nur finde ich ihn nicht herzlich. Das darf ich doch, ohne ihn in den Schatten zu stellen, nicht wahr? Dafür ist er groß, unternehmend, umfassend, vor nichts zurückschreckend, Alles wagend; daraus ergibt sich von selbst, daß schlichte treue Häuslichkeit unter diesem Himmel nicht zu der Blüthe gedeihen kann, wie in unserm Heimathland, wo man weniger nach außen, nach Größe strebt, nach Leistungen, nach Aesten, Zweigen und Blättern, dagegen die Wurzeln um so tiefer schlägt in die

angestammte Erde, worin sie so fest gewachsen sind, daß es der Stamm mit seinem Leben bezahlen müßte, wenn man ihn ausgraben und in eine fremde Erde verpflanzen wollte. Der Amerikaner ist aus solchem Holz gezimmert, das unter allen Zonen gedeihen kann, und in allen Ländern wird er sich eingewöhnen, sich einfinden, sich Land und Leute nutzbar machen, das Größte leisten. Aber heimisch werden, ich meine heimisch in des Wortes wahrestem Sinn, nicht im vulgären Sprach-Gebrauch, das wird er nicht; denn er hat keine Heimath, kennt nicht die Liebe zur Heimath, die Treue für's Vaterhaus, die Pietät für die Stelle, wo Groß-Eltern und Vorfahren geweilt. Um die Vergangenheit kümmert er sich nicht, er lebt für die Gegenwart, nur für die Gegenwart. Die Zukunft kümmert ihn wenig; das beweisen alle Bauten, alle Gründungen, alle Einrichtungen. Das Nichtgrübeln über die Zukunft hält das Blut gesund, das ist gewiß; mit voller Brust soll man sich in den Strom der Gegenwart stürzen und mit seinen Armen rudern, daß man vom Wogenschwall nicht mit fortgespült werde. Wenn man vor Allem an die Gegenwart denkt, das Vorliegende betrachtet, das Heutige erwägt, das momentan Erforderliche in Rechnung zieht, nicht grübelt über die Eventualitäten, nicht sorgt für etwa mögliche Fälle, nicht seufzt über Unglücke, die noch gar nicht geschehen sind, so wird man praktisch, sehr praktisch. Und das sind die Amerikaner, praktisch im unmittelbaren Sinn, von des Gedankens Bläße nicht angekränkelt, wollen und handeln nur ein Moment. Im höchsten und wahrsten Sinne aber nenne ich praktisch nur dasjenige, was Dauer verheißt, eine Zukunft verspricht. Es mag vortreffliche Einrichtungen geben, die allen Verhältnissen anpassen, die mit schweren Kämpfen errungen und mit sauerem Schweiß erworben sind. Aber sie taugen nur für heute, morgen schon erweisen sie sich nicht als haltbar. Das ist nicht gut. Wer eine Institution gründet, ein Unternehmen ins Leben ruft, sollte immer darauf bedacht sein, wenn er nämlich die wahren Interessen seiner Mitmenschen im Auge hat, daß seine Schöpfung daure, daß sie

nicht vom ersten Windstoß entwurzelt werde, daß nicht das unaufhaltbare Rad der Zeit sie schon im ersten Jahr als unbrauchbar zermalme. Alle Männer, die ich groß nenne, nicht die in der Welt-Geschichte das Wort „der Große" in Sperrschrift neben sich haben, waren eben dadurch groß, daß sie mit klarem Kopfe, offenem Sinn und großem Herzen die wahren Bedürfnisse der Völker und der Zeiten richtig erkannten, oft hinaus sahen über den Jammer und die Mißgeschicke der Gegenwart, hinaus in die Zukunft, und solche Mittel ergriffen und solche Wege wählten, daß für kommende Tage bleibende und sichere Zustände geschaffen worden, wenn man auch in der Gegenwart sie nicht verstand, sie nicht zu würdigen wußte, weil der Sinn der Menge eben nur auf das unmittelbar vor Augen liegende gerichtet ist. Darum wurden die größten Männer aller Zeiten von ihren Ländern, ihren Genossen und Mitmenschen meist so wenig erkannt und gewürdigt, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren und mit prophetischem Blick erspähten, was nach dem ewigen Gesetze aller Dinge im Schooß der Zeiten als Keim noch verborgen, in kommenden Zeiten sich zur Blüthe entfalten sollte. Diesen Keim, den kleinen, Tausenden unsichtbar, nur ihnen erkenntlich, wollten sie pflegen, begießen und vor dem Verderben schützen. Die Anderen verspotteten sie, weil sie sie nicht begriffen. Das war immer so und wird immer so bleiben. Und auch heute noch ist nur diejenige That wirklich groß, die Samen ausstreut für die Zukunft, fruchtbaren Samen, der, wenn er aufgegangen, zu vollen Aehren wachsen kann. Im höchsten Sinne meine ich nur das praktisch. Es ist ganz falsch, mit Vorliebe diejenigen Leute praktisch zu nennen, deren Sinn weniger dem Geistigen, Idealen zugewandt, sich auf das handgreifliche materielle Leben beschränkt. Wie kann das praktisch sein! sie sorgen nur für heute, für morgen, vielleicht bis übers Jahr; um aber die wahren, bleibenden Bedürfnisse richtig zu erkennen, bedarf es einer vollen geistigen Thätigkeit, die vor dem Höchsten selbst nicht schreckt; in die tiefsten Tiefen der menschlichen Herzen und der Völker muß man sich versenken, um

das innere Leben derselben zu ermitteln und ihre Pulsschläge zu fühlen. So war z. B. Luther. Kein Mensch wird ihm versagen, daß er eine eminent gesunde und praktische Natur war; er erkannte, wie kaum Jemand zuvor, mit einem wahrhaft centralen Blick die unabweisbarsten Bedürfnisse der Kirche und ihrer Zukunft. Und wenn man vielleicht in den ersten Jahrhunderten nach ihm die ganze volle Bedeutung seiner That für die Weltgeschichte nicht so erkannt hat, wie es wohl hätte erwartet werden können, so zeigt sich's gerade in unseren Tagen, wo, Gott Lob! die Anschauungen immer geklärter und fester werden, daß dieser Mann, wie kein anderer vor und neben ihm, prophetisch die Noth und das Wohl der Christenheit für Jahrhunderte voraus erkannte und hiernach handelte, unbekümmert, ob Tausende ihn mißverstanden und aber Tausende ihn verfolgten. Das nennt man groß. Darum steht er auch in dem Mittelpunct der Zeiten, und eine fast zweitausendjährige Geschichte scheint nur da zu sein, um ein Sockel zu werden, worauf seine eherne Gestalt über die Breiten der Erde hinwegragen kann. Um etwas wirklich Großes zu leisten, darf man den Blick nicht wegwenden von Vergangenheit und Zukunft; man muß die Vergangenheit durch die Gegenwart mit der Zukunft verknüpfen. Treu der Vergangenheit, fest in der Gegenwart, Alles für die Zukunft, das ist meine Devise.

Alles Große, was ich hier finde, staune ich an, aber immer mehr von außen, wie ein Gast. Meine Neigungen, Bestrebungen und Anschauungen könnte ich nicht mit den hiesigen identificieren, aber natürlich auch nicht mit denen anderer Leute, sei es in Europa, Deutschland oder wo immer. Ich folge immer am liebsten meinen eigenen Anschauungen, wie sie aus meiner Erfahrung, aus meinem Leben sich gebildet, und verlange gar nicht, daß Andere sie theilen. Sie sind eben das Resultat meines bisherigen Lebens; wie könnten sie auch Andern passen, deren Führung eine andere gewesen ist? Sie müßten denn gerade ein elastisches Futteral sein, welches immer die Gestalt des ausfüllenden Körpers wiedergibt. Ich hoffe

nicht, daß die meinigen der Art sind. Ich kann doch nicht von ihnen lassen, so lange sie mein Eigenthum sind. Ich bin deshalb so tolerant gegen alle Ansichten anderer Leute, weil ich dieselbe Toleranz für mich beanspruche; und nur so lebt man angenehm und zufrieden mit seinen Mitmenschen, wenn man sich den gegenseitigen status quo der Gesinnungen garantirt hat. Auf dieser Basis läßt sich dann weiter verhandeln; dann sind auch alle Bekehrungsversuche nach dieser oder jener Seite hin erlaubt, wenn man erst die Lebensberechtigung anderer Ansichten zugestanden. Ich bin nun einmal für die Freiheit, in jeder Beziehung für die Freiheit, da sie allein mir Licht, Luft und Leben gewährt. Natürlich meine ich nicht diejenige Freiheit, mit deren Name der Liberalismus unserer Tage sich in frivoler Weise schmückt, die mit Nivellirung jedes individuellen, persönlichen, kirchlichen, confessionellen und historischen Rechtes identisch ist, und den Keim des Todes im Herzen und das Cainszeichen an der Stirne trägt, sondern für diejenige Freiheit, die mir gestattet, nach meinem innersten Selbst mich zu entwickeln, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, nach meinem Gewissen zu urtheilen und nach meinen Talenten und Meinungen mich zu äußern. Wo ich diese Freiheit finde, da wird es mir wohlgehen; wo nicht, werde ich mich fremd fühlen und dagegen ankämpfen.

Ich machte hier schon einige interessante Bekanntschaften und muß besonders hervorheben, daß alle Leute für mich in auffallender Weise rücksichtsvoll sind. Fast Jedermann, den ich kennen lerne, bietet mir an, für mich zu thun, was in seinen Kräften steht und was für mich von Interesse sein könnte. Ein Besuch, den ich der Redaction der ersten deutschen Zeitung machte, gab Anlaß zu einem kleinen Artikel in diesem Blatte über meine Instruktions-Reise durch Amerika.

Ich bin zu einem politisch sehr interessanten Moment nach Chicago gekommen; es finden nämlich in der nächsten Woche die Neuwahlen statt für sämmtliche Beamte der Stadt und der Graf=

schaft. Die größte Aufregung herrscht darum seit Wochen in allen Wahlkreisen; die Zeitungen sind von oben bis unten mit den etwaigen Hoffnungen, Muthmaßungen und Befürchtungen angefüllt; das ganze öffentliche Gespräch dreht sich um diese Frage. Wenn man bedenkt, daß hundert und vier Stellen neu zu besetzen sind, so wird man sich wohl selbst sagen können, daß das volle, allgemeine Interesse dadurch in Anspruch genommen wird. Selbstverständlich gehören alle Beamten immer nur der siegreichen Partei an. Siegen also die Republikaner, dann werden die hundert und vier Stellen mit Republikanern besetzt; umgekehrt, wenn die Demokraten die Oberhand behalten. Die Politik wird auf diese Weise nur als ein Geschäft behandelt, zum Broderwerb. Von Prinzipien und Ueberzeugungen kann darum auch wenig die Rede sein, wo die Regierung nur ein Nahrungsmittel ist. Die elendesten, schlechtesten und niedrigsten menschlichen Eigenschaften werden beim Publikum dadurch entwickelt, Alles wird Partei, Alles schaart sich um die eine oder die andere Fahne, ohne eigentlich eine Ahnung zu haben, was man vertritt, was man bezweckt; nur der Partei soll zum Sieg verholfen werden; das ist der einzige Zweck, welchem jedes Mittel heilig ist. Ganz offen gestand mir ein Redakteur, auf die Prinzipien und Ziele der Sache komme es gar nicht an, diese seien ihnen durchaus Nebensache! es handle sich nur um die bequemsten Mittel. Diese frivole Anschauung, die einem ehrlich denkenden Menschen verwerflich sein muß, herrscht hier in allen maßgebenden Kreisen, in den niederen und ungebildeteren wohl am meisten. Alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten binden die Republikaner den Demokraten auf, und umgekehrt. Es hat, man könnte sagen, ein Partei-Fanatismus die Leute ergriffen, der ihre Sinne umnebelt. In den Zeitungen liest man nichts als Schmähartikel über die Gegenpartei. Allabendlich werden in allen Theilen der Stadt wenigstens ein Dutzend Wahlversammlungen gehalten, in welchen einige gewandte oder auch nicht gewandte Redner die Masse haranguiren und den gläubigen Zuhörern vordemonstriren, wie das

ganze politische Gebäude ihrer Gegner nur auf Lug und Trug basire, ja daß die ganze Gegenpartei gar nicht existire, selbst eine Lüge sei. In unsrem Welttheil hat man doch für seine Gegner die Rücksichten, daß man sie nicht vom Fleck weg vornherein sammt und sonders für Schufte hält. Der Conservative, der gegen den Liberalen streitet, spricht ihm doch nicht gleich seinen ehrlichen Namen ab, und umgekehrt. Diese Höflichkeiten hat man hier nicht. Dermalen ist die republikanische Partei noch die herrschende in Chicago. Kein Mensch weiß, ob sie es in fünf Tagen noch ist. Am 2. November wird die große Wahlschlacht geliefert. Soviel ich bis jetzt erfahren, besteht der republikanisch gesinnte Theil hier vorherrschend aus Deutschen und aus den sogenannt besseren Elementen der Bevölkerung, während die Irländer und der niedere Theil des Volkes den Demokraten angehören, welche deßhalb mit dem Schimpfnamen „People's"=Partei belegt werden. Wenn man einige Zeit mitten unter den Parteien steht, und sich für die Sache interessirt, gewinnt man Vorliebe, sei es für die eine oder für die andere. So ist es mir auch gegangen. Im Ganzen sympathisire ich mehr mit den Demokraten, den in diesem Falle Conservativen, als mit den Republikanern, welche mehr die radikalen Elemente vertreten und sich selbst auch ganz offen die Radikalen nennen. Diese Spezifizirung ist jedoch nur eine sehr allgemeine und oberflächliche. Hier in Chicago scheint, wie ich schon bemerkte, die demokratische Partei nicht die edlere zu sein, zumal sie mit den entsetzlich verhaßten Irländern gemeinsame Sache macht. Die Republikaner vertreten im gegenwärtigen Augenblick das Deutschthum und predigen salbungsvoll, daß Alle, die noch ein deutsches Herz im Leibe verspüren, sich um ihre Fahne schaaren müßten, welche allein die heilige deutsche Sache gegen Unterdrückung der Amerikaner vertheidige.

Gleich den ersten Abend nach meiner Ankunft besuchte ich eine republikanische Wahlversammlung, welche in einem großen Bierlokal gehalten wurde. Da gab es Reden, Hurrahs, viele Phrasen und

viel Gejubel, wie man sich das leicht denken kann. Einer der Redakteure der Illinoiser Staatszeitung hatte sich zu meiner Begleitung angeboten und schleppte mich in dunkler Nacht durch die halbe Stadt nach dem Festlokal. Es war mir Alles äußerst interessant, da ich ein Bild davon bekam, wie Wahlagitationen in einer Republik betrieben werden. Alle Reden waren von Eifer erhitzt und ergingen sich in den schärfsten Ausdrücken gegen die People's-Partei. Die Zahl der Theilnehmer mag über hundert gewesen sein, meist Leute aus dem Handwerkerstand. Einer hielt eine fulminante Rede gegen die Russen und die Irländer, welche mit rauschendem Applaus aufgenommen wurde. Den Hauptkandidaten dieser Partei, einen jugendlichen General aus dem letzten Krieg, lernte ich bei dieser Gelegenheit kennen; er ist ein angenehmer, hübscher, interessant aussehender Mann und hat eine hübsche Rednergabe. Man trifft in diesem Land eine Menge und zwar verdienter Generäle, welche in jetzigen Friedenszeiten ein ganz bescheidenes bürgerliches Gewerbe treiben und gar nichts für ihre militärischen Leistungen erhalten haben. Einer hat ein kleines Spezerei-Geschäft, und die Leute, die zu ihm kommen, nennen ihn General. Von Aufgeblasenheit ist bei diesen Leuten nichts zu finden; im Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, ziehen sie sich ins Privatleben zurück und arbeiten dann wie andre Bürger. Daß bei solchen Wahlversammlungen die Pfiffigen und Gewandten die Harmlosen im Sack haben und nach Gutdünken bearbeiten, ist wohl selbstverständlich. Viele Bürger wissen ja durchaus nichts von der Sache, um die es sich handelt; sie stimmen nur für die Partei, theils aus Gewohnheit, theils aus Vorliebe, und meistentheils, weil sie so bearbeitet werden, daß sie kaum anders können. Einen erhebenden Eindruck machte mir die Versammlung aber nicht, wie Ihr Euch leicht denken könnt. Doch muß ich anerkennen, daß dieses Meeting mit größter Ruhe und Anstand verlaufen ist, ohne Zänkerei und Prügelei. Die republikanische Partei thut sich sehr viel darauf zu gut, daß es in ihren Lokalen immer ohne Spektakel

abgehe, im Gegensatz zu den People's-Leuten, bei denen es immer Skandal absetzen soll. Es wird mich nun doppelt interessiren, eine demokratische Versammlung zu besuchen, um zu hören, wie über die Republikaner der Stab gebrochen wird. Vielleicht kommt es heute Abend dazu. Morgen will ich dann einer großen öffentlichen Massenversammlung anwohnen. In fremdem Land darf man sich keine Gelegenheit entgehen lassen, um sich Einblick ins öffentliche Leben zu verschaffen. Der Wahl zu Liebe bleibe ich noch über den 2. November hier, da sich die Gelegenheit nicht leicht wieder so günstig geben wird; ich muß zugreifen, wo ich Alles finde. Ohne viele Anstrengung, ganz von selbst bekommt man hier Einblick in die politischen Räder und Schrauben, welche das Schiff des Staates treiben. Man hat nur die Augen aufzumachen und zu sehen, die Ohren zu spitzen und zu hören, so kann man Alles erfahren, was man nur will und was Interesse bietet. Solchen Parteizwist, wenn man recht bedenkt, um wie geringe Differenzen es sich dabei handelt, und wie dennoch das ganze Volk ergriffen und geschüttelt wird, finde ich sehr beklagenswerth und unwürdig; die besten Kräfte werden zur Bekämpfung und Vernichtung der anders denkenden Partei vergeudet. Nur hat diese Zwiespaltung den einen Vortheil, daß sie den öffentlichen Pulsschlag immer wach erhält und der Einschläferung und Versandung des politischen Lebens vorbeugt. Arbeitsam und geschäftig müssen einmal die Amerikaner sein, das ist ihr Naturell. Sie sammeln und gruppiren sich in Parteien, rüsten sich mit aller Macht, führen den Kampf verzweifelt bis zu Ende durch, und dann reicht der Sieger dem Unterlegenen die Hand zum Frieden, und die alte Feindschaft ist vergessen. Man könnte sagen, daß dann der ganze Kampf eine bloße Comödie gewesen sei. Vielleicht — ja! Aber die Menschen brauchen hier Kampf und Aufregung, schlafen können sie nicht; es drängt und treibt sie zum Schaffen, rastlos, als ob es gälte den Himmel zu erstürmen. Der Amerikaner ist der Antipode des Orientalen. Auf der einen Seite Alles Ruhe, Alles Stetigkeit, Alles Trägheit

Alles Gleichheit mit den Zuständen vor Tausenden von Jahren; auf der andern Seite nur fieberhafte Bewegung, keine Ruhe, nicht einen Augenblick, jede Generation neu schaffend, nichts aus dem Früheren beibehaltend. Wenn man die Pietät für das Gewesene des einen Volkes mit dem Bienenfleiß des andern harmonisch vereinigen könnte, was müßte das für herrliche Leistungen erzeugen? Vereinzelt kann ich mit den beiden Tugenden mich nicht vollkommen befreunden. Geist- und Herzlosigkeit sind die Schleppträger dieser so einseitig entwickelten Bestrebungen und Neigungen.

Das Wasser des Chicago-Flusses ist so sumpfig und übel riechend, daß es weder zum Kochen, noch Trinken und Waschen benutzt werden kann. Deßhalb hat man eine große Wasserleitung errichtet, ein wahrhaft kolossales Werk, wodurch trinkbares Wasser aus der Mitte des Sees in die Stadt gepumpt wird. Die Dampfmaschinen, die das Werk treiben, habe ich neulich besucht; sie sind von bewundernswerther Höhe. Den Wasserkanal aber konnte ich nicht sehen, weil er unterirdisch geht; er hat eine Länge von einigen englischen Meilen. Das Wasser wird in einen hohen Thurm hineingepumpt, um von dort aus sich nach allen Seiten hin zu zertheilen.

Sehr interessirte mich auch ein Tunnel von mehreren hundert Schritten Länge, welcher unter dem Chicago-River zwei Theile der Stadt mit einander verbindet. Außerdem führen über denselben Fluß etwa 5 oder 6 drehbare Brücken, welche, da ihre Joche nicht hoch genug sind, um die großen Segelschiffe durchzulassen, hundert Mal des Tages um den fest stehenden Mittelpunkt gedreht werden. Welch herrliche Einrichtung waltet hiebei, daß kein Schiff für die Passage zahlen muß, natürlich auch kein Fußgänger über die Brücken! Dieselben gehören der Stadt; die Bürger bezahlen ihre Steuern und haben deßhalb alle öffentlichen Plätze zu freier Benutzung. Und bei Allem muß man sagen, die Stadt, obschon noch ganz jung, wohl die jüngste der Erde, hat schon manche Einrichtungen, welche sie mit keiner andern theilt.

Die Hauptstraßen sind der Art, daß sie in jeder europäischen Hauptstadt als solche figuriren könnten. Hier werden nicht nur Häuser, sondern gleich ganze Straßen auf einmal gebaut. Alle Augenblicke kommt man an großem Schuttwerk vorüber und erfährt dann, daß hier eine neue Straße durch das Häusermeer gebrochen wird. Man soll die Ausdehnung der Stadt von den höchsten Thürmen nicht überschauen können. Dabei fallen mir die Kirchen ein. Ich besuchte eine; es war eine katholische im Basilikenstyl, wie die berühmte in München. Der Chor war etwas überladen, was gerade zu diesem Styl am wenigsten paßt. Außerdem fiel mir nur noch eine gothische Kirche auf, doch sah ich sie nur von außen. Im Jahre 1868 wurden allein vierundzwanzig Kirchen in Chicago gebaut. Eine Methodistenkirche war projektirt und zu sieben und dreißig tausend und einigen hundert Dollars veranschlagt. Vormittags wurde eine Collekte ausgeschrieben, gesammelt, und gegen Abend war die Summe von acht und dreißig tausend Dollars beisammen. Das ist ächt amerikanisch. Die größte Mehrzahl der Kirchen ist in so mißverstanden altkirchlichem, oder so modern geschmacklosem Styl gebaut, daß man gar nicht daran denken würde, vor einer Kirche zu stehen, wenn nicht der mehr oder minder lächerliche Thurm es verriethe.

Von Allem, was ich bis jetzt auf industriellem Gebiet in Amerika bemerkt habe, hat nichts dermaßen mein Staunen und Bewunderung erregt, als die Art und Weise, wie die Häuser gehoben und fortbewegt werden. Es klingt dermaßen märchenhaft und fabelartig, daß Ihr es vielleicht nicht glauben werdet, und daß man berechtigt wäre, es für herzlich dumm zu halten, wenn es nicht verwünscht gescheidt wäre. Es kommt sehr oft vor, daß die Straßen durch Auffüllung mit Schutt und Steinen mit der Zeit um mehrere Fuß erhöht werden. Dadurch kommen die Häuser unter das Niveau der Straßen zu liegen. Um diesen Fehler zu repariren, werden die ganzen Häuser mit allem, ich möchte sagen, mit Stumpf und Stiel aus den Fundamenten um so viele Fuß

gehoben, als gerade erforderlich sind. Das Haus wird von seinen Grundmauern abgelöst; damit es aber nicht umfalle, wird es mit Balken und Baumstämmen unterlegt, Schrauben werden angesetzt, das Haus in die Höhe gehoben und der Zwischenraum zwischen Grundmauern und Gebäude wieder zugemauert. Bei der ganzen Manipulation wird kein Nagel im ganzen Haus von seiner Stelle gerückt; Alles bleibt, wo es steht; die Beschäftigung im Haus geht so vor sich, als ob gar nichts geschehe; die drinnen wohnen, merken nicht das geringste von der Veränderung, die Baukommission garantirt sogar, daß keine Fensterscheibe zerbrochen wird. Klingt das nicht Alles wie aus „Tausend und einer Nacht“? Und doch ist es wahr. Neulich wurde ein großes Hotel mit dreihundert Zimmern auf diese Weise gehoben. — Die Gäste wurden es kaum gewahr. Da dieses Haus aber mit seinem Nachbarhaus und dieses wieder mit einem dritten verbunden war, wurde das ganze Straßenviereck auf ein Mal in die Höhe geschraubt. Zweitausend Schrauben wurden dazu angesetzt. — Nicht minder merkwürdig ist das Fortbewegen eines Hauses auf eine andere Stelle. Selbstverständlich müssen hiebei am neuen Standort ganz neue Fundamente errichtet werden. Die Fortbewegung geschieht auf Walzen. Heute Nacht begegnete ich selbst einem solchen Haus auf seiner Wanderung, d. h. es hatte schon seine Nachtstation bezogen und ruhte auf seinen Walzen vermuthlich bis heute Morgen, wo es weiter gerollt werden wird. Es soll mich nicht wundern, wenn Ihr mir kein Wort glaubt; denn es klingt zu märchenhaft, als daß man es gleich für wahr halten möchte. Aber Ihr könnt einen Begriff bekommen von dem ungeheuren Erfindungsgeist der Amerikaner und ihrer unnachahmlichen Leistungskraft. Im verflossenen Jahr wurden hier achttausend Häuser gebaut. Bei solchen Zahlen kann es Einem förmlich vor den Augen schwimmen.

Das Englische vernachlässige ich fast vollständig. Aber ich tröste mich damit, daß das Erlernen dieser Sprache nicht Zweck meiner Reise sondern nur Mittel dazu ist. Ich wende meine Zeit

lieber dazu an, mich deutsch gründlich über alles Wissenswerthe belehren zu lassen, als mich mit der Grammatik zu beschäftigen. Ich traf auch wieder einige evangelische Geistliche, die mir manchen Aufschluß über kirchliche Zustände gegeben. Man muß eben alle Leute benutzen. Mit den Geistlichen spreche ich über die Verhältnisse der Kirche, mit Redakteuren über Politik, mit Geschäftsleuten über Handel und finanzielle Verhältnisse. So erfährt man nach und nach immer mehr und mehr und findet schließlich seine Reise vollkommen durch ihre Resultate bezahlt. Es gibt kaum etwas so lehrreiches auf der Welt, als fremde Völker in ihrem Streben, in ihren Ansichten, in ihren Neigungen zu beobachten, und zu sehen, wie sie ringen und trachten nach Glück, wie sie ihr Ziel zu gewinnen suchen, welche Mittel sie anwenden und welche interessante Erscheinungen dabei ans Tageslicht kommen. Man kommt zur Erkenntniß, daß die tiefinnersten Wünsche und Bestrebungen überall auf Erden dieselben sind, daß aller Orten zu allen Zeiten die Menschen nach einem Ziel gerungen, welches außerhalb ihres alltäglichen Lebens liegt, und daß nur die Erscheinungen dieses Kampfes je nach Zeit, Geschichte und Cultur verschieden sind. Wenige nur ergreifen die richtigen Mittel um anzukommen, Millionen die falschen, denn sie knien vor Götzen. Aber opfern thun Alle; denn Alle sehnen sich nach Glück, Trost und Ruhe. Dieser Zug ist allen Menschen eigen an allen Enden der Erde. Nur wie sie's thun, darin gehen ihre Wege aus einander.

XII.

San Francisco, den 11. November 1869.

In Californien bin ich, theure Eltern; wer hätte es gedacht? In Californien, im berühmten Land des Goldes und des ewigen Frühlings, dem Eldorado aller derer, die reich und glücklich werden wollen. Seit zwei Tagen bin ich hier. Von Meer zu Meer bin

ich gereist, vom Atlantischen zum großen Pacific-Ocean, durch ganz Nordamerika bin ich seiner Breite nach gekommen, drei Tage bin ich durch die Prairie gefahren, ich habe Indianer und Chinesen gesehen, die Sierra Nevada und die Felsberge passirt, über den Missouri und den Mississippi gesetzt und bin nach einhundertund-dreißigstündiger Fahrt auf der Eisenbahn hier wohl und vergnügt angelangt. Ich kann und will Euch viel erzählen, nur Alles hübsch in Ordnung.

Der Reiz war zu mächtig, die neue, berühmte und großartigste aller Bahnen zu befahren, an den stillen Ocean zu kommen, das gepriesene Californien zu besuchen und den großen, unendlichen, noch unkultivirten Westen Amerikas zu sehen und kennen zu lernen. Dieß ist die modernste und originellste aller Reisen, die man überhaupt machen kann. Modern und originell! Diese zwei Begriffe, die sich sonst streng meiden, treffen hier friedlich zusammen. Originell ist die Fahrt mit der Pacific-Bahn; das kann man nicht leugnen. Denn mit der Bahn durch die Wohnsitze der Wilden zu fahren, das ist bisher nicht da gewesen. Modern ist sie auch; denn erst vor einem halben Jahr ist der Schienenweg von Ocean zu Ocean eröffnet worden. Ich dürfte unter die ersten meiner Landsleute zählen, die diese interessante Reise gemacht.

Ehe ich die nähere Beschreibung der Fahrt beginne, vergönnt mir noch einen kurzen Rück- und Euch einen kleinen Einblick in die letzten Tage, die ich in Chicago verbrachte. Ich schrieb schon, daß ich der bevorstehenden Wahl halber, die mich sehr interessirte, noch einige Tage länger da bliebe, als ich Anfangs dachte. Alles befaßte sich nur mit den muthmaßlichen Wahlresultaten und Agitationen für dieselben. Die Blätter wimmelten von persönlichen Beleidigungen und Schmähungen gegen den aufgestellten Gegencandidaten. Den Unterschied von Liberalen und Conservativen, Reaktionären und Fortschrittsleuten, Nationalliberalen und Großdeutschen gibt's hier nicht, da man sich um Prinzipien im Staatsleben nicht streitet. Befehdungen der einzelnen Gesellschaftsklassen gegen einander

kommen nicht vor, weil es nur eine Klasse gibt. Gegen die Kirche und Geistlichkeit wird nicht agitirt, weil die Kirche mit Staat und Politik nie in Berührung kommt.

Manche von den neu zu besetzenden Aemtern werden vortrefflich bezahlt; der Stadtschreiber z. B. erhält jährlich fünfundzwanzigtausend Dollars, eine Summe, welche sich nicht einmal aus seinem fixen Gehalt, sondern auch aus all den daran hängenden Spesen zusammensetzt. Da sich nun in Amerika Alles um den allmighty dollar dreht, so begreift man die in diesen Tagen herrschende Aufregung. Die Candidaten der vorzüglichsten Aemter lassen es sich unendlich viel kosten, mit ihrer Wahl durchzudringen, scheuen keine Ausgabe, kein Mittel, um am entscheidenden Tage als Sieger aus der Urne hervorzugehen. In erster Linie erkaufen sie die Presse, welche am Widerpart kein gutes Haar lassen darf. Dieselbe Zeitung stimmt natürlich das nächste Mal für die andere Partei, wenn sie von dieser noch besser bezahlt wird. Die persönliche Ehre des Gegencandidaten, die Ehre seiner Frau, seiner Eltern, seiner ganzen Familie wird schmählich mit Füßen getreten. Und das Alles nur für Geld. Die öffentliche Corruption hat in Amerika eine furchtbare Höhe erreicht und droht, einmal die Eiterwunde zu werden, woran der Staat sich verbluten wird.

Mit einigen Faiseurs der republikanischen Partei war ich in Berührung gekommen, wurde aber durch die Arroganz, mit welcher sie von ihrem unzweifelhaften Sieg sprachen, so abgestoßen, daß ich sehnlichst wünschte, die People's Partei möchte siegen, nur damit Jenen der Triumph entginge. — Die Politik ist durch alle diese elenden Machinationen so in Verruf gekommen, daß kein einziger ehrlicher Mensch sich mit ihr befaßt; sie gilt für ein unehrliches Geschäft. Natürlich ist der Satz, daß die Wahl den unverfälschten Volkswillen kund thue, eine leere Phrase. Die Bessergesinnten halten sich vom politischen Turnier ganz fern, und die Uebrigen werden durch die Agitationen der käuflichen Presse so am Seil dirigirt, daß schließlich einige wenige Demagogen die ganze

Bewegung in der Hand haben und nach Willkür und Gutdünken leiten. Wiederum ist es auch eine Phrase, wenn verkündigt wird, daß diese Partei und nur diese auf dem Rechtsboden fuße und das Wohl des Landes verfolge. Jedenfalls hat die People's Partei gerade so über die Republikaner gesprochen und geschrieben, wie diese über jene. Nur, weil ich die Blätter Jener nicht gelesen, hatte ich nicht Partei gegen sie genommen. Sonst nimmt man gewöhnlich Interesse für diejenige Anschauung, die man am eingehendsten explizirt bekommt. Hier tritt das Gegentheil ein. Doch hatte ich schon früher immer mehr mich zu den Demokraten als zu den Republikanern geneigt.

Am Abend vor der Wahl besuchte ich ein republikanisches Massen-Meeting und amüsirte mich ungemein, wie die vielen Hunderte von einem Erzdemagogen, einem Schwätzer sonder gleichen, sich haranguiren ließen. Er trug einen blauen Frack mit gelben Knöpfen und lief beständig während seiner Rede auf der Bühne auf und ab, gestikulirte wie ein Komödiant und trieb solchen Unsinn, daß das ganze Haus von Gelächter erschallte. Dabei sprach er gar nicht von den Tendenzen seiner Partei, über deren Vorzüge vor denen der Gegner, sondern erzählte kleine, spaßhafte Anekdoten aus seinem Leben. Die Zuhörer amüsirten sich königlich und applaudirten nach Herzenslust. Der Bevölkerung Chicago's zum Lobe muß ich gestehen, daß die Wahl selbst ganz ruhig und ohne jeden Exceß verlief. Einige Wahlplätze besuchte ich und sah zu, wie die Wähler ihren Zettel in die Urne warfen, wobei einige schwören mußten, daß sie noch an keinem andern Ort ihre Stimmen abgegeben. Auch mir wurden von verschiedenen Agenten, die mich wohl für einen noch unschlüssigen Wähler hielten, Wahlzettel mit den Candidaten ihrer Partei beschrieben in die Hand gedrückt. Selbst am Wahlplatz noch vertheilen die Hauptführer Papierstreifen, welche so eng und verschlungen bedruckt sind, daß es unmöglich wäre, irgend einen Namen auszustreichen und durch einen neuen zu ersetzen. Viele, die um die ganze Wählerei sich wenig bekümmern

oder überhaupt schwanken, lassen sich im letzten Moment durch ihnen aufgenöthigte Stimmzettel für diese oder jene Partei bestimmen. An den Urnen standen die Wahlmänner beider ruhig neben einander, ohne sich im geringsten zu insultiren. Der ganze Vorgang war ernst und würdig. Einige Wagen fuhren durch die Stadt mit geschmückten Pferden und Musikanten darin; letztere mußten an den Wahlplätzen aufspielen. Ein solcher Wagen der People's Partei hatte einen großen Besen aufgesteckt, um damit anzudeuten, daß die bis dahin herrschende republikanische Partei aus dem Stadthaus hinausgefegt werden sollte. — Und so kam es auch. Als es Abend geworden, hatte die Volkspartei allerorts mit einer Majorität von fünftausend Stimmen gesiegt. Mich freute es, daß es so kam, obgleich es mich gar nichts anging. Selbst das Wohl und Wehe der Stadt wird wenig dadurch alterirt, ob diese Partei oder jene am Ruder sitzt. Jede will nur Geld machen; darauf läuft Alles hinaus. Der Zweck meines Aufenthaltes in Chicago war erreicht, und ich konnte getrost abreisen. — Natürlich hatte ich auch meine Anwesenheit zur Durchwanderung der Stadt nach allen Seiten hin benützt und vieles Interessante gesehen. Alle Herren, die ich kennen lernte, wetteiferten mit einander, meinen Aufenthalt interessant und angenehm zu machen. — Einige großartige Brauereien nahm ich in Augenschein und wurde besonders aufmerksam auf die Keller ober der Erde („überirdisch" kann man doch wohl von einem Bierkeller nicht sagen), die hier allgemein üblich sind und viel billiger sein sollen als die unter der Erde gegrabenen. Die Decke des Kellers ist eine Platte von Eisenblech, worauf das Eis mehrere Fuß hoch aufgeschichtet ist. Die kalte Luft, dem Naturgesetz gemäß immer nach unten drückend, zieht darum immer in den Keller und erhält das Bier stets in kühler Temperatur, welche nach dem Thermometer höher oder niederer gestellt werden kann.

Einen ungeheuren Platz nimmt der Stock-Yard ein, das Transportlager des Schlachtviehes. Dasselbe ist in vierundzwanzig

Bezirke getheilt, von denen jeder wieder mehrere Straßen hat; man könnte darum sagen, daß ein ganzer Stadttheil von Viehställen eingenommen ist. Das Vieh steht unter freiem Himmel in hölzernen Umzäunungen; Alles, was von diesem Artikel durch Chicago getrieben wird, oder was im Handel und Verkehr hier aus- und eingeht, muß den Stock-Yard passiren. Er gehört der Stadt, und wer ihn benutzt, muß eine Taxe dafür entrichten. Chicago ist nämlich das Haupt-Emporium für den ganzen Westen; von allen Staaten laufen strahlenförmig die commerciellen Fäden hier zusammen. Diese Stadt hat eine große Zukunft, der Anfang, den sie genommen, ist glänzend. —

Jetzt freue ich mich auch, Euch erzählen zu können, daß ich selbst am letzten Tage ein Haus gesehen habe, welches ohne alle Verbindung mit den Grundmauern frei auf Schrauben 8—10 Fuß über der Erde stand. Sonst würdet Ihr mir wohl nicht geglaubt haben, wenn ich nicht als Augenzeuge reden könnte. — Denkt Euch, Chicago hat auch eine Bilder-Gallerie und zwar einige sehr schöne Gemälde. Besonders gefiel mir ein Ausbruch des Vesuv mit wundervoller Schneebeleuchtung. Ob aber in der Nähe des Vesuvs jemals Schnee fällt, weiß ich nicht zu beurtheilen. Sonst wird in Chicago den Musen freilich wenig geopfert, gerade wie in allen andern Städten der neuen Welt. Es ist eine sogleich auffallende Erscheinung, daß die Leute hier zu Lande ungeheuer industriell sind, eine Arbeitsamkeit entwickeln, die geradezu Staunen erregt, und daneben gar wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft. Es geht den Amerikanern wie Faust's Wagner: „Du bist Dir nur des einen Triebs bewußt"; und man möchte ihnen so gerne zurufen: „O lerne ja den andern kennen!" wenn es nur etwas helfen möchte. Mit diesem Riesenfleiß geht aber die Habsucht und Geldgier Hand in Hand. Ich glaube, daß diese Manie ansteckend ist und geradezu in hiesiger Luft liegt. Es werden nämlich alle Leute davon erfaßt. Eine Frau klagte mir neulich, daß hier alle Menschen so entsetzlich gewinnsüchtig seien, setzte aber dann hinzu,

sie wolle nach Californien auswandern, weil die Frucht dort besser gedeihe. Auf meine Frage, wie es denn komme, daß sie den materiellen Geist Amerika's beklage und doch selbst, obgleich in günstigen Verhältnissen, nach weiterem Gewinn trachte und darum fortziehen wolle, erwiderte sie, sie könne nicht anders, sie müsse rastlos nach mehr und mehr ringen; es treibe sie dazu, ohne daß sie es wolle. Die enormen Hülfsquellen, die unversiegbar scheinen, erzeugen diesen unwiderstehlichen Drang nach Reichthum und Geld. Das ist die größte Klippe für Amerika und das größte Laster. Aber die unvergleichliche Größe dieses Landes, von der alle Nationen der Welt lernen sollten, liegt in der Energie und Arbeitsamkeit, die Legionen Städte gerade aus der Erde stampft, die Berge ebnet, alle Länder mit Schienen überzieht, ganze Straßen aus dem Boden herausschraubt und vor keiner noch so unmöglich scheinenden Unternehmung zurückschreckt. Diese Eigenschaften verbunden mit den zaubervollen Schönheiten der Natur, umgeben das Land mit einem leuchtenden Schimmer und stellen Amerika zum Vorbild hin, woran alle Welttheile lernen können, was des Menschen Fleiß und Kraft vermag. Ihr könnt aus alle dem entnehmen, welch ein Interesse mir die Erscheinungen des öffentlichen Lebens einflößen. Ich habe diesen Erdtheil von Osten nach Westen durchwandert und an allen Orten die Spuren rastlosen Fleißes entdeckt, einer Thätigkeit, von der man bei uns in Deutschland keine Ahnung hat. In Chicago kam ich an einer hölzernen Kirche vorüber, an deren Thurmspitze gerade gearbeitet wurde. Meine Begleiter sagten, als sie vor vier Wochen da gewesen, habe man noch an den Grundmauern gearbeitet. Längs des Michigan-Sees, fast unmittelbar am Wasser, läuft die schönste Straße der ganzen Stadt, Michigan-Avenue; prächtige Villen zu hunderten schmücken dieselbe. Man beabsichtigt jedoch, sie zur Geschäftsstraße zu machen wegen ihrer günstigen Lage am Wasser. Natürlich müßten die Villen in diesem Falle abgerissen werden. Man findet gar nichts dabei und meint, die könnten an einer

andern Stelle ebenso gut wieder aufgebaut werden. Straßen werden durchbrochen und verlegt, wie bei uns ein Zaun um einen Garten. Es gibt keine Schwierigkeit, wenn es sich um Erreichung eines gesteckten Zieles handelt. Der Wille, die Ausdauer des Amerikaners reißen alle Schranken nieder. Niemand versteht besser sein Brod zu verdienen, als er; aber Niemand weiß auch weniger es zu genießen, als er. Er schafft ruhelos ohne Ende, nicht um in Frieden die aufgehäuften Schätze zu verwerthen, sondern nur, um immer noch mehr zu sammeln. Der Gewinn ist ihm nicht Mittel zu sorgenfreiem unabhängigem Leben, sondern Zweck des Lebens selbst. Und wie es im Einzelnen geht, so steht es im Großen auch mit der Nation und dem ganzen Lande. Amerika ruht nicht auf dem Piedestal einer großen ruhmreichen Geschichte wie die Staaten Europas, die zehren können von den seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätzen in Kunst, Wissenschaft, Ruhm, Erfahrung. Amerika ist in die Wildniß hineingegründet, als Pionier, mit der Mission, das Land zu bauen und zu kultiviren, dem Boden seine Schätze zu entlocken und Sitte und Civilisation in die Länder der Barbaren zu pflanzen. Das ist die Aufgabe Amerikas, und diese Aufgabe wird gelöst. Unabläßig zu schaffen und zu graben, das ist die welthistorische Mission der Vereinigten Staaten, wie ich sie nämlich auffasse. Jedes Land hat doch in der Geschichte seine eigene Sendung; und je nachdem es dieselbe mehr oder minder erfüllt, nennen wir einen Staat groß. Erfüllt er die ihm [illegible] der Geschichte gesteckte Aufgabe nicht, so muß er in Trümmer gehen, und eine andere Nation wird auf seinem Grabe ihre Fahne aufpflanzen und sein Erbe verschlingen.

In den letztverflossenen Monaten lernte ich zum ersten Mal öffentliches Leben kennen, öffentliches Thun und habe meine ganze volle Theilnahme und das wärmste Interesse demselben gewidmet. In Amerika wird es dem, der dafür empfänglich ist, ungemein leicht, einen Einblick in das Volksleben zu gewinnen, weil Alles offen da liegt wie ein aufgeschlagenes Buch. Jedes Lokal, jedes

Institut, jedes öffentliche Gebäude, jede private gemeinnützliche Unternehmung verschließt ihre Pforten nicht dem Publikum, sondern öffnet sie für Alle, die eintreten wollen. Auch sind alle öffentlichen Erscheinungen hier in den größten Proportionen, darum sind sie leichter zu ergründen, und ihre Vortheile und Mängel treten mehr an die Oberfläche. Ich glaube, daß deßhalb keine Reise nach irgend einem Ort der Welt von lehrreicherem Interesse sein kann als die nach den Vereinigten Staaten.

In Wien wurde ich durch militärische und sonstige Standes-Exklusivität davon abgehalten, mich in die Volksklassen zu vertiefen und zu lernen und zu sehen, wie es in den niederen Ständen zugeht. Es mangelte mir wohl auch der Sinn und die Neigung dafür, weil sie nie nach dieser Seite hin gerichtet worden waren. Die niederen Stände sind aber in heutiger Zeit mehr oder minder eine soziale und auch politische Macht geworden — ob man das gut findet oder nicht — gleichviel, es ist einmal so. Darum ist Alles, was sich auf die öffentlichen Zustände des Volkes bezieht, lehrreich für die Menschen, die Alles gern von Grund aus erörtern wollen, die nicht nur beim Erkennen der Erscheinungen stehen bleiben, sondern sich auch fragen: warum? wie? wohin? Ich bin nun einmal, soll ich sagen, so glücklich oder so unglücklich, bei Allem nach Ursache und Wirkung zu fragen. Unter allen Studien, die es gibt, von allen Wissenschaften auf Erden ist die Kenntniß und Erkenntniß der Menschen und ihrer innersten Triebfedern jedenfalls die anziehendste, reichste und am wenigsten zu ergründende, weil die Erscheinungen zu mannichfaltiger Art sind und zu reich, um sie vollkommen zu erschöpfen. Und ob dieser Born der Erkenntniß nie ganz ergründet werden kann, so ist der Durst nach seiner frischen Quelle doch sicher ein wohl erlaubter; und nirgends kann dieser Durst mehr gestillt und gelöscht werden als hier, wo das öffentliche Leben einen großen mächtigen Strom bildet.

Am Tage vor meiner Abreise kaufte ich in Chicago das

Eisenbahnbillet bis San Francisco und zahlte dafür hundertunddreißig Dollars, ein hübsches Sümmchen, aber nicht zu viel für das Panorama, das sich vor meinen Augen entfaltet. Den 3. November Vormittags 10 Uhr stieg ich ein im Bahnhof der Chicago- und Rock-Island-Bahn. Ich hatte einen Sitz im sogenannten Sleeping-Car (Schlafwagen) belegt und genoß alle nur erdenkbaren Bequemlichkeiten. Man fühlt sich in diesen Waggons vollkommen zu Hause und entbehrt nichts vom gewohnten Lebens-Comfort; außerdem kann man durch den ganzen Zug von einem Wagen zum andern gehen und spürt fast gar nichts von den Ermüdungen einer sonstigen Eisenbahnreise. Zu den Mahlzeiten wurde mehrmals des Tages an gewissen Stationen gehalten, wo man reichlich, aber auch ziemlich theuer verköstigt wird. Staunen muß man, wenn man erwägt, daß alle Lebensmittel aus weiter Ferne in die kleinsten Stationen herbeigeschafft werden müssen. Von alle dem hat man in Deutschland keine Ahnung. Wie müde wurde ich immer durch die kurze Reise von Erbach nach Wien, die doch nur sechsundzwanzig Stunden währte — und hier fuhr ich sechs Tage und fünf Nächte ununterbrochen und spürte wenig Müdigkeit. Ich hatte mir viele Lektüre mitgenommen, welche mir oft die langen einförmigen Stunden in öden Gegenden hinbringen half; doch kann ich über eigentliche Langweile nicht klagen, obgleich ich fast gar keine Bekanntschaften mit meinen Reisegefährten schloß. Ich fühle durchaus kein Bedürfniß, mit fremden Leuten auf der Reise zu reden und war in der That recht froh, einmal ein Paar Tage schweigen zu dürfen. Ich verfolge vielfach andere Interessen und einen anderen Reisezweck, und habe größtentheils andre Anschauungen als die übrigen Passagiere; und sich auf die üblichen Reisephrasen zu beschränken wäre doch zu entsetzlich, um nur überhaupt daran zu denken. So verlebte ich meine sechs Tage sehr schweigsam, nur dann redend, wenn mich Jemand zufällig ansprach; von selbst habe ich mich an Niemand gewendet. Meine geringe Gewandtheit im Englischen vermehrte noch meine Zurückhaltung. Sehr amüsirte

mich stets die sehr gemeinschaftliche und öffentliche Toilette von Herrn und Damen, welche sich alle Morgen erneuerte. Meine Schlafgefährtinnen waren meistens alte Damen — Honny soit, qui mal y pense — d. h. ich lag im oberen Bette, sie im unteren, und wir beunruhigten einander nicht im geringsten. In der Frühe wird nach und nach aufgestanden und ebenso der Reihe nach zum gemeinschaftlichen Waschtisch mit ebenso gemeinschaftlichem Handtuch und gemeinsamem Glas gegangen. Des gräßlichen, Alles durchdringenden Staubes halber ist das Waschen stets eine große Wohlthat. Vorzüglich schlafe ich immer in den Eisenbahnbetten; das Wiegen und Klappern lullt mich prächtig ein. Stunden lang stand ich an der Hinterseite des letzten Wagens auf der Treppe oder saß sogar auf den Stufen derselben, ein Unterfangen, welches in Europa für höchst gefährlich gelten und sofort durch den Conducteur in barschester Weise eingestellt würde. Hier bekümmert sich Niemand darum, und Niemanden geht es etwas an; man thut, was man will. Sonnenauf- und Niedergang versäumte ich niemals zu sehen. Morgens konnte ich es kaum erwarten, bis die Sonne heraufkommen wollte; denn auf den Prairieen und in den Felsbergen war es zuweilen in der Frühe schauerlich kalt. Abends that es mir immer leid, wenn sie schon um halb sechs unterging. Da lag denn der lange dunkle Abend vor mir, der oft gar kein Ende nehmen wollte. Vor 8½ Uhr kann man sich doch schicklicher Weise nicht zu Bett legen, und immer waren es noch drei Stunden bis dahin. Für diese große Eisenbahnreise ist die Jahreszeit jetzt schon zu weit vorgerückt, man muß zu lange im Dunkeln fahren und versäumt dadurch oft die schönsten und romantischsten Punkte. Auf der langen Fahrt war mir nur eins fatal, das ewige Geschrei einiger kleiner Kinder, die immer dann aus Bosheit kreischten, wenn die Eltern nicht sogleich ihren Willen thaten. Es gibt wenig Dinge, die so nervös machen als beständiges Kindergejammer.

Gleich bei Chicago beginnt die Prairie, so daß man sagen

kann, Chicago liege selbst darin. Die Bahn fährt in vollkommener Ebene anfangs durch ziemlich kultivirtes Land; dann hört der Anbau nach und nach auf, und die unendliche mit Gras, das hier schnell verdorrt, bewachsene Fläche breitet sich etwa tausend Meilen weit der Länge nach aus. Ich war unendlich gespannt, zum ersten Mal die viel gerühmte Prairie zu befahren. Doch muß ich sagen, daß ich gar nichts Schönes daran finde. Eine öde Fläche ohne einen einzigen Baum oder sonstige Vegetation hat nichts Erhebendes und Gefälliges; nur in Anbetracht der unermeßlichen Proportionen kann man staunen. Wir fuhren nämlich über drei volle Tage durch die trostlose Gegend; der Zug kam mir vor wie eine durch die Wüste rasende Karavane. Wie entsetzlich lang und schleppend muß nicht eine Reise zu Pferd oder zu Maulthier durch solche Steppen sein. Das Auge hat niemals eine Abwechslung, das Haupt nie Schatten. Es erfordert eine besondere Begeisterung, eine Tour derart zu unternehmen.

Von Büffeln erwartet Ihr zu hören. Leider sah ich keine; sie haben sich schon fast alle von der Bahn zurückgezogen, wiewohl man zuweilen noch ganze Heerden zusammen erblicken soll. Einige Antilopen gewahrten wir in der Ferne; doch kann ich auch von diesen weiter nichts sagen, als daß ich sie gesehen habe. Obschon ich aber sehr Vieles nicht gesehen habe, gewährte es mir doch ein außerordentliches Vergnügen durch die Prairie zu dampfen; ich möchte die Erinnerung um keinen Preis missen. Die ungeheuren Dimensionen der Landschaft imponirten mir gewaltig, nicht minder der Bau der Bahn durch dieselbe.

Am Abend des ersten Tages, als die Sonne unterging, fuhren wir bei Rock-Island über den Mississippi, der hier von einer großen, massiven, aber in allen Fugen knarrenden Brücke überspannt ist. Stolz und mächtig strömt er dahin, gleichsam seiner Größe und Bedeutung sich bewußt. Damals sah ich ihn nur für einen Augenblick, doch denke und hoffe ich in einigen Wochen seine nähere und

vertrautere Bekanntschaft zu machen, wenn ich von St. Louis nach New-Orleans im Dampfschiff fahren werde. Es ist etwas Herrliches um einen so gewaltigen Strom, der Generationen und Völker um sich kommen und schwinden sieht und immer in derselben Majestät seine Fluthen weiter wälzt. Den andern Morgen, etwa nach vierundzwanzigstündiger Fahrt, kamen wir nach Council-Bluffs, der Endstation dieser Bahn. Dieser Platz ist berühmt durch eine Unterredung, welche einst zwischen indianischen Häuptlingen und Abgesandten der Vereinigten Staaten hier gepflogen wurde. Von da datirt auch der Name. Auch brachten die Mormonen nach ihrer Vertreibung aus Illinois auf dem Wege nach dem Thal des großen Salzsees einen Winter da zu. Wir mußten hier aussteigen, wurden rasch in große vierspännige Omnibusse verladen (wobei ich so glücklich war, einen Platz auf dem Bock zu erobern, jedoch sehr empfindlich frieren mußte) und an das Ufer des nahen Missouri gebracht, um mit einem Dampfer an das jenseitige Ufer übergesetzt zu werden. Ueber den Missouri existirt nämlich keine Eisenbahnbrücke, seine Wasser sind zu gefährlich und wechseln alle Paar Tage das Strombett, so daß schon das Bauen die größten Schwierigkeiten hat. Das Bett ist sehr breit, hatte aber damals nur wenig Wasser. Die großen Omnibusse wurden sämmtlich auf die Dampffähre verschifft; dann dauerte es noch sehr lang, bis alles Gepäck richtig verladen war, und schließlich ging's los. Ich in meiner schwindelnden Höhe hatte die größte Mühe, hinauf und hinunter zu kommen. Auf dem rechten Ufer des Missouri liegt die Stadt Omaha. Hier beginnt die Union-Pacific-Bahn, welche 1100 Meilen lang durch Prairie und Felsberge bis Promontory Point in der Nähe des großen Salzsees sich hinzieht; dort am Anfang der Sierra Nevada beginnt die Central-Pacific-Bahn, welche in Sacramento an die Centralbahn von Californien sich anschließt. Auf der Union-Pacific-Bahn fuhren wir etwa fünfundfünfzig Stunden. Durch die Region der noch wilden Prairiehunde kamen wir leider bei Nacht. Im Ganzen kann ich, wenn ich mir auch

noch so viel Mühe gebe, von der Fahrt durch die Prairie nichts Besonderes erzählen; die Gegend hat unaufhörlich denselben Charakter, Ereignisse hatten wir nicht, das Leben im Waggon habe ich schon beschrieben; außerdem ist es nicht meine Stärke, über Gegenden, Stationen, Flüsse und Berge viel zu sagen. Wenn wir so eilend dahinfuhren, immer gegen Abend zu, und der Himmel von der scheidenden Sonne blutroth erleuchtet war, und dann immer blässer und blässer ward, bis endlich auch die letzten Strahlen erloschen waren, und die ganze Färbung in einförmiges Grau überging, dann fiel mir oft die so häufig deklamirte Stelle ein:

„O wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein."

Dieser Wunsch war hier herrlich in Erfüllung gegangen, herrlicher, als ich je zu hoffen gewagt. Was mag es auch schöneres geben, als Reisen und Wandern durch die weiten Räume des Erdballs! Es mag sich wohl ganz seltsam geheimnißvoll ausnehmen, wenn durch die kahle Wüste in finstrer Nacht ein schnaubender Zug hinbraust und einen glühenden Streifen zurückläßt, gleich der Feuersäule, worin der Herr die Kinder Israel des Nachts den rechten Weg geleitet. — An einem dieser Abende sah ich die ersten Indianer dieser Gegend. Es kamen ein Mann und seine Frau an die Bahn und waren selbstverständlich das Ziel der allgemeinen Neugierde. Beide waren in ein Bärenfell gewickelt und zwar so fest, daß die Hände nur wenig Spielraum zur Bewegung hatten; der zottige Theil des Felles war nach innen gewendet. Er trug seine Haare ganz kurz geschoren, hatte nur in der Mitte einen langen Büschel stramm und steif in Gestalt eines Hahnenkamms gelassen; ihr hingen die Haare lang und ungekämmt übers Gesicht. Unter ihrem Fell schien sie nicht mehr viel zu tragen; denn eine plötzliche Bewegung enthüllte die nackten, schmutzigen Schultern und Arme. Beide waren eklig und bettelten um Almosen, was ihnen

auch vielfach gewährt wurde. Schließlich wollten sie zwei Stationen weit mitfahren; sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihren Wunsch dem Conducteur begreiflich zu machen. Er verstand sie lange nicht, und als er ihnen endlich ihre Bitte gewährte, war es schon zu spät. Der Zug fuhr fort, noch ehe sie einsteigen konnten. Die Armen mußten ihren Weg zu Fuß machen und sahen uns traurig nach. Auch uns Allen that es leid; wir hatten uns über diese originelle Begleitung schon sehr gefreut; wir wollten sie sogar in den Salon-Wagen aufnehmen. Diese waren übrigens die einzigen von allen Rothhäuten, die noch ein gewisses stolzes, selbstbewußtes Ansehen hatten; sie sahen noch aus wie wilde Menschen; die Uebrigen kamen mir alle vor wie Affen. Noch viele sahen wir im Verlauf der Reise, aber alle entsetzlich eklig. Scheußlich bis zur Grimasse, schmierig wie aus Cloaken gezogen und thierisch, noch unter dem Affen. — Das sind die Eindrücke, die ich von ihnen empfangen. Wenn diese Race ausstirbt, ist es wahrlich kein Verlust für die Menschheit. Ich hatte gar keinen Begriff, daß es so häßliche Menschen geben könne und war ganz entsetzt. Viele haben noch dazu das breite aufgedunsene Gesicht mit ziegelrother Farbe beschmiert, was so entsetzlich aussieht, daß man davor ausspeien könnte. Wären sie noch in ihrer eigenen originellen Tracht, so hätte ich mir manches gefallen lassen; so aber trugen sie nur die elendesten Fetzen und Lumpen ehemals civilisirter Kleidungen und erhöhten dadurch ihre Häßlichkeit nicht wenig. Sie liefen beständig von Wagen zu Wagen und bettelten um Schnaps und Tabak. Erhielten sie etwas, so verklärte sich für einen Moment das ausdruckslose Gesicht. Die Weiber trugen ihre Kinder auf dem Rücken, fest in einen Kasten hineingewickelt, so daß sie gerade aussahen wie Mumien, auch gerade so braun und so übel riechend. Die einzige Schönheit dieses Volkes besteht in ihrem pechschwarzen Haar; nur hängt es den Weibern dermaßen zerzaust ins Gesicht herein, daß man sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen kann, daß man Weiber vor sich habe. Die Männer trugen meist einen

europäisch geformten Hut und einen großen wollenen Teppich um die Schultern. Einer war ziegelroth angemalt und hatte einen ziegelrothen Teppich umgehangen. Seine schwarzen Haare fielen lange herab. Er sah aus wie eine bereits angebrauchte Siegellack-stange. Dabei lehnte er regungslos an eine Säule, und sein Gesicht hatte einen schwermüthigen, traurigen Ausdruck. Dachte er vielleicht, daß die Zeiten seines Stammes vorüber seien, und betrauerte er, daß der weiße Mann ihn um die Herrschaft des Landes gebracht, die seine Väter Jahrhunderte lang ausgeübt? Oder dachte er an Schnaps und Kautabak? Ich konnte es nicht ergründen, sein Gesicht behielt den nämlichen Ausdruck unverwandt. Da lobe ich mir doch die in unsrer Heimath so viel geschmähten Zigeuner. Sie sind zwar gleich schmutzig und diebisch wie die Indianer und haben auch keinen festen, dauernden Wohnsitz. Aber der Zigeuner hat das herrliche Auge, die prachtvollen Zähne, und die Frauen oft von wundervoller Schönheit, und so stolz die Männer. Da ist Alles Leben, unverwüstliche Spannkraft, eine Heiterkeit der Lebensauffassung, wie man sie nirgends findet, und doch dabei oft der unendlich melancholische Blick. Der Zigeuner wandert über die ganze Erde und fühlt sich zu Hause, wo er gerade seine Hütte aufschlägt; der Indianer ist nicht einmal in seinem eigenen Vaterland zu Haus. Er schleicht dahin, als ob er nur geduldet wäre und kein Recht anzusprechen hätte. Der Zigeuner ist ein Bürger aller Orten, ist der wahrste Kosmopolit; der Indianer, nur mit anderen Völkern in Berührung gebracht, wird von ihnen zersetzt wie schlechtes Metall von der ätzenden Säure.

Allmählich kamen wir in die Felsberge hinein, was sich an der merklich kälteren Temperatur fühlbar machte. Die Gegend blieb ziemlich dieselbe, öder Grasboden ohne jeden Baum und Strauch. Die Steigung ist sehr allmählich, so daß man glauben könnte, man fahre in der Ebene fort. Es erscheint auch die ganze Gegend rings umher ziemlich eben, nur hie und da gewahrt man am Horizont eine zackige Bergkette. Die Bahn zieht sich an den höchsten

Punkten über 8000 Fuß über dem Meere hin. Die Felsgebirge, wenigstens die erstaunlich langen Strecken derselben, die wir passirten, bilden eigentlich mehr ein ungeheures Plateau, wo man nur hie und da in weiter Entfernung Berge, Spitzen und Kuppen bemerkt. Wie wir auf diese bedeutende Höhe hinauffuhren, so fuhren wir auch wieder herab, ziemlich unmerklich. Am westlichen Abhang des Gebirges hatten wir einige wahrhaft romantische Puncte zu passiren, indem die Felswände manchmal wie auseinandergerissen sich zackig anstarren und enge Schluchten bilden, auf deren dunkler Sohle der Zug hinbrausen muß. Ich mußte dabei zuweilen an die Doré'schen Illustrationen der Hölle denken. Alles so nackt, so kahl, so trostlos, so unwirthlich! Diese Stellen tragen sämmtlich Namen, die dem Teufel entliehen sind, als Teufelsschlucht, Teufelssturz, Teufelskette, Teufelskanzel. In der Nacht würde man hier einen gelinden Schauer verspüren. Ein kleiner murmelnder Bach schlängelt sich durch diesen öden Felsenraum; er gleicht dem Styx; man vermißt nur den Fährmann mit seinen Schatten. Den großen Salzsee im Staate Utah berührten wir an wenigen Stellen; er hat sehr flache Ufer, im weiteren jedoch eine sehr schöne Umgebung. Von einer kleinen Station aus, Ogden, wird jetzt nach der Mormonenstadt eine Eisenbahn gebaut. Ob dieselbe nicht dem ganzen Mormonenthum den Todesstoß geben wird, da sich dasselbe doch nur in der Abgeschlossenheit von der Welt erhalten kann? Die Fahrt nach Salt-Lake-City verspare ich mir für den Rückweg, bis ich Empfehlungsbriefe für den Propheten haben werde. — Endlich, am vierten Abend unsrer Fahrt, kamen wir nach Promontory Point, der Endstation der Union-Pacific- und Ausgangspunkt der Central-Pacific-Bahn. Nun beginnt der schönste Theil der ganzen Reise. Wir sind unweit der Sierra Nevada, jenem wunderbaren Gebirg, dem vielleicht kein andres auf Erden zu vergleichen ist. Bilder sah ich wenigstens in großer Anzahl von Bergen und Thälern dieser Sierra, deren Schönheit alles bisher Gesehene übertrifft.

In Promontory wurde am 10. Mai dieses Jahres ein seltnes

Fest gefeiert. Aus allen Staaten und Gegenden Amerika's hatte sich an diesem Tage an diesem kleinen Flecke eine imposante Menschenmenge versammelt. Zwei Lokomotiven, eine von Osten, die andre von Westen, hatten die Gäste hierher gebracht; die beiden geschmückten Züge fuhren nahe zu einander; es wurden Fahnen geschwenkt, laute Hurrahs ausgebracht und manche Festreden gehalten, und dann der letzte, goldne Nagel in die letzte Schiene der nun vollendeten Pacific-Eisenbahn eingetrieben. Dies war die Eröffnungsfeierlichkeit des ungeheuren Unternehmens. Der goldne Nagel stand mit Telegraphendrähten in Verbindung, und als er eingeschlagen wurde, erfuhren es in derselben Sekunde alle Völker der Erde, daß die neue Weltstraße, mit der hienieden keine zu vergleichen ist, dem Verkehr der Nationen übergeben sei, und alle Glocken aller Kirchen aller Städte erhoben ihre Stimmen, um Gott dafür zu loben und um die Kunde an allen Orten laut werden zu lassen. Dieser Moment muß erhebend gewesen sein. Ich begeistere mich nicht leicht für industrielle Unternehmungen und vor allem nicht für Dampfmaschinen; aber das Große kann ich nicht umhin, wo ich es auch finde, anzuerkennen. Von welcher ungeheuren Wichtigkeit die endliche Ausführung des lang gehegten Projettes ist, wird man ermessen können, wenn man bedenkt, daß die ganze Verbindung der östlichen und westlichen Staaten der Union durch Panama oder um die südlichste Spitze Südamerikas gehen mußte. Jetzt erst kann die Centralregierung einen vollgewichtigen Einfluß auf die Weststaaten ausüben, kann sie überwachen, leiten, zur Ordnung verweisen und vorkommenden Falles durch ihre Truppen zum Gehorsam zwingen. Alle Produkte des Westens werden jetzt dem Osten zugänglicher und müssen nicht mehr den entsetzlichen Umweg über Cap Horn oder China nehmen. Endlich wird jetzt auch der ferne Westen der Union civilisirt werden; denn überall wo Eisenbahn ist, siedeln sich auch Menschen an. Seit Beginn des Baues sind schon Städte entstanden, die jetzt 18000 Einwohner zählen. Ganz das umgekehrte Verhältniß wie in Europa. Dort sind die

Eisenbahnen der Gipfelpunkt modernsten Fortschrittes und die höchste Blüthe der Civilisation; hier will man das ganz unkultivirte Land mittels der Eisenbahn bauen und urbar machen. Und welche Vortheile bietet es der Union, wenn die bis jetzt noch schlummernden, in der Erde ruhenden Schätze gehoben werden und hundertfältige Früchte bringen! Aber die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Unternehmens finde ich darin, daß durch Vollendung dieses Riesenbaues eine Schranke mehr gefallen ist von denen, welche die Völker der Erde in unsinniger Verblendung seit Jahrtausenden von einander geschieden. Die ersten Spuren dieser Trennung sind schon bei der Sprachverwirrung am Thurmbau zu Babel zu suchen. Es erhellt unwiderleglich, daß die Trennung und Spaltung in Nationen, Staaten und Völker lediglich eine Strafe Gottes für die sündige Menschheit, keineswegs aber der natürlich angemessene Zustand für die Menschheit sei. In unsrem Zeitalter gibt sich nun auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein mächtiger, nicht aufzuhaltender Drang nach Einigkeit kund, nach Gemeinsamkeit, nach Anschluß der Einzelnen an ein großes Ganze. Für jedes noch so geringe, unbedeutende Unternehmen bildet sich sogleich ein Verein; alle wohlthätigen, gemeinnützigen Anstalten sind in Händen von Vereinen; jede politische und religiöse Schattirung hat ihre eigenen Congregationen. Es ist dies ein öffentliches Zugeständniß aller Menschen, daß alle großen Leistungen nicht durch Isolirung sondern durch festes, inniges Zusammenhalten Aller zum Ziel geführt werden können. Die Schranken der Nationen fallen, Gott Lob! immer mehr und mehr. Die Völker fangen an, sich nicht mehr in erster Instanz als Franzosen, Deutsche u. s. w. zu fühlen, sondern sie lernen mehr und mehr die Wahrheit erkennen, daß sie alle eines Stammes sind. Vieles und Großes ist in den letzten Jahren auf diesem Gebiete geschehen; China und Japan sind aus ihrer versteinerten Abgeschiedenheit herausgetreten und haben ihren mehrtausendjährigen Wahn allmählich fallen lassen. Missionen ziehen nach allen Richtungen der Erde, um für einen Hirten und eine

Heerde zu wirken und rastlos darum zu streiten. Wo heut zu Tage eine Eisenbahn geht, da kann es keine starre Abgeschlossenheit mehr geben, es muß Alles dem Gemeinsamen dienen. Wie der Zug Alexanders nach Indien die Straße nach jenem fernen, unentdeckten Land ausgefunden und geebnet, auf welcher mehrere Jahrhunderte später die Boten des Evangeliums in die düstere Heidenwelt hinein ziehen konnten, so kann auch diese neue Straße endlich nach den fernsten Winkeln, wo nie ein Lichtstrahl hin gedrungen, die segensreiche Mission und Botschaft des Christenthums bringen und einen weiteren Stein beitragen zum Tempel Gottes auf Erden, ein Schritt weiter sein auf jenem Weg, zu jenem Ziel, welches uns als Endverheißung verkündigt ist: auf daß sie Alle Eins seien.

Was man früher für unmöglich gehalten, sah ich hier leibhaft vor Augen: alle Menschenracen in friedlichem Verkehr. An manchen Stationen traf ich Weiße, Chinesen, Schwarze und Indianer; sie alle trafen sich hier auf dieser kosmopolitischen Straße, die Weißen als die Gebietenden, die Gelben als die Schaffenden, die Schwarzen als die Dienenden, die Rothen als die Gewesenen und nicht mehr Seienden. Die Central-Pacific-Bahn wurde fast ausschließlich von Chinesen gebaut; sie thun es billiger als die Amerikaner. Zu Tausenden sind sie aus dem Reich der Mitte herüber gekommen, jeder mit seinem langen Zopf, und beginnen hier eine große Macht zu werden. Sie beziehen Alles, was sie brauchen, Kleider, Schuhe, Reis und sonstige Viktualien aus ihrer Heimath und geben dem Lande, in dem sie wohnen, nichts zu verdienen. Dabei nehmen sie durch ihre billigen Forderungen den Eingebornen die Arbeit weg und sind deßhalb ein sehr verhaßtes Volk. An allen Stationen der Pacific-Eisenbahn trifft man ihre Ansiedlungen; sie wohnen in Zelten, zu zwanzigen etwa, beisammen und bilden stets eine kleine Kolonie. Von Statur sind sie klein, von gelblichem Teint, haben stark hervorspringende Backenknochen, sehr kleine, geschlitzte Augen, ganz weibisches Ansehen, weiche, muskellose Arme,

sehr glatte Haut, und tragen einen blauen Kittel über einem weißen, kurzen Hemd, Pantalons, den bekannten kleinen, runden Hut, Holzpantoffeln und den langen schwarzen Zopf, den sie entweder hängen lassen, bis er fast den Boden berührt, oder zu einem Netz um den Kopf wickeln. Der Zopf ist des Chinesen Heiligthum; ihn zu verlieren wäre sein gräßlichstes Unglück. Die amerikanische Regierung mußte sich der chinesischen kontraktlich verbindlich machen, jeden einzelnen Chinesen, lebendig oder todt, wieder heim zu bringen. Von Zeit zu Zeit gehen deßhalb ganze Schiffe mit Särgen von hier nach China zurück. Wäre diese Fürsorge für die Ihrigen nicht lächerlich, so könnte man sie rührend finden. An einer Haltstation stieg ich einmal aus und sah zu, wie ein älterer Chinese sich von einem Jungen den Kopf rasiren ließ. Alles wird weggeschabt, mit Ausnahme der Haare am Schopf, die sich in den Zopf verlieren. Gerade umgekehrt wie bei den Karmeliten, die nur rund herum einen Kranz stehen lassen und alles andre rasiren. Als die Haare sämmtlich entfernt waren, begann der jugendliche Barbier etwa noch eine Viertelstunde auf dem enthaarten Schädel herumzukratzen, bis fast alle Haut abgeschabt war. Ich würde vor Schmerz gebrüllt haben. Der Zopf verläuft sich gewöhnlich in einen seidenen, welcher die ursprüngliche Länge etwa verdoppelt.

Von den Schönheiten der Sierra Nevada spreche ich auf meiner Rückreise. Nur will ich hier noch anführen, daß an manchen engen Passagen Schneedächer gegen die Verwehungen gebaut sind. Auf einer Strecke von vierzig Meilen sind einmal zweiunddreißig Meilen überdacht. Diese Dächer haben 1½ Millionen Dollars gekostet. Nächstens erzähle ich von San Francisco.

XIII.

San Francisco, den 16. November 1869.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Du, geliebte Tante, mit regstem Interesse meine Reise-Route verfolgst und zuweilen Abends, wenn die Andern schon schlafen, in Deinem Atlas die von mir besuchten Orte aufsuchst und hiermit zugleich Deine Vorliebe für Geographie und Länderkunde wieder auffrischst. Diesmal mußt Du mir an den Pacific-Ocean folgen und in San Francisco, ungefähr unter dem 38. Breitegrad, Dich verweilen. Später mußt Du mit dem Zeigefinger einige Finger breit rechts aufwärts fahren, dann wirst Du mich in Salt-Lake-City, der Colonie der Heiligen vom letzten Tage, treffen. Macht Dir das nicht viel Spaß? Ich denke, gewiß.

Aller Herzen und Gemüther sind in diesen letzten Tagen nur von einer Idee beherrscht, von einem Gefühl durchdrungen, von einem Schrecken gelähmt. Der Engel des Todes hat mit flammendem Schwert reiche Ernte gehalten und die Ueberbleibenden mit furchtbarer Posaune aus dem Schlafe gerüttelt. Am Sonntag Vormittag gegen neun Uhr ereignete sich hier ein Unglück, welches kaum entsetzlicher hätte sein können und wie ein zündender Strahl die ganze Stadt und Umgegend erschreckt hat. Das Unglück ist mehr durch die Art und Weise, wie es aufgetreten, als in Anbetracht der gefallenen Opfer, deren es verhältnißmäßig nicht allzu viele sind, ein wahrhaft schauderhaftes zu nennen. Noch jetzt zittern meine Gebeine, wenn ich daran denke, und niemals im Leben werde ich die Eindrücke vergessen können, die ich bei Besichtigung der Jammerstätte empfangen. Auf der Western-Pacific-Rail-Road, etwa eine Stunde von hier, stießen zwei Personenzüge, der Expreßzug nach New-York und ein Lokalzug mit fürchterlicher Schnelligkeit (with terrific force, sagen die Zeitungen) auf einander und zertrümmerten sich gegenseitig. Der Nebel war an dieser Stelle so dicht, daß man nicht fünfzig Schritte weit sehen konnte. Als

der Pacific-Zug die letzte Station passirte, fuhr der Maschinist langsamer und erkundigte sich bei dem Bahnwärter, ob der andere Zug schon durchgekommen. Der Weichenrücker, welcher, leichtsinniger Weise beim Frühstück sitzend, einen Zug fahren hörte, sich aber nicht darum gekümmert hatte, glaubte, es sei der erwähnte Lokalzug gewesen und antwortete dem Maschinisten: »all right, go ahead«. Letzterer ließ hierauf seinen Zug mit vollem Dampf weiter fahren, und nur zu bald sollte es sich herausstellen, daß ein fürchterlicher Irrthum hier obwaltete. Plötzlich sahen sich die beiden Züge auf demselben Geleise in nur fünfzig Schritt Entfernung von einander; die Führer wollen Nothsignale geben, wollen Dampf ablassen, wollen die Geschwindigkeit mindern. Zu Allem keine Zeit mehr. Mit furchtbarster Kraft rasen die beiden Maschinen auf einander los, umfangen sich in gräßlicher Umarmung, bäumen sich hoch auf und stürzen geborsten, sich in einander verkämpfend und in den Boden wühlend, zusammen. Natürlich wurde Alles bis zur Unkenntlichkeit zerstört, die Schornsteine fünfzig Schritte fortgeschleudert, die Kohlenwägen sprangen wie Glas und bogen sich wie Pappendeckel, die Wägen wurden durch die überwältigende Macht des Rückstoßes im buchstäblichsten Sinne des Wortes wie Teleskope in einander geschoben. Die in den ersten Coupés sitzenden Leute wurden entsetzlich zerquetscht, viele getödtet, viele verstümmelt, noch mehrere verwundet. Eine Stunde währte es, bis Hülfe kam; das Elend soll entsetzlich gewesen sein. In jenem furchtbaren Augenblicke zwischen dem Erkennen der Gefahr und der Katastrophe faßte der eine Maschinist den heroischen Entschluß, während der windesschnellen Fahrt von seinem Platz herunter zu springen und den wahrscheinlichen Tod dem unvermeidlichen vorzuziehen. Seine Geistesgegenwart wurde belohnt, indem er am Leben blieb; der Heizer blieb oben und wurde zermalmt. Nachmittags besuchte ich den Ort, wo das Unglück so schrecklich gehaust und bekam dort unauslöschliche Eindrücke eingeprägt. Die Todten und Verwundeten waren zwar fortgeschafft, aber ich gewahrte einen

Trümmerhaufen, wie ihn hundert Menschen in einem ganzen Tag nicht aufschütten könnten. Da lagen die Riesenrümpfe der Lokomotiven in einander getrieben, die Räder gen Himmel starrend wie Hände, die um Erbarmen flehten; sonst kaum etwas erkennbar, Alles vernichtet, Alles zerschmettert, zu Staub, zu Splitter, zu Fetzen, zu Trümmern zerstört. Tausend Hände und viele Dampfmaschinen arbeiteten schon an der Entwirrung des gräßlichen Knäuels; doch ging es sehr schwer und langsam, da Alles zu fest in einander gekeilt war. Und alles das das Werk e i n e s Augenblickes! Was für riesenhafte Kräfte offenbaren sich da, wo zwei stolz daher brausende Züge mit prachtvollen Maschinen, kostbaren Wägen und vielen, vielen Menschen in einer einzigen Sekunde in einen unkenntlichen, ganz gestaltlosen Trümmerhaufen verwandelt werden. Wie nichtig und kläglich ist aller Menschenwitz dagegen. In seiner Berechnung geht Alles so schön glatt ab, Alles nach dem Schnürchen, jede Schraube muß taktgemäß in die andere greifen! Aber wenn das Außerordentliche eintritt, das ganz Gewaltige sich zeigt, welches keine Ordnung und keine Paragraphen kennt, da beugt sich jede Erdengröße und fühlt sich selbst zu Staub und Asche vernichtet. Man kann sich in die Zeiten grausten Alterthums zurück versetzt denken, wo noch titanische Kräfte auf Erden wirkten, wenn man solche Ereignisse betrachtet, die alle Menschenwerke wie Bindfaden zerreißen. Maschinen, an denen Jahre lang gearbeitet worden, sind in einem Nu vernichtet, Menschen in der vollen Kraft und Fülle des Lebens werden in einem Athemzug vor ihren Richter gestellt. Kann es eine gewaltigere Posaune geben? Vormittags hörte ich eine Predigt über den Greuel der Verwüstung, Nachmittags sah ich einen solchen, einen fürchterlichen. Wir Menschen sind hierin dem Zauberlehrling ähnlich; wecken und hervorrufen können wir die Geister der Natur, aber die einmal entfesselten können wir nicht mehr bändigen, und sie drohen, uns Alle zu verschlingen, wenn nicht Gottes gewaltige Hand Wache über uns hält. Ich kann Dir nicht sagen, welch einen schrecklichen Eindruck

mir die Trümmerstätte gemacht. Die Vergänglichkeit aller Dinge auf Erden zeigte sich mir nie so sichtbarlich. Die Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit ist nicht breiter denn ein Haar, und nie kann man wissen, ob dieses Haar nicht jetzt im Augenblick zerreißen wird. Den folgenden Morgen sah ich acht der Leichen, die in einem Zimmer still und kalt neben einander lagen. Manche hatten schreckliche Verwundungen im Gesicht, einige sahen dunkelblau aus, andere waren furchtbar aufgeschwollen, Alle sahen höchst jammervoll aus, und jeder Einzelne flüsterte mir zu, leise, ganz leise, denn sie waren ja todt: memento mori, gedenke, daß du sterben mußt. Wie es tausend, ja zehntausend Menschen geben kann, die spur- und namenlos dahin gehen, ohne sich jemals bemerkbar zu machen, und wiederum andere von solcher Größe und Bedeutung, daß das ganze Jahrhundert nur zum Sockel ihres Ruhmes dienen muß, so gibt es auch Millionen Augenblicke, die gänzlich unwichtig und unbemerkt im Leben verstreichen und keine Spur der Erinnerung zurücklassen; und wieder andere Sekunden, die wie Marmorsäulen Wache halten an der Grenze der Zeiten und ihre Größe und ihre Kraft und ihren Einfluß und ihre Wirkung durch Generationen geltend machen. Solch einen riesenhaften Augenblick gewährte uns der vergangene Sonntag; er dauerte nur einen Athemzug, aber er schrie mit lauter, nie verhallender Stimme, wie Abels Blut, nur nicht von der Erde zum Himmel, sondern vom Himmel zur Erde. — Ich gestehe Dir, daß ich an jenem Morgen, als ich dem Pacific-Zug begegnete, mich unendlich ungern hinein gesetzt hätte. Alle Lust am Eisenbahnfahren hatte ich verloren, und unendlich traurig berührte mich der Anblick einer ganz mit Flor und Trauerkränzen umwundenen Lokomotive. Im Ganzen sollen vierzehn Personen getödtet und über vierundzwanzig verwundet worden sein. Ich habe doch schon von vielen Eisenbahnunfällen gehört; aber meistens von solchen, wobei ein Zug von hinten den andern übereilt hat, oder wobei zwei Züge, die einander entgegen fuhren, nicht vollständig zum Stehen gebracht werden konnten; von gegen-

seitiger Collision aber mit ganzer Vollkraft der Schnelligkeit habe ich noch nie gehört. Darum hat es mich auch so furchtbar entsetzt. Beschreiben läßt sich der Anblick der Todesstätte nicht; man muß sie gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Leider wird diese Erinnerung alle meine andern an Californien beherrschen und nie von dem Aufenthalt in diesem herrlichen Lande zu trennen sein. Meine Hoffnung ist doch sicher sehr berechtigt, daß mir auf meiner Rückreise nichts derartiges geschehen möge. Nicht wahr? Nun, der liebe Gott wird schon für mich sorgen; doch verspüre ich ein leises inneres Grauen vor der Pacific-Bahn, auf der in den allerletzten Tagen drei Unglücke geschehen sind. — Aber geradezu bewundernswerth war wiederum der Fleiß und die Energie der Amerikaner bei diesem Anlaß. Nachmittags um fünf Uhr war schon ein Geleise von mehreren Hundert Schritten in der Länge gelegt, so daß der Verkehr durch die Katastrophe gar nicht gestört wurde. Von allen Seiten wurde den Verwundeten große Hülfe und Theilnahme erwiesen. Uebrigens denkt in acht Tagen hier zu Land Niemand mehr an diesen Unfall. Der Amerikaner hat nur Sonntags Zeit, sich für solche Ereignisse zu interessiren; Werktags erlaubt es ihm sein Geschäft nicht. Mein letzter Brief blieb einen Tag länger liegen, sonst hätte er den Zusammenstoß miterleben müssen. Vielleicht wäre er dann gar nicht zu Euch gekommen; die Post ging übrigens nicht verloren, sie wurde nur durchnäßt.

Murphis, 17. November.

Hier sitze ich nun in einem kleinen Städtchen im Gebirg, um meinen gestern begonnenen Brief zu vollenden. Vor einer halben Stunde kam ich hier an, werde die Nacht da bleiben, um morgen die Tour zu den weltberühmten Mammuthbäumen fortzusetzen, welche von Californien so unzertrennlich sind, daß ich gar nicht von diesem Lande reden dürfte, wenn ich dieselben nicht besucht hätte. Ich bewohne ein recht nettes kleines Zimmer, stärkte mich eben

(es ist 8 Uhr Abends vorüber) durch ein ziemlich reiches Souper und sitze an einem winzigen Tischchen, welches fortwährend wackelt. Man hat mir sehr gerathen, mit dieser Expedition nicht zu säumen, so lange wir noch gutes Wetter haben; und die Wetterpropheten verkündigen solches für die nächsten Tage. Die Regenzeit steht vor der Thüre, und dann sollen alle Wege dermaßen grundlos sein, daß an eine Reise nicht zu denken sei. Man muß dann darauf gefaßt sein, einige Zeit von aller Welt abgeschnitten irgendwo im Schmutz stecken bleiben zu müssen. Ich ziehe die ungestörte Reise derartigen Unterbrechungen vor, die in sehr angenehmer Gesellschaft recht heiter sein mögen, für den Einzelnen dagegen kaum den Reiz der Neuheit, geschweige des Vergnügens, haben können. Nachdem ich für alle vorkommenden Fälle ein Paar feste rindslederne Stiefel (die erste Anschaffung, mit der ich meinen Geldbeutel belastet oder vielmehr entlastet habe) und für den Fall des Hungers ein Pfund Reise-Chocolade gekauft hatte, bestieg ich gestern Nachmittags 4 Uhr das Dampfboot, um über die Bai von San Francisco den San-Joaquin-Fluß hinauf bis nach Stockton zu fahren, von wo aus man den landesüblichen Postwagen benutzen muß. Die Bai ist rings von allen Seiten durch Berge eingeschlossen und reich an größeren und kleineren Inseln, die wie Felsen steil und uferlos aus der Meeresfläche emporwachsen. Die Insel Yerba-Buena ist ein vollkommen kegelförmiger Berg, der im Wasser wie auf einer Ebene steht; an einer etwas flacheren Stelle seines Hanges ist eine Kaserne mit Nebenräumlichkeiten gebaut. Eine andere kleinere, noch felsenartigere Insel dient als Fort und sperrt den sehr engen Eingang der Bai zum stillen Ocean; dieser Eingang heißt das Golden-Gate. Wir fuhren erst in nördlicher, später in nordöstlicher Richtung und kamen Nachts um 2 Uhr in Stockton an. Die Fahrt war sehr ruhig und angenehm. Es reist sich doch nirgends so famos als auf einem kleinen Dampfer, vorausgesetzt in solchem Gewässer, wo man nicht seekrank wird. Die Luft war rein und etwas kühl, der Himmel leider bedeckt, so daß sich schon kleine

Sorgen in mir ob meiner Weiterreise regten. Ich trug mir einen Stuhl aus dem Salon auf die Außenseite des Verdecks und setzte mich an eine ganz stille, einsame Stelle, wo ich mehrere Stunden allein verweilte und die prächtige Fahrt mit vollen Zügen genoß. Wenn ich fahre, schnell fahre und recht allein bin, dann vergeht mir die Zeit unendlich schnell. Es ist, als ob mein Geist durch die Bewegungen des Schiffes und meines Körpers auch mitbewegt würde; ich denke nämlich während des Fahrens oder auch des raschen Gehens noch einmal so schnell als sonst und bin innerlich viel lebendiger als in Momenten äußerer Ruhe. Ich denke, Du kennst mich so weit, um Dir zu sagen, daß ich auf dieser Fahrt keine einzige Bekanntschaft gemacht habe; ich bin einmal nicht für derlei oberflächliche Bekanntschaften und noch weniger für das übliche nichts sagende Reise-Gespräch. Meine Schwäche im englisch Reden berechtigt mich nun auch zu besonderem Schweigen. Drei Stunden hatte ich so an meiner unbelauschten Stelle gesessen, als ich vom unbezwingbarsten Schlaf befallen wurde und mich zu Bett legen mußte. Ich hatte ein treffliches Lager und schlief ausgezeichnet, wie immer auf der Reise. Meine Schläfrigkeit kam daher, daß ich die Nacht zuvor sehr wenig geruht hatte, was hauptsächlich von der Nachbarschaft eines Bekannten herrührte, dessen Zustand, da er nur durch eine sehr dünne Wand von mir getrennt war, sich mir unverkennbar verständlich machte. Er kam nämlich, kurz nachdem ich eingeschlafen war, mit furchtbarem Geräusch herauf, lief mehrmals an meiner Thüre auf und ab und begann dann sich sehr spektakulös die Stiefel auszuziehen. In seinem Zimmer angekommen warf er sich auf's Bett und verfiel alsbald in einen tief stöhnenden Schlaf, aus welchem er nur erwachte, um sich zu meinem größten Ekel zu übergeben. Als ich endlich wieder einschlafen wollte, begann eine Legion von Mosquitos einen verzweifelten, bis zum Morgen währenden Kampf auf Tod und Leben mit meinem Gesicht, welcher zwar mit ihrer Niederlage, aber auch mit meiner vollkommenen Stigmatisirung endete. So kam ich um

meine Nachtruhe und mein Gesicht zu hundert rothen Punkten, die es nicht gerade verschönern. Bis zu der heute früh um 6 Uhr erfolgten Abfahrt der Post=Stage von Stockton konnten wir auf dem Schiff bleiben. Leider hatte mich die Angst vor dem Verschlafen schon vor 4 Uhr herausgetrieben; doch hatte ich immerhin neun Stunden geschlafen. Die Schlafkabinete waren hier wie in den großen Dampfern, zwei Betten übereinander, die Zimmer selbst zu beiden Seiten des Eßzimmers. Außerhalb des ganzen auf das Verdeck gestellten Pavillons kann man frei herumgehen; doch ist über dem ganzen Raum ein Dach gespannt. Heute früh nahm ich gleich einen Sitz auf dem Bock des ziemlich ländlichen Postgefährtes, um nicht drinnen im dumpfen Kasten, wo möglich rückwärts, sitzen zu müssen. Als ich einstieg, sagte ich dem Kutscher: »I speak very bad English«, worauf wir schwiegen und zwölf geschlagene Stunden fortschwiegen. Ich empfand kein Bedürfniß nach Unterhaltung, und er wahrscheinlich keine Lust, mit mir zu radebrechen, denn er hielt mich für einen Franzosen, deren Sprache er gar nicht konnte. Erst ganz zuletzt vor unsrer Ankunft hier sprach er mich englisch an, worauf ich ihm ebenso erwiderte, und die Unterredung kam in Gang. Er war unendlich erstaunt und fand, ich spräche ausgezeichnet; meine Aussprache imponirte ihm sehr. Obgleich wir uns später als Deutsche entpuppten, wurde die Unterredung immer englisch fortgesetzt. Es machte ihm sichtlich Spaß, mich Einiges zu lehren, was ich noch nicht wußte. In drei Tagen fahre ich wieder mit ihm zurück nach Stockton; wir haben schon ausgemacht, den ganzen Weg englisch zusammen zu reden. Auf meiner heutigen dreizehnstündigen Fahrt bekam ich einen annähernden Begriff von der Art und Weise, wie man vor Zeiten, ehe die Eisenbahnen noch existirten, in Europa gereist sein mag. Sehr lange Dauer der Reise, große Kosten und miserable Wege. Unsre Straße führte die ersten Paar Meilen durch die kahle Ebene; dann begann es Hügel auf, Hügel ab zu gehen, und nirgends war ein Baum, ein Strauch zu sehen. Dem Weg sah man's an, daß er

bei schlechtem Wetter fürchterlich sein muß; da es aber jetzt viele Monate ganz trocken gewesen war, so ging es verhältnißmäßig sehr gut. Gegen Mittag kamen wir endlich mehr ins Gebirge hinein, und es machte sich hie und da einige Vegetation sichtbar. Alles ist hier noch vollkommen grün; viele Bäume verlieren ihre Blätter das ganze Jahr hindurch nicht; die alten Blätter fallen ab, wenn die neuen schon da sind. Eigentlichen Sommer und Winter kennt man hier gar nicht; der Winter ist die angenehme Jahreszeit, weil es da zuweilen regnet, während im ganzen Sommer kein Tropfen fällt und nach und nach Alles entsetzlich verstaubt wird. Im Winter gleich nach dem ersten Regen fängt Alles frisch zu blühen an; manche Wiesen sind jetzt schon herrlich saftig grün. Der besondere Zauber Californiens liegt aber in der Unwandelbarkeit seines Klimas; es ist niemals sehr heiß und niemals sehr kalt. So habe ich mir wenigstens über San Francisco sagen lassen; die gleiche Temperatur soll sich fast das ganze Jahr hindurch erhalten.

Heute habe ich nun ein Stück californischen Landes gesehen, zwar keines der schönsten, sondern im Gegentheil ein ziemlich langweiliges, aber immerhin ein Stück dieses so besonders gesegneten Landes. Die Gegend behielt unverwandt denselben Charakter, und fast alles Land war unbebaut; nur einige wenige Ansiedlungen sahen wir im Vorüberfahren. Hiebei amüsirte mich die wirklich seltsame Art der hiesigen Postbeförderung. Wenn wir an einer Farm vorüberkamen, in welcher ein Brief abzugeben war, so warf der Kutscher denselben vom Bock herunter auf die Straße, ohne darauf zu achten, ob es nur Jemand gesehen hätte. Ein solcher Brief ist zuweilen zwanzig Schritte von der Thüre liegen geblieben. Sehr froh bin ich, daß meine Correspondenz dieser ländlichen Behandlungsweise nicht unterliegt. Auch benahm sich der Kutscher uns gegenüber sehr gemüthlich, er hielt an, trank Schnaps, blieb lange stehen, führte Gespräche mit wem und wann er wollte. Er hat noch gar keinen Begriff von Eisenbahn, der Aermste! er ist noch

ein ächtes Naturkind und noch nicht gewöhnt, sich den Sekunden anzubequemen, sondern die Zeit so einzutheilen, wie es ihm paßt. Ich freute mich, im modernen Amerika eine Gegend zu finden, wo man noch nach seiner Weise reisen kann, ohne sich nach dem Minutenzeiger und dem uniformirten Conducteur richten zu müssen. Ich reise natürlich sehr gern mit der Eisenbahn und weiß alle ihre Vortheile und Annehmlichkeiten in hellstem Lichte zu schätzen, aber prosaisch reist man, das ist gewiß! Wie man sich so leicht an die großen Entfernungen gewöhnt! die heutige Fahrt kam mir ungemein kurz vor, und ich möchte sie nicht einmal eine Reise nennen. In unsrer Heimat würden wir es sicher für ein großes Ding halten, dreizehn Stunden mit dem Wagen zu fahren. Ich weiß jetzt, wie man in Amerika über Land reist. Zum Frühstück und Diner hielten wir jedesmal genügende Zeit an bestimmten Gasthäusern, wo schon Alles für uns gerichtet war. Heute bin ich sehr müde von lauter Rütteln und Schütteln auf dem holprigen Wagen. Morgen will ich Dir weiter erzählen von den Big-Trees.

Big-Trees, 18. November.

Heute Morgen mußte ich entsetzlich lange auf das bestellte Gefährte warten, welches mich hierher bringen sollte; es sollte schon um 7 Uhr da sein, erschien aber erst lange nach 8 Uhr. Es bestand aus einem großen Wagen mit ursprünglich drei hinter einander befindlichen Sitzen, deren mittlerer herausgenommen war, zwei Pferden und einem kleinen Jungen, der den Kutscher vorstellte. Ueber hölzerne Stangen war ein ledernes Dach gespannt, gut gegen Sonne und Regen und hinderlich für die Aussicht. Mit meiner kleinen Handtasche, welche mit allerlei Toilette, Lectüre und Schreibzeug gefüllt ist, dem gerollten Plaid, Winter-Paletot und Regenschirm stieg ich ein und hatte reichlichen Platz in meiner Equipage, um bei jedem Stein und jeder Grube von einer Seite zur anderen geschoben zu werden. Es schüttelte dermaßen, daß ich die englische Lectüre nicht fortsetzen konnte; dafür labte ich mich an dem nur

einmaligen Anblick der in der That herrlichen Gegend. Wir fuhren unablässig über Berg und Thal, durch Wälder und Bäche, immerwährend in romantischer Gegend. Niemals noch traf ich so reissend fliessende Gebirgsgewässer als gerade heute; ich war zuweilen ganz erstaunt, wenn ein kleiner Bach mit der Schnelle eines Kataraktes die Straße entlang strömte. Die Entfernung zwischen Murphis und hier beträgt etwa fünfzehn englische Meilen; wir fuhren sie in nicht ganz vier Stunden. Zu beiden Seiten des entsetzlich schlechten Weges ist fast Alles unbebaut; überall trifft man wilden Wald, meist hohe Tannen und Fichten. Ausgebrannte hohle Stämme, umgestürzte, schon in Fäulniß übergegangene Bäume sah ich in großer Anzahl; es kam mir vor, als ob ich in einem Urwald führe. Einige sechs- oder achtspännige Holzwagen, einen umgestürzten, dessen Kutscher gänzlich rathlos war, was zu thun sei, und ein Paar nackte Indiannerinnen waren Alles, was uns begegnete. Nur von Zeit zu Zeit kamen wir an einem Haus vorüber, wo dann jedesmal getränkt wurde. Ueber die entsetzlich schlechten, in der Nacht beinahe lebensgefährlichen Brücken hatte ich alle Ursache mich zu ärgern. Die Unterhaltung zwischen mir und dem kleinen Steuermann beschränkte sich auf das Allernothwendigste; ich kann wohl mit Recht sagen, daß wir nichts mit einander gesprochen haben. Dafür dachte ich Deiner um so mehr und Euer Aller und freute mich schon im Voraus, Euch recht viel von hier erzählen zu können. Zum Essen war ich hier im Hotel. Dasselbe liegt mitten im tiefen hohen Wald fern von aller menschlichen Ansiedlung in unmittelbarer Nähe der Big-Trees; es erinnert durch sein spitzes Dach, seine Veranda und Gallerie im ersten Stock an Schweizer Häuschen. Seine Lage ist herrlich; mit der Rückseite lehnt es sich an den bewaldeten Berg an, und vor ihm sind auf einer Fläche von einigen Morgen sämmtliche Bäume umgehauen, so daß es sich ganz frei und gefällig dem Besucher darstellen kann. Ein kleines eingezäuntes Rondel verschönert den Platz vor der Veranda, während auf der andern Seite sogleich der hohe Wald beginnt. Die Big-Trees, allgemein Mamuthbaum,

wissenschaftlich Washingtonia gigantea genannt, sind eine Species Ceder und in ihrer Art einzig auf der Welt. Im Jahr 1852 wurden sie zuerst zufällig auf der Jagd entdeckt und sind seitdem der Anziehungspunct für alle, welche die Welt und deren Naturschönheiten bereisen. Alle Big-Trees, deren Zahl ungefähr neunzig sein mag, stehen ziemlich nah bei einander; ein schlängelnder Weg, der an allen vorüberführt, kann in einer halben Stunde zurückgelegt werden. Die Bäume sind unbeschreiblich großartig und verdienen es wohl, daß man ihretwegen eine Reise nicht scheut. Wenn ich Dir sage, daß einige unter ihnen mehr als vierhundert Fuß hoch sind und am Stamm achtzig bis neunzig Fuß Umfang haben, so wird man alsbald erkennen, daß alle andern Bäume der Welt mit ihnen nicht zu vergleichen sind. Der Stamm ist meistens ganz gerade und hat nur oben Aeste; diese sind jedoch nicht weit gestreckt und symmetrisch wie bei der Fichte, sondern ganz unregelmäßig und buschig, ungefähr wie bei der Tanne. Die Farbe der oft glatten, oft tief gefurchten Rinde ist die einer Tasse sehr guter Wasser-Chocolade, weshalb mir die Bäume unendlich appetitlich erschienen. Viele Stämme sind inwendig ganz ausgebrannt oder durch Alter schon durch und durch hohl und bilden dann unten eine Höhle, in welcher eine ganze Gesellschaft Raum fände. Die Größe der Bäume ist unendlich imposant. Man kommt sich ganz verzaubert vor, wenn man darunter wandelt. Die größten Eichen unserer Heimat sind Haselstauden gegen diese Colosse, gegen welche selbst die, an jedem anderen Ort als groß angestaunten, neben denselben befindlichen Fichten als Zwerge erscheinen. Die wahrhaft ungeheure Größe läßt sich am Besten an den schon umgestürzten Stämmen erkennen. Diese muß man auf Leitern erklettern und könnte sich dann einbilden, man stehe auf einem großen Schiff. Welch einen fürchterlichen Fall muß ein solcher Baum thun! Von einem derselben nimmt man an, daß er schon Jahrhunderte umgestürzt ist, weil in der durch seinen Fall gebildeten Furche schon wieder Bäume von hundert und mehr

Jahren entstanden sind. Alle Bäume haben Namen, meistens nach berühmten Männern und Orten, z. B. Grant, Shermann, Lincoln, Washington u. s. w. — Dann gibt es auch noch andere Namen, als Mutter und Sohn, Hercules, Trinität, Grazien u. dgl. Der Vater des Waldes, eine gefallene Größe, verdient unbedingt die erste Stelle unter allen. In seiner Höhlung kann man hundert Fuß lang zu Pferd herumreiten, auf einer hohen Treppe muß man ihn erklimmen, und um ihn herum steht eine ganze Schaar anderer riesenhafter Stämme. Es sieht aus, als ob ein König auf dem Paradebett läge und sein Sarg von immensen Candelabern umringt wäre. Man wird ganz feierlich gestimmt, wenn man an diese Stelle kommt. Ein anderer, zur Zeit seines Falles der größte Stamm, Hercules mit Namen, stürzte im Jahr 1862; eben ist man damit beschäftigt, eine Scheibe aus seinem Rumpf für irgend ein Museum herauszuschneiden. Die Rinde dieser Bäume ist zuweilen mehrere Fuß stark, die Tannen-Zapfen so lang wie mein Unterarm. Auf der Grundfläche eines andern abgesägten Stammes ist ein Tanzsaal gebaut; ich brauchte siebenunddreißig Schritte, ihn zu umgehen; das abgesägte Stück liegt nebenan. Fünf Männer haben 25 Tage am Absägen dieses einen Stammes gearbeitet.

Ich bin hier der einzige Passagier; schon in wenig Tagen soll das Hotel geschlossen werden; doch bin ich wahrhaft glücklich, diesen so berühmten Fleck der Erde besucht zu haben. Dabei habe ich so prachtvolles Wetter und so wundervollen Mondschein getroffen, daß man mich darum beneiden könnte. Eine Stille herrscht hier unter diesen großen Bäumen, wie ich sie in meinem Leben nirgends in der Natur getroffen. Sonst hört man in hohen Wäldern immer jenes geheimnißvolle Säuseln in den Wipfeln und ein gewisses erhebendes Rauschen in den Aesten. Hier hört man gar nichts, kein Lüftchen regt sich, kein einziges Aestchen bewegt sich. Es ist, als ob diese Riesen-Stämme alle Bewegung aus der Natur verbannt hätten, entweder weil sie zu erhaben sind, um sich vom Wind

hin und her bewegen zu lassen oder vielleicht, weil sie ahnen, daß die Berührung der Luft sie um so früher in Schutt und Moder zerfallen läßt. Vielleicht aus beiden Gründen. Jedenfalls ist diese nirgends sonst gefundene Stille in der Natur unendlich imponirend und recht für diesen Ort geeignet, wo Alles einen anderen Zuschnitt hat als an anderen Orten. Wie habe ich es wieder so glücklich getroffen, einen einzigen Tag hier zu sein bei wolkenlos klarem Himmel und diese großartige Scenerie unter der Beleuchtung des strahlenden Vollmondes zu sehen! Der Vollmond ist einmal mein ganz specieller Freund, und ich erachte es immer als eine besondere Begünstigung, in seinem magischen Lichte eine Gegend genießen zu können. So hatte ich es in New-York am Hudson-River getroffen, und so auch am Niagara mit dem herrlichen Mondregenbogen, den ich nie vergessen werde.

Ich war noch nie in so ehrwürdiger Umgebung. Die Stämme, unter deren hehrem Dach ich schritt, rechnen ihr Alter nach Jahrtausenden. Kein Museum gibt's, dessen Reliquien Zeitgenossen wären dieser Pfeiler des Firmaments. Und wenn es solche gibt, so sind sie dort Zeugen und Reste einer untergegangenen Zeit, verschwemmt, verschlammt, versandet. Diese Prachtstücke aber leben und gedeihen noch, sie wurzeln fest und nähren sich aus ewig altem Boden.

An diesem selben Tag wurde der große, allgemeine jährliche Bußtag in der ganzen amerikanischen Union gefeiert. Dem Präsidenten steht es zu, denselben anzuordnen. Alle Confessionen begehen ihn gleich heilig. An einer feierlicheren, tiefernsteren Stelle hat ihn wohl Niemand verlebt als ich. So mögen die Stätten gewesen sein, wo die alten Propheten göttlicher Manifestationen gewürdigt wurden, so denk' ich mir die großartige Erscheinung, die Elias am Berge hatte. Kein Erschüttern, kein Feuer, kein Sturm, nur ein stilles, sanftes Säuseln; da verbarg Elias sein Haupt und betete an. —

Oft lagerte ich unter den Stämmen, zuweilen auch in einer

ausgebrannten Baumhöhle. Der Ariadnefaden eines Pfädchens ließ mich nicht irren.

19. November.

Ich bin schon von den Big-Trees zurück in Murphis und will heute Nacht um 1 Uhr von hier nach Stockton und San Francisco fahren. Ich freue mich darauf, denn wir haben herrlichen Vollmond und eine unbeschreiblich weiche, angenehme Luft. Damit mir nun der Abend nicht zu lange wird, muß ich wieder ein Bischen schreiben. Vielleicht werde ich hernach etwas schläferig und kann bis zur Abfahrt unserer Post-Equipage etwas ruhen.

Es that mir wahrhaft Leid, von den Big-Trees Abschied nehmen zu müssen. An allen Orten von seltener Größe und Bedeutung und speciell an solchen, die in ihrer Art nirgends auf der Welt ihres Gleichen haben, und welche man aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein Mal im Leben und gerade nur heute betrachten darf, da fällt das Scheiden schwer. Man möchte so gerne die karg gemessene Zeit benützen, um sich nicht im ganzen ferneren Leben Vorwürfe machen zu müssen, daß man die kurze Frist schlecht angewendet. Zehrt man doch noch viele Jahre lang von der Erinnerung an solche Stunden. Heute früh bin ich noch zwei Mal unter diesen Riesen der Natur gewesen, doch dies Mal glücklicher Weise ohne ein Programm; und ich gestehe, viel mehr Genuß empfunden zu haben als gestern, da ich bei jedem Baum erst in meinem Papier herumsuchte, um mich zu unterrichten, was alles über ihn zu bemerken wäre. Heute sah ich nur mit meinen Augen viel unbefangener und mit viel mehr Interesse. Zwei Umstände kommen zusammen, um den großartigen Eindruck, den die Big-Trees hervorzurufen berechtigt sind, bedeutend abzuschwächen. Erstlich geht man unaufhörlich in dichtem Wald, daß man den einzelnen Baum immer erst dann gewahrt, wenn man fast vor ihm steht, und dann noch den Hals verdrehen muß, um in die Höhe zu schauen; von weitem würde der Anblick der Bäume viel majestätischer sein.

Dazu kommt, daß zu Füßen der Mammuthbäume eine Fichten-Art erwachsen ist, die die meisten andern ihres Stammes an Höhe wohl weit übertreffen wird, gegen die Big-Trees aber natürlich nicht aufkommen kann, ihnen aber doch dadurch schadet, daß sie ein Mittelglied zwischen ihnen und der übrigen Vegetation bildet. Ständen die Riesen ohne andere Gesellschaft in angemessener Entfernung von einander frei auf einer Fläche, so würde das ein Bild gewähren, wie es nicht gewaltiger gedacht werden könnte. Diese Stämme scheinen die Reste vorweltlicher Vegetation zu sein, aus den jungfräulichen Zeiten der Natur, wo man von Hacke und von Spaten noch nichts wußte. Zu dem Menschen, dem die Herrschaft über alle Reiche der Schöpfung übertragen war, passen diese Ueberbleibsel einer andern Epoche nicht; sein Witz würde an ihnen zu Schanden; man wüßte kaum, was man mit ihnen anfangen sollte; fällt es ja schon schwer, sie nur zu zerstören. Sie werden auch in letzter Zeit, was ich ganz in der Ordnung finde, als Reliquien behandelt; der Zeit, die Alles zersetzt und Alles zernagt, was ihr die Menschen noch übrig lassen, stellt man es anheim, diese Kolosse, wenn ihre Zeit gekommen, zu stürzen. Und sie thut das Ihrige. Von Zeit zu Zeit wird diese Sammlung um ein Kabinetsstück ärmer. Ein Orkan verlangt zuweilen, daß ihm aus ihrer Mitte ein Opfer falle. Dabei kommt es wohl vor, daß solch ein Stamm durch seinen Fall wie ein Ei zerbricht und dadurch beweist, daß er morsch und faul bis ins innerste Mark hinein war. Ganz das Bild jeder anderen irdischen Größe. Die Welt staunt sie an, sonnt sich in ihrem Lichte, kühlt sich in ihrem Schatten, labt sich an ihren Früchten, lebt von ihrer Gunst und Gnade und hält sie für unzerstörbar, weil es gar so bequem ist, Andre für sich sorgen und handeln zu lassen. Aber wenn sie, die scheinbar ewigen, ein Sturm dahingerafft, da zeigt es sich, daß innerlich doch schon Alles lange faul und todt war, und daß nur die Majestät und Größe des Namens sie vor früherem Sturze geschützt hat. Es war Alles da, die gewaltige Basis, die unendliche Höhe,

die unvertilgbare Rinde, das ganze imponirende Ansehen; nur Eines fehlte — und die Hauptsache: das Mark im Stamme, die von innen schaffende Kraft. Und um so vernichtender ist der Sturz, je länger er in seiner Fäulniß hingehalten worden. Ich muß sagen, daß mich die gefallenen Stämme trotz ihrer Morschheit mehr interessirten als die noch aufrecht stehenden. Bei den ersteren konnte ich mir doch einen annähernden Begriff der kolossalen Größe machen, wenn sie so ihrer ganzen Länge nach da lagen, während die lebendigen sich zu sehr in die Wolken hinauf verlieren, um richtig beurtheilt zu werden. Auch wieder ganz wie im Leben der Menschen. Erst nach ihrem Tode kommen wir zu klarer, richtiger Beurtheilung einer großen Persönlichkeit, weil sie da ganz wehrlos unsrem Secirmesser überliefert ist, während sie zu Lebzeiten ihr Haupt so erhaben trägt, daß die anderen Geschlechter nur mit Mühe an ihr hinauf schauen und über ihre wahre Größe nur unklare Vorstellungen hegen können. Es mag eine unermeßliche Zeit währen, bis ein solcher Baum durch und durch morsch geworden ist, Generationen können darüber vergehen. Diese Big-Trees sind noch zu kurze Zeit entdeckt, um der Neugierde, um der Zerstörungswuth unsres Geschlechtes zum Opfer gefallen zu sein. Ich finde das ein großes Glück; hätte man sie ein Jahrhundert früher gekannt, so würden ihrer wohl nicht mehr viele stehen. Es lag ein seltsamer Zauber auf der ganzen Umgebung. Ein Haus im tiefen wilden Walde, fern von allen Ansiedlungen, beschattet von den größten Stämmen der Welt, die gerade nur hier an diesem einzigen Fleck gediehen sind, rings umher tausend thurmhohe Fichten, ein duftiger Wiesengrund vor dem Haus, tiefe Stille im ganzen Umkreis der Natur, kein Lüftchen weit und breit, kein bebendes Blatt, der herrliche, reine, wolkenlose, blaue Himmel, Abends der melancholische Vollmond, und ich an dieser Stelle, und ich gerade der einzige Gast, — gibt das nicht Alles zusammen für mich ein Bild zauberhaften Colorits und magischster Beleuchtung? Daran will ich wohl denken, so lange ich lebe und kann es wohl nimmer vergessen. Ob ich

wohl jemals wieder eine Stelle von so absoluter Ruhe der Natur finden werde? Es ist nicht die Ruhe des Grabes, obgleich kein Laut erschallt, keine Stimme zum Ohre dringt, keine Seele erseufzt, — die Vegetation ist zu üppig, der Boden zu wuchernd; es ist nicht die Ruhe der Majestät, die der Vornehmheit so gerne innewohnt, und wie sie die Colosse am Felsentempel von Abu Simbel wohl manifestiren mögen, obgleich die Mammuth-Bäume unerschütterlich sich zeigen — es sind ihrer zu viele, Majestät erheischt Isolirung, ist eine sonderliche Eigenschaft und kann nicht vierzig Wesen zugleich gemeinsam sein. Nein, es ist die Abendruhe nach heißem Tag, eine Ruhe, die die Natur sich gönnt, wenn sie etwas Unermeßliches geleistet, es ist eine Ruhe, die an jene Ruhe mahnt, von der es mit lapidaren Worten im ersten Capitel der Genesis heißt: „Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Und Gott ruhte von allen Werken, die er gemacht hatte.“ —

Schon die Einfahrt zum Hotel präsentirt sich sehr großartig; man kommt zwischen zweien der Big-Trees, den s. g. Schildwachen, hindurch auf einen freien Platz und sieht auf zweihundert Schritte das Hotel, noch unter den Bäumen versteckt, durchblicken und die Gäste einladen. Solange dieser besonders feierliche Ort von der Heerstraße der Welt so weit entfernt ist und noch gewissermaßen beschwerlich zu besuchen bleibt, wird er vor Entweihung durch das allzu gaffende Publikum gesichert sein. Bei lautem Getümmel vermag ich mir das Mammuth-Grove gar nicht zu denken. Man tritt hinein wie in eine heilige Halle und glaubt die Pfeiler des Himmelsgewölbes zu erblicken. Ist es nicht sehr sinnig und beruhigend, daß die Natur sich noch gewisse Stätten vorbehalten hat, in welche sie aus dem Getümmel und Getöse des großen Menschengetriebes sich zurückziehen und stummer Betrachtung hingeben kann, wo sie niemand in ihrer Andacht stört? Solch eine Stätte des Friedens ist unter den Big-Trees in der Grafschaft Calaveras in Californien, ein Kloster mit Kuppel, Pfeilern, Kreuzgang und

niemals gebrochenem Silentium; die Bäume selbst sind braun und schlicht wie Carmeliten. Auf meinem Rundgang durch diesen Dom der Schöpfung begegnete ich gestern einem Indianer mit einer langen Flinte; er winkte mir von weitem zu, und als er zu lange hinter einem großen Baume blieb, glaubte ich schon, er wolle mich erschießen. Er war aber froh, als ich ihm nichts that. Er scheint jenem traurigen Geschlechte anzugehören, das seine Entstehung der unglücklichen Ehe zwischen Civilisation und Indianerthum verdankt. — Bei den Mahlzeiten saß ich mit den Holzhackern des Hotels immer an einem Tisch und sogar neben ihnen, was aber hier zu Land gar nichts Besonderes ist und Einem Tag für Tag begegnen mag. Nur einmal überraschte ich mich heute bei einer europäischen Anwandlung, als ich es befremdlich fand, daß den Taglöhnern vor mir vorgelegt wurde; ich fühlte mich keineswegs verletzt durch die Bevorzugung der Arbeitsleute, das wäre ja entsetzlich schwach und thöricht, aber es lächerte mich doch. Der Amerikaner kennt einmal keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen gebildet und ungebildet, zwischen reich und arm, jeder Einzelne hat das felsenfeste Bewußtsein, ein freier Bürger der Vereinigten Staaten zu sein, und dies Bewußtsein gibt ihm seinen Stolz. Knechte als Stand gibt es hier nicht; wohl hat man Leute, die in Dienstverhältnissen stehen, welche sich aber nach gethaner Arbeit für ebenso frei und unabhängig halten als die größten Fürsten; doch hiervon ein andermal an geeigneter Stelle. God bless you.

XIV.

20. November 1869.

Ich bin auf dem Rückweg meiner Excursion zu den Mammuth-Bäumen und fahre soeben auf dem San Joaquin-Fluß von Stockton nach San Francisco. Die Wasserfahrt soll von Nachmittags zwei Uhr bis Abends halb elf dauern. Da unser Dampfer aber viel

länger ist als der Fluß breit, und da letzterer unendlich viele Krümmen macht, so bleiben wir alle Augenblicke im Schlamm stecken oder wir fahren gegen eins der Ufer fest und müssen dann mit endlosen Anstrengungen wieder ins rechte Strombett gebracht werden. In diesem Augenblick poltern und schaffen sie gewaltig an unserer Befreiung; so wird es voraussichtlich einige Stunden später in der Nacht werden, bis wir San Francisco erreichen. In dieser Erwartung habe ich mir eine kleine Schlaf-Cabine, oder besser die Hälfte einer solchen, genommen und werde erst morgen frühe in die Stadt gehen, nachdem ich mich hier gründlich von der letzten schlaflos durchfahrenen Nacht ausgeruht haben werde. Als ich San Francisco verließ, deponirte ich meinen Koffer bei dem österreichischen Consul und kann ihn, da dieser den morgigen Sonntag bei seinen Kindern auf dem Lande zubringt und sein Büreau geschlossen ist, erst Montag früh in Empfang nehmen. Den ganzen Sonntag muß ich deßhalb in meinen schon sehr abgenutzten Reisekleidern in der Stadt verweilen und würde mich wohl schämen müssen, in diesem Aufzug Besuche zu machen. Ich wählte die Dampfschiff-Route von Stockton nach San Francisco, weil sie die billigere ist, und ich sie neulich größten Theils bei Nacht gemacht habe, während ich die Eisenbahn zwischen beiden Städten von meiner Ankunft her schon kenne. Die Gegend rings um den Fluß ist bis zum Horizont entsetzlich flach und einförmig; nichts als Schilf zu beiden Seiten. In dem winzigen Gewässer muß sich unser großes, übrigens sehr elegantes Dampfboot recht spaßhaft ausnehmen.

Vor meiner Abfahrt von Murphis schlief ich heute Nacht eine ganz kurze Zeit, indem ich mich unten in der Wirthsstube auf einem Canapé niederließ. Um 1 Uhr ging's schon fort; ich war anfangs der einzige Passagier und saß wieder auf dem Bock neben dem Kutscher. Wir hatten eine wundervolle Vollmond-Nacht, wie ich nur ein einziges Mal vor Jahren eine ähnliche gesehen. Es war ein herrliches Zusammentreffen, daß ich zum ersten Mal im Leben eine Nacht hindurch über Land im offenen Wagen fahre, und daß

gerade in dieser Nacht der glänzendste Vollmond unsern Weg erhellt. Gegen Morgen fror ich etwas und wurde entsetzlich schläferig, ohne jedoch meinen Kopf anlegen zu können, geschweige denn wegen des furchtbaren Stoßens einzuschlummern. Als wir zur Frühstücks-Station kamen, fiel ich, da das Essen noch nicht fertig war, sogleich in einen dumpfen Schlaf, welcher aber leider nur zwanzig Minuten dauerte; der Kutscher weckte mich, ich solle frühstücken, es gehe gleich weiter. Die zwölfstündige Fahrt verlief indeß rasch, obgleich ich beinahe gar kein Wort sprach und mich einer innern Stille überließ, die übrigens mehr einem leisen Schlaf ähnelte als geistiger Sammlung. Von dieser Fahrt wird mir nur der Vollmond im Gedächtniß bleiben, sonst nichts, weil ich viel lieber im Bett geschlafen hätte.

San Francisco, 21. November.

Hier wurde ich gestern durch das zu starke Schwanken des Schiffes unterbrochen, ich mußte die Feder weglegen. Die Fahrt war entsetzlich langweilig, das Wetter unfreundlich, so daß ich nicht gerne auf dem Verdecke sein mochte. Ich legte mich früh zu Bette und schlief vortrefflich; in meiner Cajüte war ich zum Glück allein. Doch ich will endlich einmal von San Francisco beginnen.

Die Stadt liegt an der nord-westlichen Seite der gleichnamigen Bai, eines Theils an das Gebirge angelehnt, andern Theils in das Wasser hinein gebaut, d. h. die Bucht ist an manchen langen Brücken mit Schutt zugefüllt worden. Im Norden der Stadt trennt die ganz schmale Meerenge, genannt das Golden Gate, die Bai vom stillen Ocean. San Francisco liegt nicht selbst an demselben, sondern etwa eine deutsche Meile davon entfernt. Die Lage der Stadt an der Bai ist bezaubernd. Im Hintergrund hohe Berge, zu Füßen der Golf mit einigen sehr malerischen Inseln, und hinter demselben, in die Wolken sich verlierend, die Ausläufer der Sierra Nevada. Die Eisenbahn ist vom gegenüber liegenden Ufer auf einer Pfahl-Brücke noch eine lange Strecke ins Wasser gebaut;

dann muß man die Fähre benützen, um zur Stadt überzusetzen. Als ich am 8. November Abends hier ankam, war es mir eigenthümlich zu Muthe; theils heimelte es mich an, und dann war mir wieder Alles ganz fremd, und das Bewußtsein, in die Nähe vom großen Ocean zu kommen, hätte mir fast Heimweh verursacht. Aber schön und überraschend ist es doch, wenn man das glückselige Land Californien betritt. Sechs lange Tage fährt man unablässig auf der Eisenbahn. In den östlichen Staaten ist es winterlich kalt, auf den Prairieen und Steppen öde, in dem Felsgebirge kahl und frostig, in der Sierra wild und schauerlich, Schnee auf den höchsten Spitzen, tüchtiger Winter an vielen Orten, Spätherbst all überall, — und eines Morgens erwacht man und sieht sich plötzlich in einem schönen, seeligen Lande, alle Bäume sind mit Grün geschmückt, alle Wälder, alle Wiesen duften, die herrlichsten Früchte werden den Reisenden feil geboten, die Luft ist weich und warm, der Himmel strahlt in wolkenloser Bläue. Das ist Californien! Welch einen Eindruck macht dieser unerwartete Wechsel! ich wußte erst nicht, wie mir geschah, und hätte es für einen Traum halten können. Es war schon dunkel, als wir nach San Francisco kamen, so daß ich von der Lage der Stadt nichts mehr sehen konnte. Nach der endlosen Eisenbahn-Tour war es mir sehr angenehm, die kleine Strecke bis zur Stadt zu Wasser fahren zu können. Mit dem Hotel, das man mir empfohlen hatte, war ich gar nicht zufrieden; doch da ich nur da schlafe, des Tages über selten da bin und niemals irgend eine Mahlzeit da nehme, so habe ich auch nicht viel zu klagen; meine Bedürfnisse sind so gering, daß ich bald befriedigt bin. Gleich nach meiner Ankunft erfrischte ich mich durch ein stärkendes Bad. Wie wohlthuend, nach vollen acht Tagen staubigster Reise sich zum ersten Mal sauber waschen zu können! Man fühlt sich gewissermaßen neugeboren. Die ersten Tage meines Hierseins brachte ich selbstverständlich mit Excursionen kreuz und quer nach allen Richtungen und Enden der Stadt und mit Besuchen der Sehenswürdigkeiten zu. Letzterer gibt es nicht viele. San

Francisco hat, wie fast alle amerikanischen Städte, keine Kunstschätze, die man auch speciell hier gar nicht erwarten darf. Die Stadt ist erst zwanzig Jahre alt und zählt jetzt schon 150,000 Einwohner. Einige Herrn, die im Jahre 1849 hier ankamen, erzählten mir, daß sie die erste Zeit noch in Zelten gewohnt hatten, und zwar da, wo jetzt die schönsten Straßen stehen. Die Auffindung der Goldminen im Jahr 1845 hat ja überhaupt erst Californien ans Licht gezogen. San Francisco ist jetzt das Haupt-Emporium des Handels mit China und Japan, und ich glaube, man kann dieser Stadt eine sehr glänzende Zukunft verheißen. Ihr Charakter ist vorherrschend kosmopolitisch; fast alle Nationen und Racen sind hier vertreten. Ihre Lage als Endstation der großen transcontinentalen Eisenbahn, als größte Stadt Amerikas am stillen Ocean und als unvergleichlicher Hafen verheißen ihr einen glänzenden Aufschwung. Der Hafen mit der großen Menge von Schiffen aller Art ist sehr interessant zu sehen; dabei imponirte mir die unzählige Menge Getreide, die am Ufer zum Versenden aufgespeichert war. Als ich dahin kam, bemerkte ich große Aufregung und eine zahlreiche Menschenmenge; man erwartete den Postdampfer von Panama, der monatlich nur ein- oder zwei Mal ankommt. Schöne Straßen gibt es hier nur wenige; viele sind noch sehr schlecht gepflastert und von beiden Seiten durch sehr elende Häuser eingefaßt. Wegen des gebirgigen Terrains sind manche Gassen so steil, daß man nur sehr schwer hinauf und hinunter fahren kann. Kirchen und öffentliche Gebäude sind wenig nennenswerth. An Kaufläden sah ich nichts Besonderes, nur einige chinesische Bazars, welche zum Theil von deren eigenen Landsleuten gehalten werden. Einige Hotels von besonderer Stattlichkeit erregten meine Aufmerksamkeit. Was mich sehr freute, war, hier Kaffeehäuser zu finden, deutsche Kaffeehäuser nach deutscher Sitte, nicht um in ihnen den Tag umzubringen, sondern um angenehm frühstücken zu können. Frühstück im Speisesaal eines Hotels ist mir ein Gräuel; lieber faste ich, als mich dieser hier allgemein üblichen Sitte zu unterziehen. Am

zweiten Tage meines Hierseins machte ich erst mit der Pferde-Bahn, dann mit dem Omnibus eine Fahrt nach Cliffhouse, welches am stillen Ocean gelegen ist. Hier hat man bei klarem Wetter eine herrliche Aussicht auf die See. Leider habe ich Regen dabei getroffen. In unmittelbarer Nähe des Ufers sind ein Paar Klippen aus dem Meere heraus starrend, welche über und über mit Seehunden bedeckt sind; man kann sie vortrefflich mit freiem Auge gewahren. Wenn ihnen die See zu unruhig wird, und sie in ihrer friedlichen Lage mit Wasser bespritzt werden, springen sie alle nach einander ins Meer hinunter. Die Regierung hat Beschlag auf diese Thiere gelegt, daß keines mehr getödtet werden darf. Ich sah lange mit größtem Interesse zu, wie die Fluth so herrlich an die Felsen brandete. Aber die Hauptsache war mir doch, den stillen Ocean einmal für alle Zeiten gesehen zu haben. Diese Erinnerung mit mir zu nehmen und Andern erzählen zu können, daß ich von der Küste der Nordsee zu der des Pacific-Ocean gereist und alle dazwischen liegenden Länder und Völker im Fluge besucht habe, ist das nicht der Mühe werth?

Mit großem Interesse besuchte ich die öffentlichen Markthallen, in denen sämmtliche Viktualien feil geboten werden. Sie sehen unendlich appetitlich aus und machen dem Besucher förmlich den Gaumen lecker. Metzgerläden finde ich im Allgemeinen sehr widerlich, da es immer darin stinkt und Blut und Därme die Hauptrolle spielen. Hier aber herrscht die größte Reinlichkeit und Nettigkeit. Alle eßbaren Land- und Seethiere, alle Gemüse, Obst und sonstige Früchte kann man da neben einander aufgetischt sehen; selbst die Käse, die mir sonst in jeder Form ein Schrecken sind, erregten mein Wohlgefallen. Erstaunt war ich, alle Gemüse, die bei uns im Laufe des ganzen Jahres nach und nach zu ihrer Zeit erscheinen, hier auf einmal beisammen zu finden. Spargel, Spinat, Bohnen, Erbsen, Rüben, Kohl u. s. w., Alles ist hier zu jeder Zeit frisch zu haben. Noch auffallender ist es mit dem Obst und den Blumen. Herrliche Trauben, wundervolle Aepfel und Birnen, die köstlichsten

Orangen, prächtige Feigen und Erdbeeren sind alle zu dieser Jahreszeit reif; von allen aß ich der Rarität halber. Frische Erdbeeren im November überraschten mich am meisten; daneben sind Rosen und Veilchen in Sträußchen zum Verkauf aufgestellt. Alles ganz wie im Sommer. Auch in den umliegenden Gärten ist natürlich alles grün, und viele Blumen sah ich zu meinem Erstaunen in duftiger Blüthe.

Sehr viele Liebenswürdigkeiten erfuhr ich von den beiden Consuln, dem österreichischen und dem norddeutschen; beide überboten sich in Rücksichten und Aufmerksamkeiten für mich und trachteten mir meinen hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Den österreichischen besuchte ich in seiner Wohnung in Oakland jenseits der Bai, blieb bei ihm über Nacht und besuchte mit seinem Wagen an jenem schrecklichen Tage die Unglücksstätte. Er ist ein Triestiner und lebt hier als Kaufmann seit fast zwanzig Jahren. Außerdem machte ich die sehr angenehme Bekanntschaft eines evangelisch lutherischen Pfarrers, Namens Bühler, eines jungen Mannes, dessen Familie, obgleich er selbst in Amerika geboren ist, aus Norddeutschland stammt; ich hörte ihn einige Male predigen und besuchte ihn schon wiederholt; einmal blieb ich beinahe fünf Stunden bei ihm. Er gehört der strengen altlutherischen Richtung an, die in der fast über alle Vereinigten Staaten verbreiteten Missourisynode ihren konkreten Ausdruck findet. Dieselbe hat für die evangelisch lutherische Kirche und deren Ausbreitung in Amerika schon Unglaubliches gethan und zeichnet sich vor allem durch stramme Einigkeit ihrer Glieder aus. Mir dünkt die evangelisch lutherische Kirche wohl nirgends auf Erden in so blühendem und Frucht bringendem Zustand als gerade hier. Gegen Unionsbestrebungen, gegen Protestantenverein und gegen liberalisirendes Oberkonsistorium hat sie sich nicht zu wehren und kann sich daher frei nach ihrem innersten Wesen und evangelischen Geiste entwickeln. Dabei nimmt sie eine sehr energische Stellung gegen römische Extravaganzen und bekämpft das Papstthum so entschieden, wie es mir von

gläubiger evangelischer Seite noch niemals vorgekommen. Ich hatte früher von diesem gesunden Leben unsrer Kirche in Amerika keine Ahnung und dachte, daß die Freiheit, die so viel gerühmt wurde, darin bestehe, daß man sich eben von jedem Glauben und jeder Autorität frei mache. Aber ich lernte erkennen, daß gerade für die Kirche und ihr heilsames Gedeihen kein Erdreich so ersprießlich sei, als in solchem Lande, wo der „Racker von Staat", wie Friedrich Wilhelm IV. sagte, seinen büreaukratisch lähmenden Einfluß nicht geltend macht. In gläubigen Synoden werden gar keine Ungläubigen zu Gemeinde-Gliedern aufgenommen, und nur der ist stimm- und wahlberechtigt, der sein volles Bekenntniß auf die symbolischen Bücher abgelegt. Unchristliche Geistliche kommen deßhalb bei gläubigen Gemeinden gar nicht vor. Die lutherische Kirche Amerika's scheint mir der apostolischen vor allen andern Kirchen am nächsten zu kommen, wie die Kirche noch bestand und gegründet war auf einmüthiges Bekenntniß Aller, ohne allen äußeren Tand, ehe noch Konstantin, der erste christliche Büreaukrat, das Christenthum zur Staatsreligion erhob. Das war der erste Schritt zur Verweltlichung der Kirche, und sie seufzt seitdem noch immer mehr oder minder unter den ihr damals angelegten Fesseln.

Am ersten Advent-Sonntag soll eine neue evangelisch-lutherische Kirche hier eingeweiht werden; heute war der letzte Gottesdienst in der alten, welche nur aus einer provisorisch zur Kirche hergerichteten Halle bestand. Dieselbe war nüchtern und schmucklos, der Altar ein mit grünem Tuch bedeckter Tisch, die Kanzel dahinter nur ein kleiner Pult. Der Gottesdienst, von der sehr vorzüglichen Predigt abgesehen, ist ebenso nüchtern, wie meistens in evangelischen Kirchen, wo die ganze Andacht von der persönlichen Richtung des Geistlichen abhängt. Ist er gläubig, dann hat man seine Erbauung; ist er's nicht, so hat man keine. Die Gemeinde thut gar nichts und hört stumm zu. Kein Wunder, daß so Viele dabei einschlafen; denn es ist doch schlechterdings nicht zu verlangen, daß man die Salbadereien mancher Pfarrer mit wachem Interesse verfolgen soll.

Es ist nicht gut, daß die Gemeinde auf Gnade und Ungnade dem Geistlichen überlassen sei. Hier zu Lande schadet es weniger, da die Verfassung der Gemeinde volle Garantie bietet, daß nur ein bekenntnißtreuer Seelsorger gewählt werde.

Der Aufenthalt in Californien wird für mich den Nutzen nicht haben, den ein so immens interessantes Land Jedem bieten müßte, der ihm mit Interesse entgegenkommt. Ich blieb zu kurze Zeit und war auch während dessen fast nur hier in der großen Stadt. Das kommt aber daher, weil ich nicht länger Zeit habe, und weil die Reise hieher wider alles Erwarten unternommen wurde, ohne jemals zuvor im entferntesten projektirt gewesen zu sein. Ich wollte aber die sich nur einmal bietende Gelegenheit mir nicht entgehen lassen. Es war vielleicht nicht klug, hat enorm viel gekostet und wird mir große Ersparungen für die Weiterreise auferlegen; aber geschehen ist es einmal, und ich habe doch das gerühmte Wunderland gesehen, habe die interessanteste Reise gemacht, die man in diesem Jahre unternehmen kann, und etwas bleibt doch immer im Gedächtniß, im Herzen haften, was niemals verwischt werden kann. Das ist der unendliche Vortheil des Reisens durch ferne, fremde Länder, ein Vortheil, von dem ich früher keinen Begriff hatte, ja den ich geradezu leugnete, daß Auge, Herz und Sinn für tausend Eindrücke empfänglich und zugänglich werden, an denen man früher kalt und theilnahmlos vorbeigegangen. Auch hatte ich ehedem nicht die mindeste Lust zum Reisen, eher Abneigung davor. Jetzt ist die Freude daran in hellen Flammen aufgeschlagen, und ich hoffe, sie wird nie wieder verlöschen. Niemals noch habe ich so sehr gewünscht, ich möchte recht steinreich sein. Ich würde dann den Erdball von einem Pol zum andern durchpilgern, zu allen Völkern und Nationen wandern, zu sehen, was sie wünschen und begehren, wie sie kämpfen und leiden, wie hell ihnen der Strahl der Offenbarung leuchtet, wie sie ihren Göttern opfern und sie versöhnen, und wie in ihnen der Trieb, der unauslöschliche, nach Glück und Versöhnung sich kund gibt. Wie kann

man das Alles in unsren Tagen haben! Da lernt man erst die immense Ausdauer und den fabelhaften Eifer der Männer aus vergangenen Tagen kennen, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten sie zu ringen, welche Gefahren sie zu überwinden, welche Strapazen sie zu erdulden hatten. Wir aber genießen nur in aller Bequemlichkeit, was jene Männer nach endloser Forschung uns mitgetheilt. Das ist wieder ein großer Vorzug unsres Jahrhunderts, daß fast nichts, was auf Erden webt und lebt, der Kenntniß der Menschen mehr verborgen bleibt. Was man für sagenhaft, für unerreichbar gehalten, was man in die Gebiete des Uebernatürlichen versetzt, Alles hat uns die Wissenschaft klar und einfach enthüllt. Hinauf bis zu den Sternen des Himmels ist sie gedrungen und hat ihnen ihre Gesetze abgelauscht. Tief hinunter in die untersten Oerter der Erde ist sie gelangt und hat ihre Eingeweide erforscht. Die noch unbekanntesten Länder und Meere hat sie entdeckt und dadurch dem Bereich der Sage entrückt und der Geschichte zurückgegeben. Nach allen Enden der Welt hat sie Bahnen und Straßen geebnet, auf welchen die Völker und Nationen sich begegnen mögen.

Salt-Lake-City, 26. November.

Lange Unterbrechung, liebe Eltern! Doch bin ich seither wieder weit gereist und befinde mich in diesem Augenblick an einem der originellsten Plätze der Erde, nämlich in der Mormonen-Stadt. Heute Abend will ich nur noch wenige Zeilen hinzusetzen, ehe ich den längst begonnenen Brief schließe, und denke, Euch von St. Louis ausführlich weiter zu schreiben. Dem schönen Californien mußte ich leider viel zu früh Lebewohl sagen; doch drängte meine karg gemessene Zeit und der herannahende Winter. Selbst bei längerem Aufenthalt hätte ich von den Schönheiten der Sierra Nevada nichts mehr genießen können, weil es für Excursionen in derselben schon zu spät in der Jahreszeit ist. Ich mußte mich nämlich eilen, die hohen Gebirge in den Rücken zu bekommen, ehe

sie verschneit werden möchten. Man ist sehr gespannt, ob und wie die neue Pacificbahn von den Einflüssen des ersten Winters zu leiden haben wird. Gegen die Verwehungen hat man Schneedächer errichtet von wahrhaft unglaublicher Länge; nichts desto weniger ist man auf eine mehrmonatliche Unterbrechung jeglichen Verkehrs im Voraus gefaßt. Beim Scheiden tröstete ich mich mit der sehr schwanken Hoffnung, daß ich diesen Garten Gottes wohl zum ersten, aber nicht zum letzten Mal verließe und daß ich ihn, wenn mir langes Leben beschieden würde, immer wieder sehen könnte.

Am Vorabend meiner Abreise speiste ich bei dem Banquier, bei welchem ich accredirt war, machte Abschiedsbesuche bei den Consuln und den sonstigen mir gewordenen Bekannten, packte meinen Koffer und fuhr Dienstag den 23. November Vormittags um 8 Uhr aus meinem Hotel ans Dampfboot. Ich saß in einem riesengroßen, altväterischen Reisewagen mit ungeheuren Schwungfedern; zum Glück saß ich vorwärts, denn es war noch sehr früh am Tag. Unmittelbar vor der Abreise ward mir ein tiefer Schmerz; ich mußte meine alten, sehr bequemen Reisestiefel im Hotel zurücklassen. Sie hatten mir so manches Jahr treu gedient, waren schon so oft zerrissen, so oft geflickt, daß sie mir wahrhaft ans Herz gewachsen waren. Aber es war unmöglich, sie ferner unter Menschen zu tragen, obgleich ihre Schäden durch Gamaschen ziemlich überdeckt waren.

Wir hatten einen herrlichen Morgen, als wir über die Bai von San Francisco fuhren. Möven umkreisten uns in Schaaren und schrieen ein freundliches Lebewohl. Am Landungsplatz in Oakland, wo ich die Eisenbahn bestieg, hatte ich die Freude, den österreichischen Consul, der so sehr liebenswürdig gegen mich gewesen, noch einen Augenblick zu sehen und mich von ihm verabschieden zu können. Es überkam mich ein gelindes Grauen, als ich den Waggon betrat und unwillkührlich des letzten schauderhaften Unglücks gedenken mußte. Man hatte gerade in den letzten Tagen von Unfällen auf dieser Bahn vernommen, so daß ich es gerne vermieden hätte, sie

zu benutzen. Es war zum ersten Mal im Leben, daß ich eine kleine Angst vor der Eisenbahn empfunden; doch überwand ich sie und dachte schon nach wenigen Minuten an keine Gefahr mehr. Als wir kurz darauf die Jammerstätte von neulich passirten, gab es mir plötzlich einen Stich durchs Herz, zumal man noch sah, daß hier eine Zerstörung gehaust. Einige Minuten darauf drängte sich Alles an die Fenster, und als ich hinaus sah, lag eine umgestürzte Locomotive da, tief in den Boden gewühlt. Viele Arbeiter waren beschäftigt, sie auszugraben. Also schon wieder ein Unglück! es war Tags zuvor geschehen. Wir aber dampften weiter, und Gott sei Dank! uns geschah nichts. Ich fühlte mich jenen Tag nicht sehr wohl, hielt mich aber ganz ruhig und war den anderen Morgen wieder bei der Hand. Die Reise hierher und den Aufenthalt am Salzsee will ich im nächsten Brief beschreiben; nur eins will ich heute noch sagen, nämlich daß ich diesen Nachmittag den Mormonen-Propheten Brigham Young besuchte. Morgen in aller Frühe reise ich von hier nach St. Louis und von dort, ob direct oder auf Umwegen, weiß ich noch nicht, wahrscheinlich aber mit dem Dampfboot den Missisippi hinab, nach New-Orleans, wo Ihr mich an Weihnachten in Gedanken aufsuchen könnt.

XV.

St. Louis (Missouri) 30. November.

Den schon so lange beabsichtigten Brief an Dich, mein erlauchter Freund, verschob ich immer, bis ich Dir etwas Seltenes, etwas Außergewöhnliches zu berichten hätte, etwas, was selbst Du, der Allgereiste, auf Deinen Fahrten nicht gesehen, etwas, was Dich deshalb um so mehr interessiren müßte, als Du selbst wohl niemals von einem Augenzeugen darüber vernommen. So etwas ist der Besuch in Salt-Lake-City, der Stadt der Mormonen, der

Heiligen vom letzten Tage, und der Besuch bei deren Propheten Brigham Young. War letzterer auch sehr kurz und oberflächlich, so ist es doch von allergrößtem Interesse für mich, selbst für die spätesten Zeiten, mit diesem Manne, der wohl zu den bedeutendsten der Gegenwart gezählt werden kann, gesprochen und gesehen zu haben, was sein und der Seinigen Fleiß und Spannkraft geschaffen und gebildet haben. Ich vermeide es vollkommen, Dir in diesem Brief einen Gesammtüberblick über meine bisherige Reise zu geben, wie Du vielleicht erwartet hast. Ein solcher könnte in einem Schreiben nur allzu skizzirt ausfallen; auch habe ich in allen meinen bisherigen Briefen an geeigneter Stelle Genügendes über die Eindrücke gesagt, die ich in den Vereinigten Staaten empfangen, und zwei Mal vermag ich unmöglich Derartiges zu erzählen. Lange hintennach würde eine recht übersichtliche Beschreibung zu dürr, geographisch und statistisch ausfallen und sich viel besser, angenehmer und richtiger aus einem Geographiebuch lesen als aus meinen Briefen. Darum mußt Du auf eine General-Uebersicht verzichten und fürlieb nehmen mit der schlichten Erzählung meiner Mormonen-Wallfahrt, die ich unbedingt die originellste Expedition in meinem Leben nenne. Warst Du denn nicht sehr erstaunt darüber, daß ich meine Reise bis zum stillen Ocean ausgedehnt, und hast Du es nicht sehr gebilligt? Ich dachte mir, aller Wahrscheinlichkeit nach träte die Versuchung nach den Lüften, nach dem milden Himmel Californiens nur ein Mal in meinem Leben an mich heran. Die Sehnsucht könnte sich später immer noch regen, aber stillen könnte ich sie dann schwerlich. Ich besann mich also nicht lange, grübelte nicht wie Hamlet, sondern handelte rasch wie Macbeth, indem ich wie er sagte: „Wär's abgethan, wenn es gethan, dann wär's am Besten rasch gethan.“ War zwar die Reise dahin lang und theuer, dauerte der Aufenthalt verhältnißmäßig viel zu kurz, sah ich auch keine Goldminen, keine Silberadern, keine Quecksilber-Schachte, konnte ich zwar nicht die gewünschte Expedition in das berühmte Yo-Semmite Thal, das schönste Thal der Welt, machen,

weil die Jahreszeit schon zu spät war, sah ich auch keinen Fuß breit von dem schon mehr tropenähnlichen Süd-Californien, pflückte ich auch keine Orangen und Feigen von den Bäumen, weil ich meist in der Hauptstadt San Francisco war, habe ich also tausend schöne Dinge nicht gesehen und genossen, die man von Californien für unzertrennlich hält, — so war ich doch immer dort in dem berühmten Zauberland; ich habe die nie verlöschende Erinnerung daran; ich sah den stillen Ocean an die Felsen branden, ich habe die wundervolle Bai von San Francisco, umgeben von den romantischen Bergen und besäet mit den malerischsten Inseln, befahren; ich habe jenes wunderbare Klima, das sich durch Unveränderlichkeit vor allen anderen auf der Welt auszeichnet, genossen, ich habe jene zauberhaften, weichen, duftigen Mondnächte gekostet, ich habe die größten Bäume auf dem ganzen Erdenrunde besucht, ich habe die an Naturschönheiten so überreiche Sierra Nevada durchreist, ich habe die unendlich lange Prairie im Far-West befahren, ich habe die achttausend Fuß hohen Felsberge überstiegen, ich habe Indianer und Chinesen gefunden, ich habe Antilopen und Prairiehunde getroffen, ich bin sechs Tage und fünf Nächte ununterbrochen auf der Pacific-Bahn westwärts geeilt, ich habe Tausende von Meilen auf einer Fahrt zurückgelegt. War das nicht Alles der Mühe und der Reise werth? Etwas habe ich doch gesehen, wenn auch nicht Alles, wodurch Californien vor andern Ländern berühmt ist, und mit dem Wenigen begnüge ich mich. Der Reiz der Neuheit war mächtig; die große enorme Pacific-Bahn besteht erst seit diesem Jahr, die ganze Fahrt ist also für den Reisenden von ganz besonderem Interesse, zumal sie die bedeutendste Bahn auf der ganzen Welt ist, sowohl nach Ausdehnung als Wichtigkeit. Jetzt erst sind die Vereinigten Staaten ein Land, nachdem seine beiden Küsten nicht mehr durch unübersteigliche Gebirge und undurchdringliche Prairien getrennt sind. —

Um aber St. Louis mit aller Muße betrachten zu können, dann den Mississippi hinunter nach New-Orleans zu schiffen, in

dieser Stadt einige Wochen zu bleiben und doch nicht zu spät in die ersehnten Tropen zu kommen, war es unerläßlich, daß ich nicht später als den 23. November von San Francisco abreise. Ich hatte beabsichtigt, auf meiner Rückkehr die in der Sierra auf der Grenze zwischen Californien und Nevada gelegenen wundervollen Seen: Tahoe und Donner zu besuchen, deren Wasser so klar ist, daß man in Betrachtung der Photographien in Verlegenheit geräth, welches die Berge selbst und welches der Reflex derselben auf der Wasserfläche ist. Beide sind unendlich gepriesen wegen ihrer wundervollen Schönheit und liegen sehr nahe an der Eisenbahn, durch reguläre Postverbindung zu erreichen. In den letzten Tagen, die ich in San Francisco weilte, lernte ich nun zufällig einen jungen, charmanten Kaufmann aus Bremen kennen, welcher dieselbe Reise macht wie ich, d. h. von Californien nach St. Louis und von da nach New-Orleans. Er hatte sehr Eile und konnte seine Reise nicht mehr verschieben. Um aber die endlose Fahrt durch die Prairie lieber in Gesellschaft als allein zurückzulegen, opferte ich die beiden Seen dem Reisegefährten und fuhr zwei Tage früher fort als er, weil ich den Besuch in Salt-Lake-City für unerläßlich hielt. Auf meiner Rückkehr von da trafen wir uns an der der Mormonenkolonie nächstliegenden Bahnstation, von wo wir die Strecke bis hieher in etwa achtzig Stunden zurücklegten.

Von San Francisco bis Sacramento führt die Bahn durch die Ebene, zuerst eine Strecke am Meer entlang, dann ins Land einbiegend. Es ist unendlich wohlthuend, im November Alles grün und in voller Blüthe zu sehen. Die Bäume waren alle dicht belaubt, alle Gärten dufteten von frischen Blumen, wie man sie bei uns nur im Sommer findet; alle Obstsorten sind zu gleicher Zeit frisch und reif. In San Francisco ist ewiger Frühling, in Sacramento ewiger Sommer. Eine so gleichmäßige Temperatur wie in ersterer Stadt soll es nirgends auf der Welt wieder geben. Nie ist es heiß, nie kalt; man trägt nie einen Paletot, aber auch nie Sommerkleider. Kein Lüftchen regt sich; acht Monate lang

fällt kein Regentropfen, die vier übrigen Monate soll es viel und stark regnen. Gleich nach solchem Regen ergrünt Alles von neuem. Ich habe es sehr günstig getroffen; denn als ich ankam, prophezeite man den Eintritt der Regenzeit und bemerkte dabei, einmal angefangen, würde es nicht so bald wieder nachlassen. Wirklich fiel den zweiten Tag schon der erste Regen; aber den dritten war es wieder ganz hell und so blieb es auch, so lange mein Aufenthalt währte. Mondnächte habe ich dort verlebt, wie man sie in den Gondeln auf dem Kanal Grande in Venedig nicht magischer verträumen kann.

San Francisco ist der Haupt-Handelsplatz des Westens und unterhält die Verbindung mit China und Japan. Die Lage der Stadt ist außerordentlich günstig, der Hafen ein natürlicher, durch die Bai gebildet. Erst seit zwanzig Jahren existirt San Francisco, zählt aber schon bereits 150,000 Einwohner und hat sehr schöne belebte europäische Straßen. Der Hauptexport besteht in Getreide nach England und Asien. Denke Dir, neulich kam aus dem Inneren des Landes mittelst Bahn und Dampfer an einem einzigen Tage folgende fabelhafte Masse von Produkten zum Export hier an: 19921 Säcke Weizen, 5723 Gerste, 1921 Hafer, 7028 Kartoffeln, 502 Mehl, 862 Bohnen, 700 Salz, 60 Zwiebeln, 23 Roggen, 610 Kornmehl, 40 Cichorien, 50 Senfsaamen, 120 Ballen Stroh, 1282 Heu, 130 Wolle, 1350 Häute, 400 Tonnen Kohle. Erschrick nicht über die vielen Zahlen; ich habe sie mir eigens notirt, indem ich mir dachte, es würde Dich interessiren, einen flüchtigen Ueberblick über die Größe des hiesigen Exportgeschäftes zu erhalten.

Sacramento ist die Hauptstadt von Californien, wenn auch viel jünger und kleiner als San Francisco. Im Augenblick wird an einem sehr schönen Capitol gebaut. Der ungeheure Fleiß und der vor nichts zurückschreckende Unternehmungssinn der Amerikaner zeigt sich vielleicht nirgends so glänzend als gerade in dieser Stadt, die schon mehrmals seit der kurzen Spanne Zeit ihres Bestehens

ein Raub der Flammen geworden und jedes Mal wieder neu gebaut wurde. Desgleichen hatte sie viel durch Ueberschwemmung des Sacramento River zu leiden. Was geschah? Das Niveau der ganzen Stadt wurde um zehn Fuß erhöht und das Flußbett beträchtlich tiefer gegraben. Ist das nicht staunenswerth? Schwierigkeiten kennt der Amerikaner nicht, sie werden alle durch seine Riesen-Willenskraft überwunden. Das ist auch diejenige Eigenschaft dieser Nation, die mir am meisten imponirt und welche dieselbe vor allen anderen der Welt auszeichnet. Wenn die alma mater Darmstadt von dem enormen Darmstrome überfluthet würde, glaubst Du, daß man dann auch die unbelebten Gassen heben und den großen Woog erweitern würde? Bis die hohen Kammern es erledigt hätten, würden die Fluthen wohl hundert Mal herauf- und wieder niedergerauscht sein. — Sacramento sah ich nur zweimal auf der Durchreise, ohne mich dort aufzuhalten. Es soll daselbst ungeheuer heiß sein; auch ist diese Stadt ganz besonders von Mosquitos heimgesucht. Das weiter südlich gelegene Fort Yuma soll zu den heißesten Punkten auf der ganzen Welt gehören. Man erzählt die Anekdote, daß ein alter Soldat, der lange Jahre dort garnisonirt hatte, gestorben und seines bösen Lebens halber in die tiefste Hölle gefahren sei, wo es am heißesten gewesen. Tags darauf soll er schon um seinen Mantel telegraphirt haben, weil es ihn unten friere. Welch wunderbares Land, dies Californien! Ewiger Frühling in San Francisco, ewiger Sommer in Sacramento, und ewiger Winter hoch in der Sierra. Bald hinter Sacramento, wohin man in sechs Stunden fährt, beginnt die Bahn zu steigen; die Scenerie wird immer romantischer, die Berge immer höher, die Luft immer kälter. Ich bin überzeugt, daß dieser Theil der Pacific-Eisenbahn zu den pittoreskesten Bahnen überhaupt gehört; und wie unendlich rasch wurde sie gebaut? Du mußt jede etwaige Erwartung, daß ich die Landschaft beschreiben würde, im Keim ersticken; ich bin nicht im Stand, etwas über eine Gegend zu sagen, thue es auch niemals. Ich könnte höchstens allgemeine Phrasen

auftischen, die man in jeder Zeitung und jeder Reisebeschreibung wiederfindet. Ich kann eine Gegend großartig finden, entzückend, imposant, lieblich, überwältigend, bezaubernd; aber anatomisch sie zu beschreiben vermag ich nicht im Geringsten; es würde sich aus meiner Feder sehr kläglich ausnehmen. Wie ein Bach heißt, oder ein Berg, oder ein Fluß, oder wie hoch ein Berg ist, oder gar, ob er eisenhaltig ist, oder Kupfer birgt, — das interessirt mich nie und frage ich auch fast niemals. Ich finde ihn schön, das ist Alles; ich freue mich, ihn zu sehen, kann selbst seinethalben eine Stunde lang auf der Plattform des Waggons frieren; nur beschreiben kann ich ihn durchaus nicht.

Nach zweimal vierundzwanzigstündiger Fahrt kam ich nach Promontory Point, wo die Union-Pacific-Bahn beginnt. Kurz darauf tritt der große Salzsee mit seinem blauen Gewässer an die Bahn heran und begleitet sie einige Meilen lang; später tritt er etwas zurück, um dann nochmals zu erscheinen. Nach etwa drei bis vier Stunden kommt man nach der Station Uintah, einer kleinen, aus Bretterbuden bestehenden, Ansiedlung. Letztere tragen trotz ihrer Aermlichkeit pompöse Aushängschilder. Wenige Minuten, ehe wir Uintah erreichten, mußten wir eine Stunde lang warten, weil heruntergestürzte Dammerde die Bahn verschüttet hatte. Hundert Hände waren in Bewegung, eine Lokomotive mit den entsprechenden Wagen kam zu Hilfe; immerhin dauerte es noch sehr lange, bis die Schienen frei waren. In Uintah nahm ich einen Platz in der nach Salt-Lake-City regelmäßig nach Ankunft der Züge abgehenden Poststage. Dieselbe ist ein kolossaler Reisewagen, wie sie vor Urväter-Zeiten in Deutschland Mode gewesen sein mögen. Vier vortreffliche Pferde, die zweimal während der Fahrt durch neue ersetzt wurden und ein ausgezeichneter Kutscher thaten das ihrige, uns sehr bald, d. h. nach fünf und ein halb Stunden, nach Salt-Lake-City zu bringen. Ganz seltsam schien es mir zu sehen, wie der ungeheuer schwer beladene Wagen auf fürchterlich schlechtem Wege in rasendem Tempo dahingefahren wurde. Bei uns hat man von solcher Art zu fahren

keinen Begriff. Ich saß natürlich oben auf dem Deck, noch viel höher als der Kutscher; drinnen im Kasten zu sitzen, der ganz voll ist und in seinen hohen Schwungfedern auf holprigem Wege immerwährend schaukelt, dabei in dichtem, undurchsichtigem Rauchqualm und noch dazu rückwärts fahren zu müssen, wäre für mich eine Unmöglichkeit. Ich würde die Wagenkrankheit in ihrer schrecklichsten Gestalt heraufbeschwören, und die ist mir viel ärger als die Seekrankheit. Bei letzterer hatte ich doch das erhebende Gefühl, in stolzem Dampfer von Europa nach Amerika zu fahren, bei jener kann ich nur an Juden, Zwiebel und Knoblauch denken und empfinde beständig Ekel. Oben in meinem Mastkorb fror ich entsetzlich, besonders, als mir Abends der Schnee ins Gesicht blies; doch hätte mich nichts vermocht, herunter ins Zwischendeck zu steigen. Auf der ganzen Fahrt hatten wir den See meist nur ein Paar Hundert Schritte zu unsrer Rechten, links gleich sich aufthürmend die oben mit Schnee bedeckten Berge. Als wir ankamen, war es bereits dunkel; ich sah nur viele Lichter, die plumpe Kuppel des Tabernakels und den warmen Ofen meines Hotels. Ich aß rasch und legte mich sehr bald zu Bett, da mir gar nicht wohl war. Den nächsten Morgen (Freitag den 26.) war es sehr hell und kalt. Ich lief in der Stadt herum, besah ihre Schönheiten, machte einen Gang gegen die Berge, um eine Uebersicht zu gewinnen und wollte dann das Tabernakel besichtigen. Als ich die äußere Umfangsmauer betreten hatte, wurde ich durch ein energisches: „Halt! Wer da!“ angerufen. Ein sehr freundliches Erwidern meinerseits mit dem Wunsche, das Heiligthum zu sehen, besänftigte den grimmen Hellebardier, und er selbst ließ sich herab, mir den Führer zu machen. Das ganze Tabernakel besteht aus einer großen eirunden Halle mit eiförmiger sehr ungestalter Kuppel darüber. In- und auswendig ist Alles ganz weiß und schmucklos. Der ganze Raum ist mit zahllosen nicht angestrichenen Bänken angefüllt und soll zehntausend Menschen fassen können. Altar, Kanzel, Bilder, Schmuck, von Allem keine Rede! nur eine abgesonderte Stelle mit Sopha

und Pult für den Prediger. Um ihn herum sitzen der Präsident, die Apostel, Bischöfe und Aeltesten; hinter denselben erhebt sich die große sehr mächtige Orgel, das einzige im ganzen Raum, was eine Kirche verräth. Sie ist in der That sehr schön, wurde in Salt-Lake-City gebaut und soll die zweitgrößte in ganz Amerika sein. Mit großem Stolz erzählte mir das mein Führer. Die eine ganze Hälfte des Baues wird durch einen immensen, von der Decke herabhängenden, Vorhang abgetheilt; ich vermuthete irgend ein mystisches Geheimniß und dachte an den Vorhang des Tempels im alten Bund. Es stehen jedoch hinter ihm nichts als unzählige Bänke bis zum Hintergrund; die Abtheilung geschieht nur der Größe des Raumes halber. Das Tabernakel wird zum sonntäglichen Gottesdienst und zu öffentlichen Versammlungen benutzt. Sacramentale Handlungen werden in dem daneben liegenden kleinen Tempel vollzogen. Schon seit Jahren arbeitet man an einem neuen großartigen Tempel in Granit; doch ist man noch nicht über die Grundmauern hinausgekommen. Man sagt, daß noch Jahre bis zur Vollendung vergehen sollen. Architektonisch muß er sehr hübsch werden; ich sah eine Photographie desselben, wie er vollendet aussehen soll. Das Tabernakel erinnert nur an ein recht großes Osterei. Es stimmte mich selbstverständlich gar nicht feierlich und hinterließ auch gar keinen Eindruck bei mir; nur bedauerte ich, die prächtige Orgel nicht gehört zu haben. — Mittags um 12 Uhr wollte ich zu Brigham Young gehen. Ihn muß man sehen, sonst lohnt sich die ganze Expedition nach Salt-Lake-City nicht. Sein Haus, welches überall von dicken Mauern umgeben ist, gleicht einer Festung; immer wo ein Thor ist, heben sich zwei abgestutzte Steinkegel als Pfeiler aus der Mauer hervor. Lange mußte ich nach einem passenden Eingang suchen und trat endlich da ein, wo auf der Thüre der Name des Präsidenten geschrieben stand. Auf der Treppe fand ich eine junge Person, welcher ich mein Anliegen freundlich vortrug. Sie führte mich bereitwillig nach einer Thüre, welche zu den inneren Haremsgemächern führt und hieß mich einen

Moment verweilen, während sie drinnen verschwand. Gleich darauf flog die Thüre wieder auf, eine ältere Frau (wahrscheinlich die Sultanin Mutter) rauschte heraus, schalt mich ob meiner Frechheit, hier heraufgekommen zu sein, warf mich wieder die Treppe hinunter und schleuderte die Thüre hinter mir in ihren Angeln zu. Als ich unten aus meiner Betäubung erwachte, ging gerade der Präsident mit anderen Männern im Gespräch vorüber und von Hause weg. Ich wollte ihn natürlich in seinen Geschäften nicht stören, sondern ging in sein Büreau, um mich zu erkundigen, wann ich ihn sprechen könnte. Hier kam man mir sehr liebenswürdig entgegen und bat mich, da der Präsident für den Augenblick nicht gegenwärtig sei, nach etwa anderthalb Stunden nochmals vorzusprechen. Als ich wieder kam, schickte ich ihm meine Karte, worauf er sogleich erschien und mich in sein Kabinet führte. Er ist ein ziemlich korpulenter Siebziger mit weißem Bart und stattlichem Ansehen; doch kam er mir sehr materiell vor, und es wollte mir nicht in den Sinn, daß er seit achtzehnhundert Jahren zu den ganz Wenigen gehören sollte, die göttlicher Offenbarung theilhaft geworden. Da ich sehr schlecht englisch, und er keine andere Sprache redet, beschränkte sich unsre Unterredung auf die alleroberflächlichsten Redensarten, deren Austausch endlich ein Dolmetsch erleichterte. Ihn wie mich langweilte diese Art der Unterhaltung; er entschuldigte sich für einen Augenblick und überließ mich dem Dolmetscher, der mir einiges über die Organisation der Mormonenkirche mittheilte. Auf meine Frage, ob viele Deutsche der Gemeinde angehören, antwortete er: „Nein, in Deutschland wird das Evangelium nicht gepredigt.“ Der Sekretär des Propheten, dieser Dolmetscher, redete mit mir französisch, dessen er zwar fähig, aber durchaus nicht mächtig war. Erst nach einer halben Stunde mühsamen Radebrechens seiner Seite erkannten wir uns als Deutsche. Er stammt aus Neuwied. Seine Art däuchte mir verschroben; er scheint ein Fanatiker des Mormonismus zu sein. Seine Theorien die Leute glauben zu machen, darin besteht die Größe des Propheten, denn er glaubt wohl

nicht daran. Jene aber schwören zu ihm. Endlich kam Seine Excellenz wieder und sagte mir: good bye, nahm seinen Hut und ging fort. Ich hätte mich schon längst verabschiedet, wenn ich es nicht für unschicklich gefunden, zu bald aufzubrechen. — Den weiteren Nachmittag benützte ich zu einem längeren Spaziergang in die Berge und genoß von dort einen herrlichen Sonnenuntergang mit Aussicht auf die wirklich wundervoll gelegene Stadt. Das von allen Seiten den Horizont begrenzende Gebirg umschließt ein großes weites Becken. Terassenförmig steigen die Höhen von demselben auf. In diesem Becken liegt der Salzsee mit schönem, blauem Wasser und zwei großen Inseln darin. Vierzig Meilen südlich davon liegt der Utah-See, beide sind durch den Jordan verbunden. An letzterem liegt die Stadt, östlich vom großen See, selbst ein Paar Meilen von ihm entfernt. Mit der Rückseite lehnt sich die Stadt an die Berge. Sie ist, wie alle amerikanischen Städte, mit geraden Straßen gebaut; nur sind sie hier noch breiter als sonst; jede hat Bäume und einen klaren Wasserbach zu beiden Seiten. Von öffentlichen Gebäuden ist des Präsidenten Haus, ein aus den verschiedensten Stylen und Flügeln zusammengesetztes Machwerk, und das Theater erwähnenswerth. In diesem wird täglich gespielt, man sagt, sehr gut; die Mormonen halten viel darauf. Ich ging nicht hinein; in fremden Städten thue ich es nur in den seltensten Fällen. Salt-Lake-City zählt jetzt 125000 Einwohner, deren bedeutende Majorität der Mormonengemeinde angehören; „Gentils“, so heißen alle die, welche nicht Mormonen sind, gibt es verhältnißmäßig sehr wenige. Die Leute machen einen freundlichen, sehr gefälligen Eindruck und sind höchst fleißig. Die Stadt sieht sehr hübsch aus, von den Bergen sogar wundervoll. Die unermüdliche Thatkraft der Mormonen hat hier wahre Wunder gewirkt. Aus einer unfruchtbaren, salzigen Wildniß haben sie reiches fruchtbares Gartenland geschaffen, und alles dies in nur zweiundzwanzig Jahren. — Von ihren eigenthümlichen Sitten, von der Vielweiberei, merkt der Fremde gar nichts, zumal, wenn er nur einen Tag da ist.

Die Mormonen sind sehr scheu und verrathen nichts von ihren Gebräuchen; ich weiß von allen diesen Dingen kein Jota mehr als Du. Nur kann ich Dir erzählen, daß neulich, als ein Bekannter von mir den Präsidenten besuchte, letzterer wenigstens sechsmal, so oft die Thüre aufging und eine Dame erschien, dieselbe mit den Worten vorstellte: my wife. Ein Gerücht sagt, er habe achtundvierzig Weiber, theils in der Hauptstadt, theils in den Nebenkolonien. Doch weiß ich hierüber nichts Gewisses mitzutheilen. Brigham Young ist eine interessante, höchst bedeutende Persönlichkeit, mit einer Energie und Willenskraft begabt, wie man sie selten auf Erden findet. Mit Hülfe dieser beiden Tugenden hat er seine Gemeinde zu dem gemacht, was sie jetzt ist. Zugleich ist er ein Pionnier der Civilisation für den ganzen Westen wie kein Anderer in ganz Amerika. — Er wurde 1801 im Staate Vermont geboren, war gewöhnlicher Handwerker und trat nach dem Tode seiner Frau in die Gemeinde der Mormonen über; früher war er Anhänger der Methodisten gewesen. Nach einigen Jahren machte er die Bekanntschaft des ersten Mormonen-Propheten, J. Smith. Er traf ihn im Wald beim Holzhacken und hatte eine kurze Unterredung mit ihm. Nach wenigen Tagen soll Smith öffentlich erklärt haben, Young werde einstens der Leiter der ganzen Kirche werden. Später wurde er einer der zwölf Apostel, ja sogar Präsident der Zwölfe, machte eine vierzehnmonatliche Missionsreise nach England, wo er viele zur Gemeinde bekehrte, und wurde nach Ermordung von Smith zum Präsidenten der ganzen Gemeinde erwählt. Als die Mormonen-Verfolgungen immer bedeutender und gefährlicher wurden und nachgerade einen wahrhaft scheußlichen Charakter annahmen, leitete er im Jahre 1846 den Auszug der Gemeinde aus Illinois westwärts durch ganz uncultivirtes, wildes Land. Nach unzähligen Mühsalen und Strapazen kamen sie im Frühling des folgenden Jahres in die Ebene des großen Salzsees. Hier erkannte Brigham Young, daß dies die ihm vom Herrn im Gesicht gezeigte Gegend sei und begann Häuser und eine Stadt zu bauen.

Große Schwierigkeiten waren zu überwinden; die Indianer leisteten gefährlichen Widerstand; in dieser Wildniß war man von allem Verkehr mit der civilisirten Welt abgeschlossen. Brigham setzte mit unermeßlichem Eifer das begonnene Werk fort, baute nach und nach die große Stadt, machte das ganze Land urbar, gründete über hundert Ansiedlungen und ließ sich von der Regierung der Vereinigten Staaten zum Präsidenten des Territoriums Utah ernennen, welches er und die Seinen der Oede entrissen und zum Gebrauch für die Menschen nutzbar gemacht. Von ihm ging 1852 die Idee der großen Pacific-Bahn aus, welche Salt-Lake-City berühren sollte. Und als nach siebenzehn Jahren die Bahn gebaut wurde, ohne diese Stadt zu berücksichtigen, setzte er es durch, daß eine Zweigbahn hieher in Angriff genommen würde, welche dann weiter geführt werden sollte ganz Utah hindurch. Vergangenen Samstag, am Tag meiner Abreise von da, wurde diese Bahn eröffnet, zwar noch nicht vollständig bis zur Mormonenstadt, aber immerhin zwanzig Meilen lang. In Ogden, einer Station westlich von Uintah, trifft sie mit der Union-Pacific-Bahn zusammen. In wenig Wochen soll die ganze Strecke bis Salt-Lake-City fertig sein. Brigham Young ist Präsident dieser Bahn. So ist er von Allem, was weit und breit geschieht, der Mittelpunkt und die leitende Persönlichkeit. Wäre er nicht und seine Mormonen, so wäre der ganze Westen Amerikas noch wild und unbebaut. — Die Mormonen sind die Haupt-Pionniere der Civilisation. Mormonische Soldaten haben in Californien die ersten Goldminen entdeckt. Gerecht muß man sein. Die Mormonen haben große Verdienste um Amerika. Es hat etwas wirklich Imposantes, wenn man die Ausdauer und die Rastlosigkeit betrachtet, mit welcher sie die schrecklichsten Verfolgungen ertrugen und die entsetzlichsten Strapazen der winterlichen Reise mit Greisen, Weibern, Kindern und Bagage durch die Prairie und Wüste überwanden. Man ist nun sehr gespannt, was die Regierung in Betreff der Vielweiberei thun wird. Bisher war diese Frage indifferent, weil der Arm des

Staates nicht so weit reichte; durch die Eisenbahn sind sie jetzt in nahe und enge Verbindung mit den andern Staaten der Union gebracht, und da wird es wohl Schwierigkeiten geben, weil die Polygamie in Nordamerika gesetzlich verboten ist. Jedenfalls war ich an einem für die Mormonen wichtigen Tag in Salt-Lake-City, dem Tag der Eröffnung der Utah-Bahn. Aus andren Staaten vertrieben, hatten sie sich vor zweiundzwanzig Jahren hieher in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen, und gerade am Tage meiner Anwesenheit werden sie aus ihrer langen Verborgenheit dem öffentlichen Leben zurückgegeben. Es wird sich nächstens zeigen, was die Folgen davon für die Heiligen vom letzten Tage sind.

Das politische und religiöse Leben fällt bei den Mormonen zusammen, Staat und Kirche sind nicht getrennt bei ihnen, sondern sind congruente Begriffe, die sich decken; es ist der Geist des Judenthums im alten Testament, die volle Theokratie aus den Zeiten Samuels. Brigham Young ist Präsident sowohl in weltlichen als in geistlichen Dingen — in Allem wird er gefragt und zu Rathe gezogen; er ernennt die Bischöfe, welche die Seelsorge bei deu Gemeinden zu verwalten haben. Dermalen sind mehr als hundert Bischöfe in allen Gemeinden der Mormonenkirche zerstreut, der Hauptbischof hat stets seinen Sitz in Salt-Lake-City. Der Präsident ernennt auch die Zwölf Apostel, welche in alle Welt ausziehen, um das Evangelium aller Kreatur zu predigen. In allen Ländern versuchten sie schon Missionen zu gründen, die fruchtbarste Ernte machten sie in England, während ihnen in Deutschland die Staatsgesetze das Predigen nicht erlauben. Außer den Aposteln gibt es noch Aelteste und andere neutestamentliche Unterabtheilungen in den geistlichen Aemtern. — Die Mormonen nennen sich die Heiligen vom jüngsten Tage, nach einer Offenbarung, die ihrem Gründer geworden sein soll über die Dinge, die am Ende kommen sollen. Ihre Haupthoffnung bezieht sich auf eine tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden mit allen Heiligen und auf die Restauration des jüdischen Reiches in der Zeit. Jede noch so mystische

Verheißung der Bibel wollen sie nach ihrem wörtlichsten und buchstäblichsten Sinn erklären und halten alle diejenigen für ungöttlich, die einer anderen Auslegung Raum geben. Ein geistliches Amt lassen sie nur zu, wenn der Einzelne durch unmittelbare Offenbarung Gottes persönlich dazu berufen wird. Damit verwerfen sie gänzlich unsre Lehre von der Kirche und dem Predigt-Amt. Jeder, der das Wort Gottes verkündet und sich nicht auf nur ihm gewordene Manifestationen berufen kann, ist ein falscher Prophet und predigt aus Menschenwitz. Der erste, den nach ihrem Glauben der Herr so erwählt hatte, war J. Smith, eines armen Handwerkers Sohn; ihn hatte er sich zum Rüstzeug ausersehen, und ihm geoffenbart, daß er mit ihm sein wolle und durch ihn seine Gemeinde wieder bauen. Dies geschah im Jahre 1827. Von da an ist diese Gemeinde rasch gewachsen und hat sich unter den größten Verfolgungen kräftig entwickelt. Durch göttliche Inspiration soll Smith auch das book of Mormon gefunden haben, welches so großes Aufsehen in der ganzen Welt gemacht hat. Tief unter der Erde lagen diese Urkunden, auf eherne Tafeln geschrieben, etwa vierzehnhundert Jahre lang. Mormon war ein frommer Mann in Amerika und lebte etwa vierhundert Jahre nach unserer Zeitrechnung. In seinen Schriften soll zu lesen sein, daß beim Thurmbau zu Babel und der Verwirrung der Sprachen einige Familien in acht Schiffen nach Amerika übergesetzt und sich dort zum großen Volke ausgebreitet haben. Bei der Gefangenführung der Kinder Israel unter Salmanassar soll der Stamm Joseph ebenfalls hinübergekommen sein, d. h. Lehi, ein frommer Mann dieses Stammes zog mit seinem ganzen Haus auf Gottes Befehl übers Meer, um sich eine neue Heimath zu gründen. Sein ältester Sohn Laman aber mit seinen Brüdern war gottlos, murrte wieder den Herrn und fiel ab von seinen Geboten; nur Nephi, der jüngste, hielt treu an Gott und den Wünschen und Vermahnungen seines Vaters, weshalb ihn seine Brüder zu erwürgen suchten. Er wurde jedoch errettet und entkam in die Wildniß, wo er sich nach und nach im Lauf der

Jahrhunderte zum großen Volk vermehrte, welches das Volk Nephi oder die Nephiten genannt wurde. Im Gegensatz zu ihnen hießen die Anderen Lamaniten. Beide Völker lebten in stetem Zank und Hader mit einander; es gab Jahrhunderte hindurch die blutigsten Fehden. Die Nephiten hingen im Allgemeinen mehr an der göttlichen Offenbarung und ihren Verheißungen des künftigen Messias, während die Mehrzahl der Lamaniten rohem Götzendienst verfielen. Uebrigens ereignete es sich öfter, daß ganze Stämme des einen Volkes die Religion des andern annahmen und dann auch zu ihnen übergingen und sich mit den Feinden gegen die eigenen Brüder verbanden. Das Ende aller dieser Kämpfe war die völlige Vernichtung der Nephiten; die Lamaniten verwilderten von da an immer mehr, und die heutigen Indianer sollen ihre letzten Ueberbleibsel sein. Mormon war ein Nephit, lebte zur Zeit des Unterganges seines Volkes und schrieb dessen und des früheren Geschlechts Geschichte. Die Nachkommen der beim Thurmbau Ausgewanderten waren schon mehrere Jahrhunderte zuvor untergegangen. Manche Indianerstämme bewahren heute noch eine traditionelle Erinnerung an eine Zeit, in der ihnen ein großes Buch zur Richtschnur gedient und sie stark und glücklich gemacht habe, und in welchen der große Geist persönlich mit den Menschen verkehrte. Man will Verwandtschaft gefunden haben zwischen der indianischen und jüdischen Sprache; selbst auf uralten Monumenten hat man geradezu hebräische Charaktere entdeckt. In all diesen Enthüllungen Mormons wird auf eine Zeit hingewiesen, in welcher die Bewohner Amerika's als das Volk der Verheißung erkannt werden sollen, und immer und immer wiederholt, daß aller Saamen Israels unter dem Himmel zu einem Volk gesammelt werden soll. In anderen mormonischen Büchern werden stets Bibelsprüche angewandt, die beweisen sollen, daß den Nachkommen Josephs Amerika zum Erbe verheißen worden, und daß dort im tausendjährigen Reich des Messias das neue Jerusalem stehen solle. Nach dem Book of Mormon soll der Heiland nach seiner Auferstehung den Nephiten erschienen sein, um ihnen zu verkündigen,

daß er zu ihrer Erlösung sein Blut vergossen. An jenem Tage der Kreuzigung Christi soll ein Schrecken auf alle Menschen gefallen sein, wie niemals zuvor; Sonne und Mond verloren ihren Schein, ein furchtbares Erdbeben erschütterte das ganze Land, viele Städte verschwanden vom Erdboden und Stimmen wurden vom Himmel laut. — Die ganze Sache ist sehr interessant und jedenfalls sehr mystisch.

Smith, der Gründer und erste Prophet des Mormonenthums, konnte kein Betrüger sein und das Buch erfinden; sein Gemüth war sehr harmlos, und er konnte selbst nicht lesen. Die ehernen Tafeln, die er im Staate New-York unter der Erde fand, waren in einer Sprache verfaßt, die heutzutage kein Mensch versteht; eine Offenbarung von oben soll ihn in der Uebersetzung geleitet haben — daraus entstand das in englischer Sprache existirende Book of Mormon. Und sollte Gott sich zur Enthüllung jener bisher verhüllten Thatsachen des einen Mannes als Rüstzeugs bedienen, warum, darf man doch fragen, wählte er sich gerade einen, der sonst Irrlehren in die Welt streute? Denn eine Irrlehre muß es doch sein, daß das ganze seit achtzehn Jahrhunderten geübte Lehramt der Kirche ein Werk der Finsterniß sei, und daß nur diejenigen Lehrer im Namen Gottes sein dürfen, denen unmittelbare Offenbarung zu Theil geworden. Sollte die ganze Mormonenbewegung zu den großen verheißenen Verführungen der letzten Zeiten gehören? Dann ist es wieder auffallend, daß gerade die Mormonen selbst persönlich sehr fromm sind und mit großem Eifer nach der Wahrheit trachten.

In den letzten Tagen habe ich einige mormonische Bücher gelesen, welche ich mir in Salt-Lake-City gekauft. Ich fand unter anderem eine längere Abhandlung, worin nachgewiesen werden sollte, daß sich die heilige Schrift mit keinem einzigen Worte gegen die Vielweiberei ausspreche, ja im Gegentheil sie an manchen Stellen gebiete. Ich hoffe, bei näherer Bekanntschaft mit ihrer Religion mehr darüber zu erfahren, wie es hierin bei ihnen gehalten wird.

Sie glauben das Ende aller Dinge sehr nahe und predigen darum Buße allen Völkern. Dies sind in kurzem die Kenntnisse, die ich mir gelegentlich meines eintägigen Besuches in der Mormonenstadt erworben; ich dachte, es möchte Dir lieb sein, etwas über diese seltsame Colonie zu erfahren.

Den nächsten Morgen um vier Uhr reiste ich wieder ab; mit einem Tage hatte ich völlig genug. Was sollte ich weiter thun in einer Stadt, in der man keine Bekannten hat, nachdem man alle Sehenswürdigkeiten genossen? Natürlich saß ich wieder oben auf meinem alten Platz, fror tüchtig und schwieg sechs Stunden hinter einander neben meinem Nachbar. In Uintah traf ich bei Ankunft des transcontinentalen Zuges den jüngst erworbenen Reisegefährten und verbrachte in seiner Gesellschaft die drei Tage, die wir durch die Prairie fuhren. In der ganzen Welt reist man nicht so bequem als durch die amerikanische Wildniß. Die Sleeping-Cars haben noch den Vorzug, außer den schon erwähnten, daß man fast immer in anständiger Gesellschaft reist. Nur wenn man rauchen will, muß man in den Smoking-Car gehen, welcher durch das unablässige Speien der Amerikaner sehr ekelhaft wird. Des Tages wird dreimal an gewissen Stationen zu den Mahlzeiten gehalten. Man verläßt den Wagen, setzt sich an eine sehr reich besetzte Tafel, ißt und trinkt, Thee oder Kaffee, nach Herzenslust, zahlt 1¼ Dollar und steigt wieder in seinen Waggon.

Die meisten Stationshäuser sind hölzerne, auf Pfähle gebaute Bretterhütten; daneben hat sich zuweilen eine kleine Colonie mit etwas Feld, Vieh und Gärtchen angesiedelt. Gar primitiv sind diese Ansiedlungen hin und wieder; manchmal bestehen sie nur aus einer Reihe von Zelten. Wie angenehm bei Regen und Wind! Und dennoch lernt man dabei erkennen, wie wenig Bedürfnisse man nöthig hat, um stark und fröhlich das Leben durchzukämpfen. — Antilopen sahen wir in Masse; vor der Eisenbahn scheuen sie gar nicht mehr. Viel Schnee lag auf der Prairie, zumal oben bei Sherman, vierundzwanzig Stunden, ehe wir bei Omaha an

den Missouri kamen, wo wir 8200 Fuß über der Meeresfläche waren. Die Abende, die unendlich langen, suchten wir uns durch unschuldiges Kartenspiel zu vertreiben. Einmal wurden wir mitten im Spiel inne, daß Sonntag, und den Amerikanern an diesem Tag jedes weltliche Vergnügen verpönt sei. Um keinen Anstoß zu geben, hörten wir natürlich auf. In Omaha, wo die Union-Pacific-Bahn beginnt und bis Promontory Point am Salzsee 1082 Meilen weit führt, zeigen sich, wenn man östlich reist, die ersten Spuren der Civilisation wieder. Mit Freuden begrüßt man ihre Grenzen, wenn man Tage lang in abwechslungsloser Einöde gereist ist. In Omaha hatten wir nur Zeit, ganz rasch etwas zu genießen, in einen großen Omnibus zu steigen und uns über den Missouri nach Council Bluffs übersetzen zu lassen. Hier fand ich meinen Koffer vor, den ich seit San Francisco nicht mehr gesehen hatte. Dann hat man noch vierundzwanzig Stunden nach St. Louis zu fahren. Wir kamen heute um fünf Stunden zu spät hier an, weil wir zwei Mal aufgehalten wurden durch kleine vorangegangene Unglücksfälle, welche die Bahn unpassirbar gemacht hatten. Einige Meilen von hier, in St. Charles, wurde unser Wagen nochmals auf ein Schiff geladen und über den Missouri gesetzt. Ich habe die Eisenbahn unendlich schätzen lernen und weiß und kenne alle ihre großen Vorzüge und unübertrefflichen Annehmlichkeiten, besonders in Zurücklegung ungeheurer Strecken, wie ich sie jüngst gereist. Ohne sie wäre eine so interessante Reise gar nicht denkbar. Aber dennoch macht sie die großartigen Gegenden, Scenerien und das Reisen durch dieselben unendlich prosaisch. Vom Missouri und Mississippi hat man nie ohne ein gewisses ehrfurchtsvolles Grausen gehört, und die Phantasie hat sich diese Ströme so unendlich romantisch ausgemalt. Man sprach nie von ihnen, ohne an Wigwam, Scalp, Rothmann und den großen Geist zu denken, und kann die Stunde nicht erwarten, sie selbst mit eigenen Augen zu sehen. Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen; da fließen sie, ruhig und ewig und unendlich vornehm. Freilich

findet man sie großartig, sehr großartig. Aber man setzt über sie im Dampfwagen, der auf ein Dampfschiff verladen ist. Dampft da nicht die ganze Poesie mit fort?

XVI.

St. Louis (Missouri), 4. Dezember 1869.

Seit vier Tagen bin ich hier in St. Louis am Mississippi, noch vor wenigen Jahren der Grenzpunkt zwischen Civilisation und Wildniß, damals noch eine kleine, obgleich alte Stadt — alt für Amerika nämlich; man datirt die erste Ansiedlung aus dem Anfang des Jahrhunderts; — heute eine große, mächtige, elegante Stadt mit 250000 Einwohnern. Ich kam Abends gegen sechs Uhr an und bezog ein deutsches Gasthaus, ein Hotel garni, Tivoli, in einer der besten und schönsten Straßen. Man hatte mir dies Haus empfohlen. Ich ziehe solche Hotels garnis immer den großen amerikanischen Gasthöfen vor, weil es ruhiger, gemüthlicher, rücksichtsvoller und billiger in denselben zugeht. Ich habe ein hübsches Zimmer, kann speisen wo und wann ich will, und vernehme nichts von dem Spektakel, der von großen Häusern unzertrennlich ist. Die amerikanischen Gasthöfe sind zwar vorzüglich eingerichtet; man hat treffliche, prompte Bedienung, und sie erfreuen sich des allgemeinen Beifalls der Reisenden. Mir sind sie zu unbequem. Man muß nämlich eine gewisse Summe für den Tag bezahlen, meist vier bis fünf Dollars, und kann dafür speisen, so viel man will. Dafür bin ich aber genöthigt, in einer gewissen Stube, wo möglich zu bestimmter Zeit meine Mahlzeiten zu nehmen. Rücksichten werden auf den Reisenden gar nicht genommen; man wird wie ein Stück Gepäck oder wie eine Nummer oder wie ein Waarenballen behandelt, an dem möglichst viel verdient werden soll.

Die große, seltene, reiche Pacific-Reise liegt nun hinter mir,

aber fest bewahrt in meiner Erinnerung. Mit Freude und Trauer denke ich an sie zurück. Mit Freude, im stolzen Gefühl, solch einen Weg im ersten Jahr unternommen und glücklich zurückgelegt zu haben, einen Weg, um den mich Tausende beneiden möchten; — mit Trauer, weil sie schon vorüber, für immer vorüber ist und nur noch in meinem Gedächtniß existirt. Ist es denn nicht überaus seltsam, Tage lang mit der Eisenbahn durch Strecken zu fahren, wo man nur Himmel und Prairie und sonst nichts erblickt, durch Territorien, die noch vor kurzem der Tummelplatz des Büffels und des rothen Mannes waren? Wie nah begegnen sich da Kultur und Natur, Wüste und Industrie, Menschenfleiß und Barbarenthum? Man beabsichtigt schon, zwei neue Atlantic-Pacific-Bahnen zu bauen, eine im Norden der Union, die andere durch die südlichen Staaten Texas und New-Mexiko. In letzterem Staat gibt es noch viele Indianer, die eine unverblümt oppositionelle Stellung gegen die Weißen einnehmen. In einem der nördlichen Territorien haben sich jüngst mehrere Stämme geeinigt, um der vordringenden Civilisation den Krieg zu erklären. Die armen Rothmänner wissen zwar nicht mit der heutigen Zeit zu leben, aber sie wissen heldenmüthig zu sterben, wenn ihre Zeit um ist. Das ist eine große seltne Eigenschaft, welche den Abend ihres Lebens wie die scheidende Sonne noch glänzend vergoldet. Hätte ich noch Zeit gehabt, so würde ich mich an sehenswerthen Plätzen der Sierra Nevada und an andren merkwürdigen Orten meiner Reise aufgehalten haben. So aber konnte Alles nur im Fluge gehen. Ich bin gereist wie ein Orkan durch ganz Nord-Amerika von Osten nach Westen; aber dennoch habe ich manch fruchtbares Korn mit mir gewirbelt, das auf gutes Erdreich gefallen, hoffentlich keimen und blühen wird. Eines muß ich jedoch immer bedauern, das Yo-Semite Thal nicht gesehen zu haben; durch eine Anzahl Stereoskopbilder, die ich kaufte, suchte ich mich zu entschädigen.

St. Louis ist eine sehr schöne, moderne Stadt, versehen mit allem Comfort einer Großstadt heutiger Tage; sie bedeckt einen

Flächenraum von erstaunlicher Ausdehnung, erstreckt sich im Westen weit in die Prairie hinaus und lehnt sich östlich an den Missisippi, auf welchem eine lebhafte, weit ausgedehnte Schifffahrt herrscht. Am Quai zu gehen ist mir immer besonders interessant. Da liegt Schiff an Schiff gedrängt, von jeder Größe, Gestalt und Bestimmung, doch nur Dampf- und Ruderboote, da Segelschiffe hier nicht zu verwenden wären. Die Verbindung mit allen Städten am Strom, nach Norden und Süden, ist sehr frequent; die Donauschifffahrt ist Spielerei gegen diesen regen Verkehr. Auch sind die hiesigen Dampfer viel größer als alle europäischen Flußschiffe; der reißende Missisippi erfordert es so. Im Augenblick ist der Wasserstand sehr niedrig; auf dem jenseitigen Ufer erblickt man mehrere hundert Schritte in der Breite den jetzt trockenen Sand des Strombettes; diesseits ist das Ufer in schräger Böschung gemauert. Dies ist für die schweres Gepäck schleppenden Maulthiere eine der glättesten und gefährlichsten Stellen. Oft sehe ich sie sich abmühen, keuchen, ausgleiten und hinfallen.

St. Louis liegt nur wenige Meilen südlich des Zusammenflusses der beiden Riesenströme. Ich würde diese merkwürdige Stelle jedenfalls besuchen, wenn man mich nicht versichert hätte, daß nichts dabei zu sehen sei. Hier ist der Fluß verhältnißmäßig schmal. Ich kann es kaum erwarten, auf seinen Wellen bis hinunter nach New-Orleans zu treiben. Das nördliche Ende der Stadt heißt Neu-Bremen, das südliche French-Town.

Meine Exkursionen zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten hiesiger Stadt habe ich mit einem Besuch der Markthallen begonnen, welche zwar nicht ganz so schmuck sind als die in San Francisco, aber nicht minder großartig. Auch sah ich hier interessantere Thiere: Antilopen, Prairie-Hirsche, Oppossums, Büffel, canadische Hirsche mit sehr schönen Geweihen, und dachte dabei lebhaft an unsere Jäger, welche mich nicht wenig beneiden werden. Viel lieber noch hätte ich diese Thiere im Freien gesehen, wäre auch unter Umständen nicht schwer dazu gekommen. Aber die Zeit war mir sparsam

zugemessen, und ich wußte sie nützlicher anzuwenden, zumal ich doch keine eigentliche Jagdpassion verspüre. Man hatte mir eine Wasserjagd in den Niederungen des Missouri und Mississippi vorgeschlagen, wo es von Enten und Gänsen wimmeln soll. Es gehen jedoch mehrere Tage darauf, man macht unverhältnißmäßig große Ausgaben, und dann führe ich weder Jagdwaffen noch Jagdkleider bei mir. Wenn ich sichere Aussicht gehabt hätte, Büffelheerden zu treffen, so hätte ich mich doch wahrscheinlich zu einer solchen Unternehmung bestimmen lassen. Andere Reisende auf der Pacific-Bahn waren darin glücklicher als ich, der ich keinen einzigen auf der langen weiten Reise sah. — Eine große Baumwollspinnerei, in die ich eingeführt wurde, interessirte mich nicht weniger. Da sah ich die Zubereitung der Baumwolle von der rohen Pflanze bis zum fein gesponnenen Faden. Der Kopf schwirrte mir von all den Rädern, Rädchen, Fädchen, Maschinen, Geklapper, Gesumme, Gesaus und Gebraus. Ich verstehe natürlich gar nichts von alledem, aber es sah sehr nett aus und gefiel mir. Einen ganzen Tag mußte ich noch all die Fasern an meinen Kleidern herumtragen. — Ein etwas roheres Vergnügen war der Besuch eines der größten Schlachthäuser in St. Louis, zugleich eines der bedeutendsten in ganz Amerika. Schon in Chicago hatte ich viel davon gehört und mir rathen lassen, deren Besichtigung ja nicht zu versäumen. Denke Dir, in diesem Schlachthaus werden etwa zweitausend Schweine täglich umgebracht. Alles geht ganz präzis, und das ganze Geschäft ist so eingetheilt, daß Jeder ein eigenes Amt hat. Ein einziger Mensch sticht diese zweitausend Schweine ab, hat gar nichts anderes zu thun, als unablässig die grunzenden Opfer in den Hals zu stoßen. Ist das nicht ein äußerst blutiges und widerliches Amt? Ich mußte gleich an Macbeth denken, der im dritten Akt zu Banquo's Mörder sagt: „Du bist der Kopfabschneider bester." Das Schwein wird zuerst an einer Kette, die an einem der Hinterbeine befestigt ist, mit dem Kopf nach unten aufgehängt; die Kette endigt in einen Haken und hängt an einer eisernen etwas

schräg gestellten Stange. Durch die Schwere und Bewegungen des Schweines rutscht die Kette die Stange herab, und wenn das Schwein am Scharfrichter zappelnd vorüber schwebt, stößt er ihm das Messer ins Herz. Kurz darauf fällt das noch lebende Thier ins brühheiße Wasser, wird, während es durch die ganze Länge des Troges fortbewegt wird, vollkommen abgeschabt, dann aufgebrochen, zerlegt, eingesalzen. Innerhalb fünf Minuten ist das Schwein lebendig und im Salzfaß eingepökelt. Das Ganze ist sehr roh, aber sehr interessant. Die Schweine schreien fürchterlich und zeigen schon vorher eine gräßliche Angst, als ob sie ahnten, daß es ihnen einem nach dem andern ans Leben gehe.

Ueber die Leute und ihr Aussehen habe ich noch sehr wenig geschrieben, überhaupt diesen Punkt fast nie berührt. Vielleicht mag Euch das seltsam erscheinen und möchte Jemand finden, dieser Punkt sei doch der interessanteste und auffallendste für einen Reisenden. In Ländern von ausgeprägter Nationalität mag ich das gerne zugeben; da wird man nicht umhin können, die unterscheidenden Merkmale sogleich zu entdecken und sich über sie zu äußern. Ich denke das in Cuba und Westindien zu thun, wo die Menschen noch nicht sammt und sonders über den einen Kamm civilisirter Gleichheit und Mode geschoren sind, wo noch eigenes, nationales, ursprüngliches Leben und Sitte herrscht. Hier aber, in einem Land und in einer Stadt, die ganz und gar nach dem modernen Zeitgeist abgestutzt ist, wo nichts sich in origineller, volksthümlicher Entwicklung über das Niveau des Gewöhnlichen und Allgemeinen heben darf, wo die Menschen von allen Enden der Erde eingewandert und sich vor wenig Jahren eine Stadt gebaut haben, wo man die Muse der Geschichte noch in spielendem Kindesalter findet, hier sehen alle Menschen, alle Sitten so aus wie in allen Ländern der Welt. Es ist die überall zu findende nicht von innen herausgewachsene, sondern von außen herzugebrachte Dressur, die man Civilisation zu nennen beliebt. Ich finde die Weiber weder hübscher noch häßlicher als anderswo und halte es für lächerliche Charla-

tanerie, behaupten zu wollen, in dieser oder jener Stadt gebe es die schönsten Frauen. Wie soll das möglich sein, da sie ja sämmtlich ihre Heimath in der ganzen Welt zerstreut haben?

Die Straßen machen hier den nämlichen Eindruck wie alle andern in Amerika, geradlinig, senkrecht auf einander, mehr nummerirt als benannt, breit, sehr bequem und prosaisch. Die Pferdebahnen fahren durch die ganze Stadt, fast durch alle Gassen, bis zu den äußersten Enden. In denjenigen Waggons, die keine Conducteure haben, herrscht die Sitte, daß die Damen den Herrn ihr Fahrgeld einhändigen, um es zum Kutscher zu befördern; sie reichen es letzteren niemals selbst. Man steigt von hinten ein, und der Kutscher öffnet vermittelst einer Vorrichtung die Thüre, so daß Niemand kommen oder gehen kann, ohne von ihm bemerkt zu werden. Gegen die Damen ist man hier insofern rücksichtsvoll, als man im Wagen denselben Platz macht und aufsteht, damit sie sitzen können. Das ist ziemlich allgemein üblich. Auch raucht man nicht in ihrer Gegenwart. Der Amerikaner thut sich viel zu Gute auf diese Delikatesse gegen das schwache Geschlecht, genirt sich aber dafür nicht, allüberall, ob Damen dabei sind oder nicht, Tabak zu kauen und unaufhörlich zu spucken. Ich finde das entsetzlich ekelhaft. In den Lesezimmern der großen Hotels sitzen die Reisenden Stunden lang in phlegmatischer Ruhe, die Beine auf den Tischen, an der Wand umher. In der Mitte des Zimmers stehen die Spucktröge, oft zehn bis zwölf Fuß vom Kauer entfernt. Du kannst Dir gar nicht denken, mit welcher Geschicklichkeit Einer jedes Mal durch das ganze Zimmer hindurch gerade in die Mitte des Troges seinen braunen Saft spritzt. — Die hiesigen Straßen finde ich recht gemüthlich, vornehmlich einige, in denen man ältere und schönere Häuser sieht. Der größte Theil der Stadt ist noch sehr neu. Heute erzählte mir ein hiesiger Geschäftsmann, der die Seereise mit mir gemacht, und den ich dann hier aufgesucht, er habe, als er nach St. Louis gekommen, wo jetzt belebte Theile der Stadt stehen, im hohen Urwald gewohnt. Dann, als die Civilisation

vorgeschritten, sei er nochmals weiter in den Wald gezogen und dann wieder von der Cultur ereilt worden. Ich freute mich sehr ihn wiederzusehen. Während meiner Seekrankheit hatte er mir manche Theilnahme bewiesen und mir öfters gute Rathschläge ertheilt. — Es ist ein wahres Vergnügen, in den schönsten Straßen zwischen den reichsten Bazars im Anschauen versunken umherzugehen. Doch plötzlich, gib Acht! Weich' aus! Ein Paar Hundert Säue, fett und riesenhaft, werden an Dir und den schönsten Läden vorbei getrieben. Du mußt sehr vorsichtig sein, daß sie Dich nicht grunzend umrennen. Doch jetzt! Schnell Platz! Was ist das? Welch Geschrei und Getümmel? Etwa fünfzig Maulthiere rennen en pleine carrière ganz los und frei durch die Straßen. Sie werden Dich zu Boden werfen, wenn Du Dich nicht schleunigst rettest. Hinter ihnen jagen einige Neger mit langen Peitschen in sausendem Galopp. Will nun eines der Thiere in eine falsche Gasse einbiegen, so wirft der Mohr sein Maul herum mit bewundernswerther Geschicklichkeit, schwingt die Peitsche, treibt es zurück und rast auf dem glatten Pflaster der Heerde nach. Als ich das sah, war ich sprachlos vor Entzücken, ich war außer mir. Ganz spanisch, ganz südlich, ganz romantisch! Ich fühlte, daß ich auf dem Wege, an der Grenze des Südens sei, des Landes voll namenloser, herrlicher Poësie. Diese Maulthiere, die hier viel häufiger und besser sind als Pferde, werden vielfach in solchen Heerden an die Schiffe getrieben, um nach New-Orleans oder anderen Orten des Südens verladen zu werden. Ich habe große Sympathie für die Maulthiere; sie sind so langohrig, so dumm, so neugierig, so gefräßig. — Ich freue mich unaussprechlich auf den kommenden Winter nach Neujahr, auf die Zeit, die ich in Westindien zubringen werde. Die Tropen werden einen wundervollen Einfluß auf mich ausüben, der, wie ich mir denke, überwältigend auf mich wirken wird. Im Norden, in den Vereinigten Staaten habe ich reiche Ernte für Geist und Verstand gehalten; im Süden sollen nun Gemüth und Herz ihren Tribut empfangen.

Welche Genüsse kann ich mir nicht versprechen, wenn mich schon die Paar Maulesel mit den schmutzigen Negern in Entzücken versetzt haben! Und dennoch thut es mir wieder Leid, die Union verlassen zu müssen. Kein Land der Welt ist so lehrreich, so blühend in seiner Entwicklung, so offen und zu Tage liegend in allen seinen Einrichtungen, so riesenhaft in seinem Wachsthum, so unerschöpflich in seinen Quellen, so interessant fürs öffentliche Leben als die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. So viel lernen und profitiren wird der Reisende im Süden kaum, als ich es hier gethan; so viel Anregung zum Interesse für staatliche Verhältnisse, für kirchliche Zustände, werde ich keinesfalls finden. Der Süden ist das Land der Stabilität gegenüber dem Norden, der die personifizirte Rastlosigkeit ist, der nie schlummernde Fleiß. Die Versuchung liegt dort nahe, wie ich mir sagen ließ, in einen gewissen taumelartigen, berauschten Schlummer zu verfallen, während man hier immer die Augen offen halten muß, um nichts zu versäumen oder sich entgehen zu lassen, zumal die Sinne durch äußere Eindrücke nicht dermaßen absorbirt werden, wie es wohl in der Gluth der Tropen geschehen mag. Kurzum, ich freue mich maßlos auf Westindien, und doch bedaure ich es auch. In einem Monat bin ich schon in jenem Zauberland, so Gott will.

Sehr gerne würde ich die weltberühmten Mammuthhöhlen, die größten Höhlen der Erde, in Kentucky besuchen; ich dachte sogar schon ganz ernsthaft daran. Wenn sie nicht gar so weit von hier entfernt lägen, und ich nicht so absolut beschlossen hätte, die Reise nach New-Orleans mit dem Dampfer den Missisippi hinunter zu machen, so würde ich doch vielleicht der Versuchung nachgegeben haben. Zeit und Raison haben jedoch ihr definitives Nein gesprochen. Die Stromfahrt wird wohl recht langweilig werden und acht Tage dauern; aber ich finde sie so originell, und man lernt ein so gewaltiges Stück Amerika und ein poëtisches Stück zugleich kennen, daß ich dieselbe jedenfalls der faden Eisenbahn vorziehen werde. Nur gefallen mir die Schiffe nicht sonderlich. Der Seltenheit

halber verbrachte ich einen Abend bei den sogenannten Ministrels, einem Theater niederer Gattung, in welchem das Leben und die Gewohnheiten der Neger von angemalten Weißen vortrefflich dargestellt und komödirt wird. Diese Art theatralischer Vorstellung ist eine sehr beliebte und allgemein verbreitete in Amerika. Das linkische Auftreten der nun frei gewordenen Sklaven dient häufig zum Vorwurf dieser Stücke. Sehr komisch wird ihr Singen und Tanzen nachgeahmt; das ganze Publikum weiß sich vor Lachen kaum zu halten und applaudirt unablässig. Mir gefielen immer die von Männern dargestellten Frauenzimmer am besten. Die ganze Art solcher Aufführungen möchte ich den Singspielhallen in unseren Großstädten vergleichen. Da ich nun speciell für derlei Vorstellungen und Possenreißereien gar keinen Sinn noch Sympathie habe, so machte mir auch jener Abend keinen Spaß, und ich kann offen sagen, daß ich mich langweilte, ein Zustand, der immer nur dann eintritt, wenn ich angewiesen bin, meine Aufmerksamkeit auf etwas ganz Fremdes zu richten. Im Ganzen besuche ich in fremden Städten fast nie das Theater, nur hin und wieder einmal, um überhaupt zu wissen, wie es darin aussieht und zugeht und um mir ein eigenes Urtheil darüber bilden zu können. In diesem Sinne waren auch die Ministrels von Interesse für mich, als eine sehr populäre Art amerikanischer Belustigung. — Viel mehr amüsirte mich eine chinesische Vorstellung, der ich in San Francisco beiwohnte. Das Publikum bestand meist aus Chinesen, die Amerikaner waren nur sehr spärlich vertreten. Im Parterre saßen die Männer, auf der Gallerie die Weiber. Sehen nun erstere schon sehr charakterlos und unvortheilhaft aus, so sind die letzteren geradezu abscheulich. Dabei sind sie entsetzlich geputzt, mit einem Flitter, den ich gar nicht mehr beschreiben kann, und mit wahrhaft schändlicher Frisur. Der Nasenknochen mangelt ihnen fast gänzlich. Die Frauen rauchen während der Vorstellung unausgesetzt, d. h. sie thun einen Zug, löschen dann die Gluth wieder aus, um sie nach geraumer Zeit wieder anzustecken und noch einen Zug zu thun;

dabei ziehen sie die Schuhe aus und legen ihre kleinen Füße auf die gegenüberstehende Lehne, wahrscheinlich um mit denselben zu kokettiren. Besäße ich nur etwas musikalisches Gehör, so glaube ich wohl, ich müßte bei solchem kannibalischen Spektakel mit Entsetzen aus der Haut gefahren sein. Die Pauken waren rastlos thätig und zwar dermaßen, daß sie Alles übertäubten und einen Todten zu erwecken im Stande waren. Gesprochen wurde fast gar nicht, nur geprügelt, immerdar geprügelt, unabläßig geprügelt. Prügeln war der Refrain von Allem, was geschah. Sinn und Zusammenhang konnte ich nicht wahrnehmen; es folgte Kampf auf Kampf, Aufzug auf Aufzug. Dabei ist das Organ aller Chinesen so mollig, so unmarkirt, so unartikulirt, daß es mir vorkam, als ob sie gar nicht sprächen, sondern absichtlich einen näselnden, recitativen Ton annähmen, was aber gar nicht der Fall ist. Mir kam das Stück ungeheuer verwickelt vor; es erschienen beständig neue Personen in immer neuen und reicheren Kostümen. Einen hohen Respekt bekam ich vor ihren Regisseurs, welche wirklich vortrefflich sein müssen. Und welche Proben müssen hiezu nicht gehalten werden! Denn ohne Anstoß und Unterbrechung spielen diese hundert Personen ihr Stück mit großen Auf- und Festzügen herunter. Ein großer Theil der Männer war bis zum Gürtel vollkommen nackt, andere hatten nur nackte Brust, die meisten aber waren in reiche, faltige Gewänder gekleidet. Auf der Bühne erschienen nur zwei Frauen, welche sich sehr geziert und empfindsam benahmen. Man sagte mir, daß in den chinesischen Theatern oft wochenlang an einem fortlaufenden Roman gespielt würde. Sie sollen vorherrschend historische und mythologische Stoffe behandeln; die Fragen der Gegenwart sind von der künstlerischen Behandlung ausgeschlossen. Das finde ich recht und gesund und möchte es allen unsren Bühnen zur Nachahmung empfehlen. Vom Heutigen, Gegenwärtigen läßt sich eben das ihm anklebende Trockene, Materielle, Nüchterne nicht trennen, außer auf Unkosten der Wahrheit. Und das Alltägliche, Prosaische ist nun einmal kein Vorwurf der Kunst, deren Aufgabe

es ist, hinaus zu weisen über den engen Kreis unsres werktäglichen Horizonts, unsren Blick nach Hohem und Höherem zu richten. Hiezu eignen sich historische Stoffe vor Allem. Jene Zeiten waren an sich gewiß nicht weniger nüchtern und materiell' — es leben ja immer dieselben Menschen mit denselben Bedürfnissen — aber das Hausbackene jener Tage lebt nicht in unsrer Erinnerung; wir sehen und fühlen es nicht, wir erbauen uns nur an dem Großen und Erhabenen, was geleistet worden, ohne durch hundert kleine Nebensächelchen, die von den Verhältnissen der Gegenwart unlösbar sind, entnüchtert zu werden. In jenem Theater stank es entsetzlich, und ich war glücklich, als nach dritthalb Stunden der Vorhang zum letzten Male fiel.

Eine höchst interessante Bekanntschaft, die ich jüngst geschlossen, mag ich nicht verschweigen. Ich besuchte neulich den allgemeinen Präses der lutherischen Synode von Missouri, welcher Pfarrer an der hiesigen Gemeinde ist und Professor des Concordia-Collegiums, in welchem die jungen Geistlichen theologisch zu ihrem Beruf herangebildet werden. Sein Name ist Walther, in der theologischen Welt nicht unbekannt. Aus Sachsen gebürtig, war er Pfarrer in seiner Heimat, bis er gegen Ende der dreißiger Jahre, als der Unglaube überhand genommen und das Licht des Evangeliums in Deutschland nur noch unter der Asche des Rationalismus glomm, mit einigen Glaubensgenossen in die neue Welt auswanderte, um der lutherischen Kirche eine Stätte in der Wüste zu bereiten. Durch Gottes Gnade gelang dies wunderbar. Nach einigen Jahren heißer Anstrengung konnte ein Seminar und ein Collegium erbaut werden; mehrere Gemeinden waren gepflanzt und eine Synode wurde gegründet. Seitdem wurde das Schifflein der lauteren Kirche Gottes auf Erden durch alle Klippen und Stürme, Versuchungen und Verführungen, die sich überall da am meisten geltend machen, wo man des Herrn Namen hoch hält, sicher hindurch geführt. Mit welchen Gefahren hat nicht eine sich bauende evangelisch-lutherische Kirche zu kämpfen, zumal in Amerika, wo bei vielen

Strömungen, die der Freiheit der Kirche förderlich und günstig sind, auch der Klippen zahllose aus dem Meer der Welt emporstarren, an denen der kleine Nachen zerschellen müßte, wenn er nicht einen Lootsen und ein Steuer hätte und nicht eine Flagge aufgehißt führte, vor welcher alle andern sich senken müssen. Der Lootse ist Gott der Herr selbst, das Steuer die Offenbarung seines Wortes, und die Flagge ist die Wahrheit, welche alle, die in ihr bleiben, frei machen wird. Da ist vor Allem die Verweltlichung der ganzen Menschheit in Amerika, der materielle, irdische, nur dem Leben hinieden zugewandte Sinn, die Interesselosigkeit für das Reich Gottes, der unter den Dornen der Weltfreude erstickte Keim, welche die Ausbreitung der evangelisch-lutherischen Kirche unendlich erschweren. Die religiöse Gleichgültigkeit ist ein dicker Panzer gegen alle Schläge des Wortes Gottes oder des Gewissens. Wie wenig sind derer, die sich aus der allgemeinen, bequemen Lethargie emporraffen können zu einem kämpfenden, nicht mehr entschlummernden kirchlichen Leben. Dann kommt der große, vulgäre Unglaube unsrer Tage, die Feindschaft gegen Gott, Christenthum und Offenbarung, welche in diesem Land eine furchtbare Höhe, ein schauderhaftes Maß erreicht hat, daß einem wohl bangen möchte. Das sind die großen äußeren Feinde, mit denen die lutherische Kirche zu ringen hat. Die inneren aber, die am Baum der Christenheit sich emporranken und ihm seine Lebenskraft zu entziehen drohen, sind noch weit gefährlicher. Denn sie verdrehen die Wahrheit der Offenbarung, geben ihre eigene Lehre als die geoffenbarte aus und predigen Friede, wo doch Krieg ist. Dahin gehören die vielen hundert theilweise sehr mächtigen und ausgebreiteten Sekten Amerika's, die englische Kirche, die römisch-katholische, der Rationalismus, wenn man diese Todtgeburt der christlichen Familie überhaupt noch zu ihren Kindern zählen möchte. Ein weiterer Feind erwächst der evangelisch-lutherischen Kirche aus denjenigen Glaubens-Gemeinschaften, die sich evangelisch-lutherisch nennen, es aber nicht sind — und dies sind just die schlimmsten, weil sie den Samen des Zwiespalts in den

Schoos der eigenen Kirche säen. Wie viele sind es nicht, die lutherisch zu sein vorgeben und es dennoch beklagen, daß die Reformation nicht weit genug gegangen oder gar, daß sie zu weit gegangen und sich überstürzt habe (als ob man überhaupt da, wo man nichts sucht als nur die Wahrheit, zu weit oder nicht weit genug gehen könne — denn in beiden Fällen weicht man ja von der Wahrheit ab); Andere suchen die Tiefen der Offenbarung mit ihrem eigenen Witz und Scharfsinn zu erleuchten oder wollen auf mystischem, prophetischem Fundament neue Lehren aufbauen, die Hoffnung der Kirche auf eine irdische Zukunft richten, auf ein Aufhören der Versuchung, auf ein Wohnen Gottes unter den Menschen. Mit allen diesen offenen oder verkappten, gehässigen oder befreundeten Feinden hat die evangelisch-lutherische Kirche bis aufs Blut zu kämpfen; denn alle Pfeile der Widersacher zielen nach ihr, weil sie im Vollbesitze der Wahrheit ist. Und gegen alle seine Widersacher vertheidigt sich das strenge Altlutherthum, welches, in der ganzen Union verbreitet, in St. Louis seinen Brennpunkt hat, seit dem Bestehen der Synode von Missouri in muthiger und herrlicher Weise. Das vor dreißig Jahren in die Erde gelegte Samenkorn ist ein großer Baum geworden und gibt Hoffnung, ein Stamm zu werden, unter dessen Aesten alle Christen der Erde Wohnung finden möchten. Die evangelisch-lutherische Kirche zählt bereits über 400 Gemeinden, ist durch alle Staaten der Union verbreitet und hat selbst ihre kleine Gemeinde an den Ufern des stillen Oceans. Da in Amerika der Staat sich durchaus nicht in kirchliche Fragen und Verhältnisse mischt, so hat, wie alle anderen Kirchen, auch die evangelisch-lutherische völlige Freiheit, sich nach ihrem eigenen innersten Wesen zu entwickeln. In keinerlei Weise vermag sich der lähmende Einfluß der Staatsgewalt fühlbar zu machen. Der Staat duldet alle religiösen Genossenschaften, insofern sie der öffentlichen Moral nicht Hohn sprechen, und hat alle Kirchen und Sekten, wie andere öffentliche Institutionen, gegen äußere Unbillen zu schützen. Eine privilegirte Staatskirche gibt es nicht. Wer christlich sein will,

mag es sein; wer nicht, unterlasse es. Den Staat kümmert's nicht. Daher kommt es denn, daß die Kirchen-Gemeinschaften nur aus denjenigen bestehen, die sich zu ihnen bekennen. Wo Vater, Großvater und Familie hingehört, das macht nichts aus, nur die persönliche Stellung des Einzelnen gibt hier den Ausschlag. Ob die andern Kirchen und Sekten auch so streng in dieser Beziehung verfahren, weiß ich nicht. Genug, die evangelisch-lutherische Kirche thut so, wenigstens da, wo in Wahrheit Gottes Wort und Luther's Lehre verkündet wird. Ein wirklich in der Kirche voll berechtigtes Mitglied kann nur der sein, der sich mit Wort und That zu den evangelisch-lutherischen Symbolen bekennt. Die evangelisch-lutherische Kirche ist in diesem Land eine Bekenntnißkirche und keine Landeskirche. Das ist der große, fundamentale Unterschied des Lutherthums in Amerika und in Deutschland. Hier gehalten und getragen vom Staat, von der Regierung, vom Consistorium, im besten Fall von der Nation; dort vom Staat mit aller seiner Hülfe verlassen, ohne jeden äußeren Schutz, durch alle Länder der Union zerstreut, unter Millionen verbreitet, aber hochgehalten, unerschütterlich getragen, innerlich felsenfest geeinigt durch das einige Bekenntniß, durch den einen Glauben, durch die eine, alte, ewige Wahrheit. Und da die Wahrheit ein exklusiver Begriff ist, so hält die Synode von Missouri, als im Vollbesitz derselben, mit allen denjenigen Kirchen, welche lutherisch sein wollen, aber dennoch hie und da, sei es in kleinen oder großen Dingen, beharrlich von ihr abweichen, keine Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft. Die Lüge hat tausend Wege, um sich in den Tempel Gottes einzuschleichen, und eines der allergefährlichsten, weil täuschendsten, Mittel ist, wenn sie unter der Maske der christlichen Liebe erscheint, um welcher willen Alles zu dulden sei, ja wegen der man selbst kleine Differenz-Punkte gering achten müsse. Der Liebe darf Alles auf Erden geopfert werden, nur nicht der Glaube, weil die Wahrheit einen absoluten Werth hat, und keinen relativen, um den sich handeln ließe. — Und trotz ihrer Exklusivität, ja wegen ihrer Exklusivität (sie gilt in Amerika

für die ultraorthodoxeste aller orthodoxen) gewinnt die Synode von Missouri einen Aufschwung und eine Ausbreitung, deren sich keine andere hier zu erfreuen hat. Die Synode zerfällt in vier Kirchenprovinzen, über welche je ein Präses gesetzt ist. Alle Jahre wird im Herbst die große allgemeine Kirchenversammlung gehalten, welche vom allgemeinen Präses geleitet wird. Er hat seinen Sitz in St. Louis. Ihn besuchte ich. Ich stehe nicht an, ihn zu den allerbedeutendsten, interessantesten und fesselndsten Männern zu zählen, die mir im Leben begegnet sind. Der Jahre lange heiße Kampf um die Wahrheit, das ewige Schaffen und Ringen um Ausbreitung des Wortes Gottes haben in diesem Manne eine so felsenartige Sicherheit und leuchtende Wahrheit auf allen Gebieten des Glaubens entwickelt, daß ich immer nur staunen mußte und zum Schlusse kam: das ist der Mann, den Gott hieher ausersehen, er hätte keinen wackreren finden können. Und in der That hat er sich dieses Werkzeugs bedient, um seine Kirche hier in der neuen Welt unter Stürmen und Wettern auf dem Fels des Bekenntnisses neu zu bauen. Durch ihn hat er der lutherischen Kirche eine neue Heimat gegründet, wo sie, wenn sie in den bevorstehenden Kämpfen der nächsten Jahre, gelte es Union, Rationalismus, Synodalprinzip oder was immer, aus dem Vaterland vertrieben werden wird, mit offenen Armen wird aufgenommen werden. Auf Amerika beruht jetzt die Hoffnung des Lutherthums. Dort wird, während in aller Welt Alles kracht und bricht und zersplittert, das Samenkorn der reinen Wahrheit still und unverdrossen, unbekümmert um das Zetergeschrei der ganzen Welt, mit den Waffen des Kampfes an der Seite, jeden Augenblick zur Gegenwehr bereit, gesät, gepflegt und begossen, daß es sichtbar hundertfache Frucht bringt. Es wird hier immerfort Kampf geführt, die Waffen können niemals einrosten; und das hält das Glaubensleben frisch und jung. Kein Feind gilt für zu gefährlich, keine Umstände für bindend, wenn es sich um die Wahrheit handelt. Tag und Nacht wird gestritten, und am meisten mit denen, welchen es wirklich um die Wahrheit Ernst

ist. Kein Sandkörnchen der Offenbarung soll preisgegeben werden; eher kann Alles zu Grunde gehen. Diese Zustände erfüllen den, der sich um die Zukunft der Kirche bekümmert, mit großem Trost. In solcher Rüstung läßt sich unverzagt den großen, entscheidenden Schlachten entgegengehen.

Prof. Walther ist ein überaus liebenswürdiger, sanftmüthiger Mann, mit scharf geschnittenen, edlen Zügen und hellem, glänzendem Auge. Sein Umgang ist in jeder Beziehung fördernd und lehrreich. Alles gewinnt in seinem Munde Gestalt und Form und tritt plastisch vor die Augen des Zuhörers. In alle Fragen geht er ein, ergreift aber rasch den Kernpunkt und beleuchtet von ihm aus alles Uebrige. In der Beweisführung ist seine Logik überzeugend und seine Beredsamkeit überwältigend. Er ist unerschütterlich in der Lehre, milde in der Rede, heiter im Umgang und lebhaft wie ein Jüngling. Wie Minuten verstreichen die Stunden in seiner Nähe. Dabei zeigt er eine trostreiche Freudigkeit, die ihren Ursprung in dem Segen hat, den Gott auf seiner Hände Arbeit gelegt. Mit Liebe, jedoch Trauer, gedenkt er der kirchlichen Zustände in der alten Heimat. Ganz besonders hat er mich zum Dank verpflichtet, daß er mir oft lange Abende geopfert, die er sich an seinem Studium abgebrochen. Diese Abendstunden sollen ihm die liebsten des ganzen Tages sein; ich hörte es erst später. Dann gab er mir Bücher und Schriften, aus denen ich mich näher über das Lutherthum in Amerika unterrichten möchte. Er hat eine solche Klarheit in der Darstellung, daß ich erst durch ihn, und nur durch ihn, ein annäherndes Bild von den kirchlichen Verhältnissen Amerikas erhalten habe. Bei aller Fülle seines Wissens und dem Rückblick auf alle seine Leistungen bekundet er jedoch eine Bescheidenheit, wie sie mir niemals zuvor begegnet ist. Nichts will er selbst gethan haben, Alles hat nur die Gnade Gottes durch seine schwachen Hände bewirkt. Möge er noch recht lange als eine Säule der lutherischen Kirche erhalten bleiben. Meine Amerika-Reise ist jetzt in ihrem Zenithpunkt: temporär, denn ich habe die

Hälfte der festgestellten Zeit hinter mir; und in geistiger Beziehung, denn ich habe die bedeutendste Bekanntschaft gemacht.

XVII.

Auf dem Missisippi, 19. Dezember 1869.

Vierter Sonntag im Advent.

Heute ist Sonntag — Schreibtag. Den spanischen Ollendorff, in den ich mich zur Vorbereitung auf die Tropen schon tief versenkt und woraus ich in den zwei letzten Tagen siebenundvierzig Nummern schriftlich übersetzt habe, will ich heute einmal bei Seite liegen lassen, um Euch, liebe Eltern, von meiner großen Flußreise zu erzählen, die nun schon vier Tage währt und wohl kaum vor Weihnachten beendigt sein wird. Die Entfernung von St. Louis nach New-Orleans beträgt 250 deutsche Meilen, und noch haben wir kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt; und je mehr wir nach Süden kommen, um so langsamer wird es, weil, wenn einmal die Pflanzungen beginnen, des Anhaltens, Ein- und Ausladens kein Ende mehr sein wird. Man sagte mir, die Reise stromaufwärts währe kürzer, weil die mit weniger Fracht beladenen Schiffe seltener anlegen müßten. Als ich in St. Louis meine Fahrkarte löste, versicherte man mich, in fünf Tagen würden wir am Ziel sein. Mir scheint jedoch, daß neun Tage daraus werden möchten. Mir ist es recht. Meinethalben sollte die originelle Fahrt noch länger dauern; nur möchte ich den Weihnachtsabend lieber in New-Orleans als hier unter der profanen Schiffs- und Reisegesellschaft verleben. Ich finde diesen Wunsch nicht ganz gerechtfertigt und weiß nicht, warum ich mich darnach sehne. Es wäre doch weitaus sinniger und entsprechender, Weihnachten auf den Wellen eines der größten Ströme der Welt, allein in tiefer Nacht, oben auf

dem Verdeck als in der fremden, völkerreichen, tumultuösen Stadt zuzubringen.

Unser Schiff Thompson Dean, sollte am Dienstag Nachmittag positively (wie alle Annoncen verkündeten) St. Louis verlassen; doch als ich einige Stunden vor der anberaumten Zeit an Bord kam, wurde mir mitgetheilt, ich könne noch getrost warten bis zum andern Morgen um neun Uhr. So geht es immer mit den Missisippi-Dampfern. Sie brauchen entsetzlich lange Zeit, bis sie ihre Ladung genommen, und soll es dann wirklich zur Abfahrt kommen, so erscheint im letzten Moment noch ein Händler mit einigen hundert Säcken oder einer Heerde Maulthiere oder sonst etwas, und es dauert nochmals einige Stunden. Die letzte Verzögerung war mir recht lieb, da ich nun noch Zeit hatte, mehrere aufgegebene Projekte doch noch auszuführen. So konnte ich auch nochmals von allen gewonnenen Freunden herzlich Abschied nehmen. In keiner unter allen bisher besuchten Städten war man mir so liebreich entgegengekommen, und nirgends hatte ich so viel nähere Bekanntschaften geschlossen. Ich will nur den trefflichen Baron Bechtolsheim erwähnen, den jungen Belletristen Udo Brachvogel (nicht Dichter des „Narziß"), mit welchem ich halbe Nächte hindurch in traulichem Gespräch zusammen saß, — (längere Aufenthalte in Wien und Ungarn, seine kurz vor der meinigen unternommene Pacific-Reise nach Californien und sein wahrhaft poëtischer Sinn ließen es an interessanten Gesprächstoffen nicht fehlen) — und den jungen Pastor Walther, Neffen des oben erwähnten Professors. Allen diesen genannten und und mehreren anderen auch sehr freundlichen Herrn fühle ich mich zu stetem Dank verpflichtet; sie waren emsig bestrebt, mir den hier genommenen Aufenthalt recht erinnerungswürdig zu machen, und es ist ihnen gelungen. Es ist unsäglich wohlthuend, in fremdem, fernem Lande sich Freunde zu erwerben, die sich für meine Persönlichkeit interessiren, die mich nicht nach der Anzahl der Dollars beurtheilen, die ich bei ihnen zurücklasse. Dies Interesse ist hier zu Lande vorherrschend; um so mehr ist man

erfreut, einmal das Gegentheil wahrzunehmen. Selbstverständlich verbrachte ich die letzte Nacht noch im Gasthaus — denn das Schiffsbett sollte ich noch zur Genüge kennen lernen; und da ich den letzten Abend noch mit Freunden zubringen wollte, so war mir das Hotel genehmer gelegen als die Werfte, zumal es in allen Straßen, am meisten aber in der Nähe des Wassers, entsetzlich schmutzig war. In den letzten Tagen hatte es viel in Strömen geregnet, so daß ich allen Grund gehabt hätte, sehr verstimmt zu sein, wenn mein geistiges und körperliches Sein den Witterungseinflüßen unterlegen wäre. Gott Lob, war dies gar nicht der Fall, und ich wußte die vielen Mitleidsbezeugungen, daß ich so üble Witterung getroffen, gar nicht zu würdigen. — Von Glück kann ich sagen, daß ich neulich nicht, wie projektirt, die Reise nach New-Orleans mit dem Dampfer Arthur gemacht. Einige Tage nach seiner Abfahrt gelangte die Kunde hieher, er sei untergegangen, doch seien alle Passagiere gerettet. Solche Fälle kommen auf dem Missisippi sehr häufig vor, neulich drei Mal in einer Woche. Unter der Oberfläche des Wassers, dem Schiffer unsichtbar, treiben mächtige Baumstämme, die aus den oberen Gebieten des Missouri, des Missisippi und des Ohio herunter schwimmen. Man nennt sie Snakes. Fährt nun ein Schiff mit voller Kraft gegen die Spitze einer solchen Riesennadel, so wird es wie ein Schmetterling von derselben durchbohrt, zittert und zuckt konvulsivisch wie im Todeskampf und geht rasch unter. Meist werden aber alle lebendigen Seelen gerettet, weil das Ufer ja nicht so weit entfernt ist. Da man die Snakes nicht sieht, so kann man sie nicht vermeiden und muß darum jeden Augenblick auf ein solches Ereigniß gefaßt sein. Vor einigen Wochen verbrannte ein Schiff im Strom mit voller Ladung. Alles verlor den Kopf, Niemand dachte an die Life-Preservers, Niemand trachtete das Ufer zu gewinnen. So kamen Viele ums Leben.

Mittwoch früh um acht Uhr ging ich an Bord meines Dampfers, installirte mich vollkommen, ging dann noch einmal zum

Frühstück in die Stadt, weil die Schiffsmahlzeit schon vorüber war, und hatte noch mancherlei Besuche bis zur Abfahrt. Endlich gegen zwölf Uhr begannen die Räder zu schaufeln, und ich hatte frohe Hoffnung, daß es jetzt nach Süden ginge. Aber ich wurde getäuscht. Wir fuhren nur ein kleines Stück den Strom hinauf, um bei einem Elevator Getreide zu holen. Nach nur kurzem Aufenthalt dampften wir schließlich den Strom hinunter. Von der Wasserseite aus präsentirt sich die Stadt wirklich stattlich und großartig; die schöne plattgepflasterte Werfte, die zahllosen Schiffe, die großen eleganten Häuser, die vielen Thürme — Alles das läßt den Hinunter-Dampfenden die schönsten Eindrücke mitnehmen. Die Ausläufer der Stadt begleiten den Fluß noch in endlose Ferne, während auf der linken Seite bald der Wald beginnt, welcher mit seinen zweig- und laublosen Bäumen, die wie Grenadiere an seinen Ufern aufgepflanzt sind, denselben ein paar hundert Stunden weit begleiten. Von verschiedenen Seiten hatte man mir gerathen, die ganze Reise nicht zu Wasser zu unternehmen, da es mir auf die Dauer zu uninteressant werden würde, zumal die Ufer keine Abwechslung böten und die ganze Gegend unveränderlich denselben Charakter behalte. Aber ich ließ mich durch keine Einrede von dem einmal gefaßten Plan abbringen und beharrte fest darauf, komme was da wolle, und möchten auch zwanzig Schiffe neben mir untergehen. Eine Fahrt auf dem Mississippi gehörte in meinen Kinderjahren, als ich Indianer- und Prairie-Geschichten las, zu meinen höchsten Wünschen, zu den fernsten, nie zu erreichenden Zielen meiner Phantasie, daß ich jetzt nach so viel Jahren, wenn das Unerwartete, oft Ersehnte, nie Geglaubte, plötzlich eingetreten ist, es auch kosten will bis auf die Neige. Man erreicht so selten wonach man sich sehnt, daß ich es für eine Pflicht der Dankbarkeit halte, wenn es einmal geschieht, es auch ganz so anzunehmen, unverkürzt, wie es sich bietet. Ich hatte mir nicht die mindeste Vorstellung von romantischer Fahrt oder sonst welchen poëtischen Genüssen gemacht. Ich weiß ja, daß es damit, selbst am Mississippi

vorbei ist. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Civilisation, Vernichtung der Rothhäute, Vertreibung der Büffel, Alles das hat es nach dem ewigen Lauf der Dinge dahingebracht, selbst die mystischsten Gegenden ihres geheimnißvollen, die Sinne befangenden Zaubers zu entkleiden und dem ganz niederen, recht gewöhnlichen, hausbackenen, kommerziellen Leben zu überliefern. Ich war der festen Ueberzeugung, daß eine Rheinfahrt viel romantischer und poëtischer sei als eine solche auf dem Missisippi, weil dort auf Schritt und Tritt deutsche Geschichte und deutsche Sage eng verknüpft uns begegnen und uns erzählen, wie es vor tausend oder so und so viel Jahren ausgesehen, und was die Väter für das Vaterland gethan. Der Missisippi hat wohl auch eine Geschichte, wohl auch eine sehr bewegte, wahrscheinlich sehr romantische und jedenfalls sehr alte. Aber sie ist nicht aufgezeichnet, sie lebt und webt nur in der Tradition der Völker, die ihn bewohnt, die ihn als einen heiligen Fluß verehrt. Aber von dieser Geschichte wissen wir ja sehr wenig, wir Leute der Civilisation, da unsre Civilisation uns ja dazu bewogen, die Träger jener Urgeschichte, die sich mit unsrem Bildungsstand nicht beglücken lassen wollen, vom Erdboden auszurotten. Mit jenen armen Opfern stirbt ihre Geschichte, ihre Tradition, ihre Sage aus; auf die Nachwelt wird nichts davon verpflanzt, es verklingen die Lieder jener Völker, und der ewige Strom begräbt unter seinen Fluthen, mit seinem Murmeln ihnen das Todtenlied singend, die letzten Spuren einer vielleicht imposanten Geschichte. Das ist der Fortschritt! Als ich nach Amerika herüberkam, war für mich der Missisippi noch in ein gewißes feierliches Düster gekleidet, mit einem Schleier des Sagenhaften verhüllt, der mir einen angenehmen Schauer bereitete, und es wurde mir Alles, was mit diesem Strom zusammenhing, gewissermaßen verehrungswürdig. Ich dachte, wenn ich an sein Ufer käme, beträte ich damit ein Zauberland. Ich war auch sehr berechtigt, das zu glauben. Kannte ich ihn doch nur aus jenem schönen, braungebundenen Buch mit den bunten Bildern, das wir immer so gespannt verschlangen. Eine mehr-

monatliche Reise in diesem sehr nüchternen Lande hat nun diese Hülle von den gelben Schultern des heiß ersehnten Stromes gezogen und ich vertraute mich ohne jede, selbst die geringste, Illusion seiner Führung an. Zwar muß ich gestehen, daß, als ich Anfangs November zum ersten Male seine mächtigen Fluthen erblickt (auf der Reise nach dem Pacific-Ocean), ich mich ganz ergriffen fühlte. Es war nicht die Größe des Stromes, die mir imponirte, sondern eine momentane Mahnung an all die im vorhinein gesammelten Eindrücke der Kinderjahre, die sich nun in einem einzigen Moment vor die Seele stellen, die etwas besonders erhaben erscheinen lassen, weil man es besonders erhaben gedacht. Das ist die magische Kraft der Phantasie, daß sie uns Wünsche unsrer Seele plastisch vor die Augen führt, körperlich, ganz wirklich, aber freilich nur demjenigen, der daran glaubt. Der Zweifler sieht nur den rohen Stein mit den unförmlich gehauenen Armen und Beinen, der Glaubende hört unter dem Strahl der aufgehenden Sonne den kalten Rumpf mit Harfengetön durchbeben; nur ihm leben die Memnonssäulen, für den andern sind sie todte Ruinen, im besten Falle antiquarische Funde von hohem historischen Interesse. — Doppelten Werth hat diese Flußreise für mich, weil ich noch nie eine Wasserfahrt ohne Seekrankheit gemacht habe. Dabei durchreise ich einen ungeheuren Theil des Landes, lerne seinen größten Strom kennen und kann im tiefen Winter die allmählige Klima-Veränderung zwischen dem 39. und 30. Grad beobachten. Die Amerikaner kenne ich schon hinlänglich, um zu wissen, daß ein Fluß, der von ihnen als regelmäßig stark befahrene Handelsstraße benutzt wird, worauf sie ihre Baumwollenballen transportiren, dem Reisenden, der auf demselben Schiff mit einer Menge solcher Gesellen fährt, nicht viel Poësie und Romantik gewähren kann. Der Amerikaner hat für die Geschichte keinen Sinn; und selbst, wenn er ihn hätte, so würde es ihm hier nichts helfen, denn für ihn hat der Missisippi keine Geschichte. Wer etwas Seltsames, Poëtisches genießen will, der darf keine Reise auf einem Amerikanischen Passagier-Dampfer

machen, sondern der muß sich allenfalls in einer Segelbarke, mit allen Bedürfnissen versehen, den Strom hinunter treiben lassen. Der Amerikaner ist noch nüchterner, prosaischer als der deutsche Spießbürger — keinen dieser Klötze sehe ich jemals auf dem Verdeck. In dumpfer, brütender Ruhe — nicht Ruhe, Stumpfheit — sitzen sie sämmtlich den langen Tag um den Ofen herum ohne Interesse an der Gegend oder dem Fluß. Die Gesellschaft des Stockamerikaners kann eine Reise alles noch etwa überbleibenden Schmuckes entkleiden. — Nur des Abends, wenn ich ganz allein, sei es unter dichten Schneeflocken oder bei leuchtendem Vollmond auf dem Verdeck einher gehe, unter mir der gewaltige gelbe Strom, links und rechts die ewig sich gleich bleibenden Wälder mit einigen verlassenen Ueberresten ehemaliger Urwälder, ganz still Alles, ganz lautlos, keine Ansiedlung, keine Wohnung, kein Licht, kein Rauch, kein Ton weit und breit, nur das Plätschern und Brausen der Wellen und Räder — dann kann die Phantasie wohl zuweilen erwachen; wenn Alles schläft, dann könnte ich glauben, den Schrei des Jaguars, das Brüllen der Büffel zu vernehmen, den Ruf der Indianer zu verstehen und ihre Gestalten hinter den Bäumen am Ufer hin- und her huschen zu sehen; dann könnte ich vergessen, daß ich in geschmackloser, prosaischer Gesellschaft auf einem Frachtschiff den Fluß hinunter treibe; dann könnte ich mich in meine Kinderjahre zurückversetzen, wo die Einbildung so lebendig und so thätig war, die Alles vergoldete; dann könnte ich wähnen, daß Alles, was in jenen Büchern stand, heute noch vor meinen Augen geschehe; dann könnte ich denken, Alles das selbst mitzuerleben; dann könnte ich den ganzen Traum früher Jugend nochmals durchträumen; dann fühl' ich, dann seh' ich, dann merk' ich, dann weiß ich, daß ich auf dem ersehnten Missisippi bin.

Von St. Louis nach New-Orleans zahlt man dreißig Dollars, Alles in Allem, Fahrt, Schlafzimmer und drei Mahlzeiten. Für neun bis zehn Tage der Reise mit gutem Bett und entsprechender Verköstigung jedenfalls nicht viel. Aber die Company muß billig

sein in ihren Forderungen, sonst führe kein Mensch mehr zu Wasser. Früher, ehe die Eisenbahnen gebaut waren, konnten sie schon mehr rechnen, weil damals die Reisenden zur Schiffsreise genöthigt waren. Der geringen Frequenz halber gibt's nun gar keine Dampfer, welche nur Passagiere nehmen; alle nehmen Fracht und zwar sehr viel Fracht. Dieser Artikel bezahlt sich gut, denn der ganze Handel geht zu Schiff, eben auch wegen der zu theuren Eisenbahn. Ihr dürft Euch darum keine Vorstellungen machen, als ob unser Boot so elegant wäre, wie diejenigen, die zwischen Bingen und Koblenz kursiren, wo Alles nach dem Geschmack und Comfort der Reisenden eingerichtet ist. Die Mississippi-Boote sind breit und flach, um recht viel Waaren zu fassen und nicht zu tief gehen zu müssen, da der Strom stellenweise verhältnißmäßig recht seicht ist. — Unser Schiff hat eigentlich drei Decke, drei übereinander liegende Räume. Das unterste, nur wenige Fuß über den Wasserspiegel sich erhebend, beherbergt die Maulesel, Baumwolle, Heu, die Maschine und diejenigen Passagiere, die nicht für die Cajüte bezahlen. Diese sind recht elend untergebracht, haben kaum eine Schlafstelle, müssen sich ihr Essen und Trinken selbst verschaffen, zahlen aber auch nur vier Dollars von St. Louis nach New-Orleans. Hier ist auch das Hauptquartier der ganzen niederen Schiffsmannschaft. Im zweiten Deck logiren die Cajüte-Passagiere. Man steigt eine breite Treppe hinauf und schreitet durch das Bagage-Zimmer in den großen Salon, Speisesaal, Rauchzimmer, Kau-Etablissement, Spuck-Kabinet, wie man will. Derselbe ist sehr elegant, mit Holzplafond bekleidet, hat hübsche Möbel, Alles mit weißer Oelfarbe angestrichen, schöne Teppiche und Tischdecken und an beiden Enden einen Ofen. An der rückwärtigen Seite halten sich die Damen auf. Kein Herr, der nicht in Begleitung von Damen reist, darf dieses Heiligthum betreten. Als ich, mit dieser Sitte noch unbekannt, am ersten Tag dem unwillkührlichen Trieb gemäß, anständige Gesellschaft aufzusuchen, mich dorthin verlor, wurde ich veranlaßt, den Platz zu räumen. „Mein Freund, rücke

hinunter" wurde mir gesagt. Ich that's und habe den Weibern da oben und dem ganzen eleganten Zirkel Verachtung geschworen. Welch' dumme Einrichtung! Ein Paar ganz rohe Bengel, die zufällig ihre alten Schachteln bei sich haben, dürfen sich den ganzen Tag auf den Canapés herumwälzen, während unser einer verurtheilt sein soll, zuzusehen, wie die übrigen Faullenzer um den Ofen herum um die Wette ihren Tabak kauen und ungehindert ausspucken. Zu beiden Seiten des großen Salons sind die Schlafkammern, immer für zwei Personen berechnet. Die Betten sind über einander, wie in allen Schiffen, und erfreuen mich durch eine besondere Breite. Die ersten Tage war ich allein, zum Glück! — ich hatte darum gebeten — bis heute Nacht. Da wurde plötzlich an meiner Thüre gepocht mit dem Bemerken, ich solle öffnen. Ein Mann trat herein und stellte sich als meinen Zimmergenossen vor. Doch erfuhr ich zu meinem Trost, daß er nur kurze Zeit mit uns fahre. — Den Schiffsregeln zufolge mußte ich meinen Koffer im Bagagezimmer lassen und durfte nur die kleine Reisetasche in mein Cabinet nehmen. Auf einer längeren Reise kann diese Einrichtung lästig werden. Wegen jeder Kleinigkeit, Buch, Kleidungsstück, Schreibmaterial ꝛc., hat man die Mühe, den Koffer öffnen und durchwühlen zu müssen. An der Außenseite läuft noch eine verdeckte Gallerie um die Schlafkammern herum. Einen Stock höher befindet sich das obere Deck, wo man sich unter freiem Himmel fühlt. Da sind die großen Schornsteine für den Rauch, die kleinen für den Dampf, ein Pavillon für die Officiere des Schiffes, und ganz oben noch ein kleiner Pavillon für den Steuermann. Hier oben gehe ich sehr viel spazieren, obgleich es unbequem ist, weil die Fläche keinen Fuß breit eben ist; dabei wird man immer ganz naß durch den Niederschlag des Dampfes.

In der Frühe gegen sieben Uhr stehe ich auf, mache rasch den Anfang meiner Toilette in meiner dunklen Kammer und eile dann mit Reinigungsgeräthen ausgerüstet ins allgemeine Waschzimmer, wo man sich sehr bequem und nach Muße säubern kann. Das

Missisippi-Wasser ist ganz schmutzig, gelb und braun; an jedem andern Ort würde man sich entsetzlich ob dieser Farbe ekeln. Die gemeinsamen Handtücher sind nur für die zuletzt Kommenden unappetitlich, die Anfänger brauchen gar nichts dabei zu finden. Uebrigens ist jenes Wasser besonders weich und darum zum Waschen ganz geeignet. Dann geht es zum Frühstück, nach amerikanischer Sitte an reichlich besetzten Tafeln mit Thee, Kaffee, Beefsteak, Cotelettes, Kartoffeln, Gemüse, Butter, Pfannkuchen u. s. w. Ich bin ein Feind des Fleisch-Essens schon in aller Frühe; aber auf der Reise thue ich es doch sehr oft, zumal man hier nirgends eigentliches Schwarzbrod hat und man genöthigt ist, Fleisch zu nehmen, um nur irgend etwas Consistentes in den Magen zu bekommen. Dann mache ich meine Morgen-Promenade auf dem Verdeck und beginne dann mit größtem Fleiß spanisch zu treiben, wozu ich jetzt die beste Muße habe. Es fällt mir sehr leicht, da ich ja fast Alles verstehe; nur hatte ich früher nie ein Wort gesprochen und nie ein Wort geschrieben. Bis ich nach Cuba komme, weiß ich mich hoffentlich schon verständlich zu machen. Nach 1 Uhr wird gespeist, wobei es nicht minder luxuriös zugeht als des Morgens. Wir speisen fast täglich Buffalo-Steaks, die mir sehr munden; nur sind sie manchmal etwas zäh. Der ganze Schinken hängt im Fell draußen auf dem Verdeck, ich sehe ihn alle Tage kleiner werden. Das rohe Fleisch ist roth wie Lachs; gekocht sieht es aus wie Beefsteak. Nachmittags wird wieder gelernt, spazieren gegangen, gelesen, soupirt, nochmals gegangen, gelesen; dann geht's zu Bett und wird trefflich geschlafen. Als Reiselektüre habe ich ein schönes, großes Buch bei mir, welches man mir in St. Louis empfohlen. Es führt den Titel: „Jenseits des Missisippi" und behandelt die Abenteuer eines Ansiedlers mit Rücksicht auf politische Ereignisse und die Entwicklung einzelner westlicher Staaten. — Mein Hauptentzücken sind die Maulthiere, die ich täglich mehrmals besuche. Sie sind sehr tückisch und boshaft und hauen und beißen einander unaufhörlich. Keines gönnt

dem andern ein Körnchen Hafer oder einen Schluck Wasser. Zuweilen gibt es einen unentwirrbaren Knäuel unter ihnen, der, analog dem Gordischen Knoten, nur durch Durchhauen gelöst werden kann. Sobald eines unter ihnen sich belästigt oder gekitzelt fühlt, so schlägt es so lange mit den Hinterfüßen aus, bis es sich freien Platz geschafft hat. Ein Witzbold machte sich den Scherz, einem von ihnen Hafer auf den Rücken zu streuen. Die anderen eilten herbei um denselben zu naschen, wobei sie jenes manchmal in die Haare zupften. Nun gab es ein Ohrenzurücklegen, Hauen und Schlagen sondern Gleichen. Es war zum Entzücken. Den Schwanz haben sie alle bis auf die Rübe kurz abgeschoren und nur am untersten Ende einen Büschel Haare herabhängen. Sie sind äußerst originell und pressen mir oft lautes Lachen ab. Mein höchster Wunsch wäre, ein solches Maulthier einmal betrunken zu machen. Nur weiß ich noch nicht, wie es anfangen.

Jener Schlafkollege, der mir in der letzten Nacht zugesellt wurde, hatte die Unverschämtheit, heute Nachmittag drei sehr ordinäre Gesellen in unserm Kabinet zu beherbergen. Sie entblödeten sich nicht, sich auf mein Bett zu setzen, den Boden voll zu spucken und üble Atmosphäre zu verbreiten. Ich beschwerte mich später im Büreau, und die lästige Einquartierung wurde sofort ausgewiesen. Benebelten Sinnes verließ auch der Schlafkamerad spät Abends das Schiff. Ich hatte jedoch unter meinen Effekten keinen Verlust zu beklagen.

Unsre Schiffsmannschaft besteht aus allen nur denkbaren Kreuzungen und Mischungen zwischen Weißen und Schwarzen. Da sieht man Leute mit weißem Teint und ganz mohrenhafter Gesichtsbildung, dann wieder dunkle mit kaukasischer Form und alle dazwischen liegenden Schattirungen. Von allen diesen Mischlingen gefallen mir nur die Mulatten, die aus der direkten Ehe einer schwarzen Person mit einer weißen entstehen; alle anderen Schattirungen haben nichts Charakteristisches mehr; man sieht ihnen sofort an, daß sie keiner eigentlichen Nation angehören. Dann freut

es mich immer, wenn ich daneben einen pechschwarzen Mohren sehe, dessen Haut wahrhaft glänzt wie ein eiserner Ofen. Das wollige Haar der Neger erhält sich am allerlängsten bei allen Kreuzungen; bei einem sonst hellen Kopf verräth es noch das farbige Blut. Auch die dicken aufgeworfenen Lippen trotzen noch lange der Vermischung, obgleich sie dem gelben Gesicht nicht gut stehen. — Sehr spaßhaft ist es mir allemal, wenn wir irgendwo am Ufer anlegen, zu sehen, wie geschäftig unsre Neger sind, die Taue ans Land zu bringen und die Brücke zu legen. Wie Katzen klettern und springen sie und winden sich die steilsten Uferabhänge hinauf. In einem Nu ist die Passage zwischen Schiff und Land jedesmal hergestellt. Sie werden aber auch entsetzlich gedrillt; ihr Aufseher hält sie unter eiserner Zucht und behandelt sie mehr als Thiere denn als Menschen. Sie werden nur angebrüllt wie Maulthiere und bekommen kein freundliches Wort zu hören, so daß ich mich schon sehr über ihn empört hatte, bis ich in einem wichtigen Augenblick bemerkte, daß er vor allen Andern selbst am meisten Hand anlegte. Da versöhnte ich mich wieder mit ihm. Es scheint mir wirklich, als ob die Neger barsch behandelt sein müßten, um eine Leistung aus ihnen heraus zu bekommen; freundlichen Worten sollen sie nicht zugänglich sein, sagte man mir, sie halten Milde für Schwäche und werden übermüthig. Einige unter ihnen sehen recht spaßhaft aus, besonders wenn sie einen vorn aufgekrempten Schlapphut tragen, der an niederländische Bilder erinnert. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß man nie erkennen kann, wie alt einer ist; graue Haare fand ich selten unter ihnen, und alle Uebrigen sehen vollkommen gleich aus, so daß selbst die Typen schwer zu unterscheiden sind. Ich glaube, es ist auch eine Folge der Kultur und Bildung, daß sich Individuen schärfer ausprägen, daß das Spezielle die Oberhand gewinnt über das Allgemeine, das Persönliche über das Typische. Ich würde lieber sagen, eine Folge der Freiheit. Denn unter dem Druck der Knechtschaft und Sklaverei entwickeln sich schwer Charaktere und Persönlichkeiten. Ich bin sehr begierig, wie ich die

Zustände in den ehemaligen Sklavenstaaten finden werde. New-Orleans ist die Metropole derselben. Wie bekannt, ist seit einigen Jahren die Sklaverei im ganzen Bereich der Union aufgehoben. Linkoln hat es durchgesetzt und wurde dafür ermordet. Man kann durch ein Gesetz Sklaven wohl frei erklären, aber nicht frei machen; in ihrer politischen Stellung wohl, aber nicht aus Sklavenseelen wirklich sittlich freie Naturen. Darum bin ich gespannt, welche Eindrücke ich dort erhalten werde.

Leider landen wir oft und sehr lang; dann halten wir zuweilen Stunden lang an einer tristen, ganz verlassenen Stelle und müssen geduldig warten, bis all' die Säcke und Ballen glücklich auf unser Schiff verladen sind. Kommen wir an einen größeren Ort, so erscheinen gleich Obstweiber und Zeitungsbuben in Menge, die das Schiff wahrhaft überschwemmen. Einmal kam sogar ein Harfner und ein Violinspieler, die den ganzen Abend musicirten. Der Salon bildete das Publikum, und vier Paare tanzten Quadrille, ganz anders als bei uns; aber es ging viel correcter und eleganter zu, als man es in Deutschland zu sehen gewöhnt ist. Als der kleine Junge Nachmittags mit seiner Violine an Bord erschien, ein winziges Bürschchen, und ein Paar Striche begann mit seinem Fidelbogen, beinah so groß wie er selbst, da fing er an mich zu rühren und gewann meine Sympathie. Doch entzog ich ihm dieselbe sogleich wieder, als er Tanzsprünge zur Musik machte und Knittelverse dazu sang. Wie abscheulich! Kleine Kinder, die schon Bänkelsängerei treiben! Ebenso widerwärtig finde ich ein junges Mädchen auf unserem Schiff, das etwa zwölf bis vierzehn Jahre sein mag, etwas verwachsen ist und schon ganz die Erwachsene spielt, affektirt in allen Bewegungen und mit Gold und Ringen reich überladen.

Trotz der fünftägigen Fahrt kamen wir erst an zwei bemerkenswerthen Orten vorüber, die anderen waren sämmtlich kleine Dörfchen; sonst sieht man zu beiden Seiten nichts als den sich immer gleich bleibenden monotonen Wald, der den Horizont abschließt und in

seiner Einförmigkeit sehr langweilig ist. Die beiden größeren Orte heißen Cairo, am Ausfluß des Ohio, und Memphis, die größte Stadt zwischen St. Louis und New=Orleans. Außerdem gibt es noch ein Theben am Strom. Welche Namen! Namen, die man sonst nur mit einer gewissen Scheu erwähnt, weil sie in den vergilbtesten Urkunden der Archive der Menschheit verzeichnet stehen; Namen von Städten, deren Ruinen nach Jahrtausenden immer noch unzerstörbar sind, sieht man hier auf neue, theilweise dürftige, prosaische Ansiedlungen gepfropft, die mit jenen gar nichts gemein haben, durchaus nichts, als daß sie auf demselben Erdball mit einander stehen. Es ist dies ein ächt amerikanischer Zug, die Vorliebe für vornehme, hochklingende Namen. Natürlich, was man selbst nicht hat, muß man von Anderen entlehnen. Aber selbst dann hätte ich andre Namen gewählt, mit denen überhaupt noch ein Zusammenhang möglich wäre. Die Geschichte und Geographie Europa's ist ja auch reich an schönen, hochberühmten Namen. Warum gerade solche wählen, die so ferne liegen als Sonne, Mond und Sterne? Mit den Anschauungen jener Tage, jenes Landes uralter Weisheit und Mystik haben unsre jetzigen Jahrtausende gar nichts mehr zu thun. Man versteht sie nicht; daher belacht man sie auch oder entstellt sie. Vielen ist es sehr fatal, im grauen Alterthum ein Land zu wissen, dessen Ueberbleibsel nach fünfzig Jahrhunderten noch eine Majestät athmen, wie man sie sonst fast nirgends auf der Welt wieder findet; es paßt nicht in ihre Schablone: Alles, was vor der Zeit unsrer dermaligen Kultur gelegen, für schwach und primitiv zu halten, für roh und sinnlich. Ich finde es leider als einen ganz speciellen Zug unsrer heutigen Tage, durchaus kein Verständniß zu haben für den Geist andrer Jahrhunderte, für die Anschauungen früherer Generationen. Man ist in seiner Selbstüberhebung so geneigt, Alles nach dem Maßstab heutiger Gegenwart zu richten und über einen Kamm zu scheeren, als ob wir die Unfehlbarkeit hätten und mit Stolz auf alles Gewesene herabschauen könnten. Dieser Dünkel wird sich noch

rächen. — Der Missisippi entlehnt die Namen seiner Städte dem Nil, er wird sein Vasall, des alten, ewigen Nil Vasall.

22. Dezember.

Heute ist der letzte Tag unsrer Schifffahrt, wir sollen noch heute Abend nach New-Orleans kommen; ich bin sehr froh, daß wir so weit sind. Der Süden hat etwas unsagbar Anziehendes für mich, daß ich es kaum mehr erwarten kann, in seine Regionen zu kommen. Und gar erst die Tropen! Wie ich mich dahin freue, kann ich gar nicht sagen. Das Wort allein schon hat für mich einen reizenden Klang, und ich gestehe, daß ich unblasirt und unenttnüchtert die glänzendsten Erwartungen von Westindien hege, alle Hoffnungen, die ich auf Nord-Amerika hatte, weit übertreffend. Nun, ich verspreche Euch, ganz treu und ungeschminkt, wie ich es gewohnt bin, zu berichten, wie es mir gefallen wird. New-Orleans steht so ziemlich an den Marksteinen zwischen Nord und Süd und hat wohl für den von Norden Kommenden schon südliche Färbung. Zum Abschied beschenkt uns denn der Missisippi heute mit schönem Wetter, nachdem es die sieben Tage bisher trüb, kalt und regnerisch gewesen. Die an sich originelle Flußreise wurde dadurch nicht interessanter; ich habe sogar sehr viel durch das schlechte Wetter verloren. Viele schöne Plätze und Stellen sah ich gar nicht und konnte vor Allem den Klimawechsel nicht beobachten. Bei guter Witterung muß derselbe sehr auffallend sein. Zuweilen waren wir von solchem Nebel umgeben, daß wir die Ufer gar nicht sehen konnten. Das dauerte Tage lang. Dann schneite es wieder in so dichten Flocken, wie ich es kaum jemals erlebt; dann regnete es wolkenbruchartig. Ich war durch diese Umstände meist an die Cajüte gefesselt. Durch mein eifriges Studium habe ich leider versäumt, das Ausschiffen der Maulthiere anzusehen, was äußerst komisch gewesen sein muß. Sie wollten alle nicht heraus, da es ihnen keinen Spaß machte, in den triefenden Regen getrieben zu werden. Die Procedur soll sehr lange gedauert haben. Heute

bei dem schönen Sonnenschein geht Alles auf's Verdeck und erfreut sich des ersten heiteren Tages. Die Nähe des dreißigsten Grades kann sich jetzt unmöglich mehr verleugnen. Vom Winde abgesehen, den man zu Wasser immer etwas mehr verspürt, ist es schon ziemlich warm, daß man bequem ohne Paletot gehen kann. Alle Bäume längs der Ufer sind mehr oder minder grün, Möven umflattern das Schiff, und Pflanzungen haben den starren abwechslungslosen Wald vertrieben. Alles verkündet, daß wir milderem Klima entgegen gehen. Gestern sah ich Negerinnen in ganz bunten Farben, den Kopf in ein grellfarbiges Tuch gebunden. Mein Entzücken war sehr groß. So lasse ich mir die Schwarzen gefallen, aber auch nur so. „Er wand um die Locken den Purpur-Shawl." Das fand ich hier realisirt. Diese Negerinnen sahen doch nach etwas Bestimmtem aus, Kleidung und Farbe harmonirte mit ihrer Person, sie machten nicht den entsetzlich charakterlosen Eindruck wie ihre bereits civilisirten Brüder und Schwestern. Schwarzes Gesicht, schwarze Beinkleider, schwarzer Rock sieht entsetzlich schlecht aus und paßt so gar nicht. Aber ein Mohr, an dem alle Farben vertreten sind, der das ganze Morgenland repräsentirt, der gefällt mir ausgezeichnet. O, meine Reise wird immer hübscher! In Begleitung einer reichen amerikanischen Dame reiste als Gesellschafterin auf unsrem Boot ein junges deutsches Fräulein, aus Hannover gebürtig. Da sie nicht sehr fließend englisch sprach, war sie erfreut zu vernehmen, daß noch ein Deutscher an Bord sei. Sie ließ mich zu sich bitten. So erlangte ich Eintritt in den Frauensaal. Wir unterhielten uns lange gemüthlich mit einander und waren anderthalb Tage viel zusammen. Ich selbst war sehr froh, nach so langer Einsamkeit Jemanden zum Plaudern zu finden. Landsgenossen, die sich in der Fremde finden, haben immer genug mit einander zu reden. Eines Abends wurde noch einmal eine Tänzerei veranstaltet. Es war ungemein heiter. Die Amerikaner scheinen besondere Vorliebe für die Quadrille zu haben; denn beständig ließen sie diesen Tanz spielen und machten zahllose

Confusionen. Uns beiden Deutschen zu Ehren gab es auch Walzer und Galopp. Doch tanzte ich nicht viel, unterhielt mich aber gut bei diesem Spektakel. Eine Haupttänzerin war die Mutter jenes schon erwähnten unleidlichen Mädchens; sie strotzte von Gold, bunten Farben und falschen Haaren. Auch reist ein Ehepaar mit uns, welches in den Flitterwochen begriffen ist; beide steuern zwischen fünfzig und sechszig. Auch wimmelt es von kleinen Kindern, deren eines mit besonderer Vorliebe mit seinen Händchen auf dem untersten Grund des Spucknapf's seine Studien macht. Die Dame meiner neu erworbenen Freundin raubte mir dieselbe gestern Mittag. Sie stiegen aus, als wir an ihrer Pflanzung im Staate Missisippi vorbeikamen. Freundlich lud sie mich zum Besuch ein. Doch wird es wohl bei der Aufforderung vor der Hand bleiben. Von New-Orleans mache ich keinen Schritt mehr in nördlicher Richtung. Mein Sinn und Herz steht unverwandt nach Mittag hin.

XVIII.

New-Orleans, 24. Dezember 1869.

Vorgestern Nachmittag bin ich denn endlich, nachdem ich eine volle Woche auf dem Missisippi geschwommen, hier eingetroffen. Wir kamen früher an, als ich erwartete. Gegen drei Uhr wollte ich auf's Verdeck gehen, um den ersten schönen Tag noch ein Paar Stunden vor Sonnenuntergang behaglich genießen zu können. Als ich hinauf kam, sah ich, daß wir uns einer größeren Stadt näherten. Der Karte zufolge dachte ich, es müßte Baton-Rouge sein, und war schon sehr unglücklich, daß wir erst in später Nacht in New-Orleans ankommen würden. Zu meiner größten Ueberraschung erfuhr ich aber, daß wir schon am Ziel seien. Meine erste Empfindung war Schrecken. So elend hatte ich mir diese Weltstadt doch nicht vorgestellt; für ein Landstädtchen wäre der

Anblick freilich großartig genug gewesen, für die Hauptstadt aber schien er mir nicht würdig genug. Ich eilte rasch wieder hinunter, packte die aus dem Koffer geholten Gegenstände wieder ein, machte in aller Hast Reisetasche und Plaid zurecht und stürmte abermals aufs Verdeck. Jetzt hatte ich nun freilich eine andere Aussicht. Wir waren dem Centrum der Stadt näher gekommen, und vor uns lag dieselbe in all der ihr eignen Pracht und Großartigkeit. Das Ufer bot einen überraschend belebten Anblick, Tausende von Menschen schienen da zu wimmeln, Baumwollenballen und andre Waaren lagen am Quai auf einem ungeheuer großen Platz dicht bei einander aufgestapelt, Wagen und Maulthiere, Kutscher und Verkäufer unzähliger Artikel, Lohndiener und kleine Kähne, mit Orangen bis zum Rand gefüllt, boten ein sehr buntes Gemälde. Und Alles das schrie, rief, brüllte, kreischte, fluchte, drängte, schob, preßte, eilte, rannte, daß man wohl Acht haben mußte, sich selbst nicht zu verlieren. Dazu die Unmenge von großen Flußdampfern und weiter unterhalb ein unabsehbarer Mastenwald der Segelschiffe, die meerwärts rudern, brachten es mir zur Gewißheit, daß ich in eine der größten Seestädte gekommen. Sehr imposant sieht New-Orleans von der Flußseite aus und rechtfertigt all die Erwartungen, die ich davon gehegt. Welch' Getümmel entstand an Bord und am Ufer bei unsrer Ankunft! Die Agenten von Hotels und Wägen überschwemmten wahrhaft das Boot, und wohl zwanzig Mal wurde ich von diesen lästigen Gesellen angesprochen. Einer muß mir wohl augenblicklich den Ausländer angesehen haben, denn er redete mich gleich deutsch an. Ihm antwortete ich etwas höflicher, als den anderen, aber ebenfalls verneinend. Wegen der großen Menge vor der Werfte liegender Schiffe dauerte es lange, bis wir landen konnten. Meinen Koffer ließ ich noch vor der Hand an Bord, nahm Tasche und Plaid unter den Arm und ging zu Fuß durch die Straßen der fremden Stadt, um Dr. Goldmanns Wohnung zu finden. Mein erster Blick fiel auf das noch unvollendete, sehr massive Zoll-Gebäude, zugleich die Post; dasselbe ist

von grauem Sandstein und mit ägyptischen Säulen verziert. Zufällig führte mein Weg durch die größte, schönste und belebteste Straße der ganzen Stadt, durch Canal-Street, wo die schönsten Bazars, die breitesten Trottoirs und die meisten Spaziergänger sind. Plötzlich blieb ich geradezu versteinert stehen, Tasche, Schirm und Plaid glitten zu Boden und ich blieb wie angewurzelt. Ich hatte die erste Palme im Leben gesehen, daneben Magnolien und Orangen, alle natürlich in dunkelgrünem Laub. Das war ein wahrhaft herrlicher Moment; die erste Palme, Orangen wie Aepfel auf den Bäumen. Ich hatte vorher nicht gewußt, daß man sich über etwas so Geringfügiges derart freuen könne. Ich fühlte in diesem Augenblick die goldne Zeit, von der die Dichter singen und die Sagen klingen, wiederkehren. In vier Monaten habe ich in Amerika an geistig anregenden Zuständen, an Erscheinungen des öffentlichen Lebens, an Fleiß und Ausdauer, an Corruption und Goldgier u. s. w. des Interessanten mehr gesehen und erfahren als in mehreren Jahren sonst zusammengenommen. Aber entzückt hat mich gar nichts so sehr als diese Palme, die mir eine Vorläuferin der Tropen war und mir von dort hieher geschickt schien, um mich hinüber einzuladen. Endlich fand ich die Wohnung des Gastfreundes, wo ich überaus freundlich empfangen wurde. Es gab herzliche Begrüßung, verbindliche Phrasen, Fragen und Antworten, Händeschütteln, Freudebezeugungen, wiederholte Aufforderung mich zu setzen und recht gemüthliche Conversation. Meinen Koffer holte ich selbst an Bord ab und ließ ihn durch einen Neger die ganze lange Strecke auf der Schulter tragen. Ich bewunderte seine zähe Ausdauer. Nach dem Thee wurde noch bis tief in die Nacht hinein geplaudert.

Ich kann wohl sagen, daß mir von allen Städten, die ich bisher in Amerika gesehen, was das äußere Ansehen betrifft, New-Orleans den angenehmsten Eindruck gemacht hat. Da es eine große Welt- und Seestadt ist, verschwindet der speziell amerikanische Charakter mehr und mehr und räumt dem kosmopolitischen, daher

auch dem europäischen den Platz. Man sieht doch wieder einmal enge Straßen; ich finde sie nicht absolut schöner als die in Amerika allgemein breiten, aber es thut wohl, nach Monaten wieder einmal etwas Anderes zu sehen, das sich doch einigermaßen von der Schablone unterscheidet. Auch sah ich zu meiner Freude schon einige winklige Straßen. Man muß in Amerika weit und lang reisen, ehe man solche trifft. Die große Canalstraße dagegen ist schnurgerade und von erstaunlicher Breite. Rechts und links von der durch Trottoirs begränzten Fahrstraße sind für die Pferdebahnen eigene steinerne Perrons gebaut. Die Passage wird auf diese Art weniger gehemmt. Die breiteren Straßen sind meist mit Bäumen bepflanzt, was zur heißen Zeit eine besondere Erquickung sein muß. Für den dreißigsten Grad finde ich es hier nun ziemlich kühl; gestern hat es sogar gefroren. Ich hatte mir das hiesige Klima viel wärmer vorgestellt, hörte aber auch, daß ich es ganz besonders kalt angetroffen, so kalt zwar, wie es in langer Zeit nicht gewesen. Alle Leute klagen immerwährend über den Frost. Für unser einen, der sein Leben immer zwanzig Grade nördlicher zugebracht, ist es freilich nicht empfindlich, und ich verspüre durchaus kein Unbehagen. Vielmehr bin ich froh, daß ich es nicht gar so erdrückend angetroffen. Aber tropisch kann ich die Witterung keines Falls nennen. Es ist mir auch lieb, denn ich will erst auf Cuba, la reina de las Antillas und in der siempre fidelisima ciudad de la Habana, jener mir so unbegrenzt gepriesenen Stadt, den vollen Tropengenuß erleben. Aber doch berührt es das Auge herrlich, alle Gärten hier in duftigem Grün zu erblicken, überall Palmen, Bananen, Orangen und Magnolien in üppigem Wuchs zu finden. Darum bin ich hier in der prächtigsten Laune. Es wäre aber auch unrecht, wenn ich's nicht wäre. Bin ich doch jetzt zum ersten Mal im Leben im theueren Süden und noch dazu in der vornehmsten Stadt der ganzen Union. Alle europäischen Nationen sind hier zahlreich vertreten und verleihen New-Orleans jenes großstädtische, internationale Gepräge.

Die Esplanade ist eine der schönsten, elegantesten Straßen, in der sich keine Geschäftslokale, sondern nur Wohnungen und Villen befinden. Reizende Gärten umgeben dieselben mit den herrlichsten Gewächsen. Die Häuser selbst athmen schon ganz den südlichen Charakter und gefallen mir darum sehr. Alles Gallerie, Alles Veranda, Alles Läden, Alles lustig. Immergrüne Eichen und goldgelbe Orangen zieren nicht wenig die Vorplätze vor den Häusern. Erst muß ich noch ein Paar Tage länger hier sein, um meine Eindrücke sich vermehren und klar gestalten zu lassen.

Neger sieht man hier mehr als anderswo und findet sie schon buntfarbiger gekleidet. Es macht schon Alles einen üppigeren Eindruck. Mischlinge zwischen Weißen und Schwarzen stoßen einem auf Schritt und Tritt auf. Die direkte Kreuzung zwischen Negern und Kaukasiern erzeugt die Mulatten, die gelblich aussehen, Wollkopf und dicke Lippen haben. Mulatten und Weiße erzeugen die Terzeronen, diese mit Weißen die Quarteronen, welche schon sehr hell aussehen. Quarteronen und Weiße geben den Okteronen das Leben, die von den ganz Weißen kaum zu unterscheiden sind. Durch die Vermischung aller dieser einzelnen Unterracen unter einander entstehen immer wieder neue Spezialklassen, welche in allen nur denkbaren Hautschattirungen zwischen den beiden Hauptfarben erglänzen. Dabei sind die Unterschiede so fließend, daß es wohl selbst für den ganz Geübten schwer möglich ist, mit Bestimmtheit die Eltern des Einzelnen der Haut nach zu bestimmen. — Die Creolen dagegen sind die in den Tropen gebornen Weißen. Weiter nichts. Die Creolen sind also ganz gewöhnliche Kaukasier wie alle Europäer, die Creolen wenigstens im weiteren Sinn. In einem engern heißen nur die Nachkommen der Einwanderer romanischer Race so, welche jetzt im Lauf der Jahrhunderte eine eigene Nation geworden sein wollen.

Ich fange jetzt schon an spanisch zu sprechen, d. h. ich mache primitive Versuche und habe mir vorgenommen, dieselben nicht fallen zu lassen, um bei meiner Ankunft in Habana nicht vollkommen verblüfft zu sein, wenn ich mich verständigen soll. Mit einem

Herrn, den ich kennen lernte, welcher schlecht deutsch und schlecht französisch redet, setze ich mich auf spanisch aus einander. Es hält mir leicht und macht mir viel Freude, welch letzteres mehr werth ist als aller Fleiß und alles Streben. Trotz vieler Vorsätze und unausgesetzter äußerer Anregung kam ich doch nicht dazu, mich mit dem Englischen so vertraut zu machen, daß ich mir ohne Stocken überall damit forthelfen kann. Es mangelte eben der innerste Sporn, die Lust und Liebe. Diese Sprache hat keinen Klang und keine Melodie und spricht sich schwer aus. Die spanische dagegen ist sonor, phantasievoll, romantisch.

Dem östreichischen Consul, an dessen Banquierhaus ich zugleich empfohlen war, machte ich am ersten Tag einen Besuch im Büreau und Abends seiner Gemahlin in der wahrhaft palaisartigen Wohnung auf der Esplanade. Ich wurde in der allerliebenswürdigsten Weise aufgenommen und dringend eingeladen, bei ihnen zu wohnen, was ich jedoch ablehnen mußte, da ich früher schon zu Goldmann eingeladen war. Statt dessen wurde ich aber zum Weihnachtsabend aufgefordert, was ich gleichfalls anderweitiger Ladung halber versagen mußte. Uebrigens half ich dort den Christbaum putzen, um doch irgend eine kleine Thätigkeit für Weihnachten selbst zu entfalten. — Heute ist nun Weihnachten; aber mir ist ganz anders zu Muthe, als sonst am 24. Dezember. Man fühlt sich an keinem Tag des Jahres so eng mit all den Seinigen verknüpft als am heiligen Abend. Wie werde ich ihn verleben?

27. Dezember.

Weihnachten in der Fremde, ohne Familie, ohne Bescheerung, ohne Gesang, ohne Vorfreude, ohne gemeinsamen Jubel, verschwindet zu einem rein kalendarischen Begriff und erhebt sich, die kirchliche Feier abgerechnet, nicht um eine Haaresbreite über die Alltagstage. So erging es mir dies Mal. Es kam mir keinen Augenblick zum Bewußtsein, daß wir Weihnachten feierten; ich freute mich nicht, ich hatte kein Heimweh, ich verlebte diese Tage wie die übrigen

365 auch. Ob ich nicht später noch die Lücke empfinden werde? Denn dies Fest ist ein unerläßliches in der Oekonomie des Jahres, alle Strahlen der Zeiteintheilung konzentriren sich an diesem Brennpunkt und gehen von da aus neu belebend und erwärmend nach allen Seiten. Die kirchliche Feier fiel dies Mal äußerst dürftig aus. Trotz verschiedener Erkundigungen konnte ich doch in den zwei ersten Tagen keine deutsche evangelisch-lutherische Kirche ausfindig machen. Selbst einen der Pfarrer hatte ich aufgesucht, ihn aber leider verfehlt. Und als ich denn doch am ersten Feiertag in der Frühe eine Kirche fand, war es gerade eine solche, in welcher zufälliger Weise wegen Abwesenheit des Geistlichen kein Gottesdienst gefeiert wurde. Durch meinen Gastfreund ließ ich mich bewegen, zum ersten Mal in meinem Leben eine englisch-episkopale Kirche zu besuchen. Da ich nicht viel verstand, langweilte ich mich und fühlte mich auch vom Ritus nicht sehr angesprochen, den man mir immer als so schön gepriesen hatte. Und die andere Feier? Weltliche mag ich nicht sagen — familiäre, häusliche? Ich sah Eltern, Kinder, Großmütter, Christbaum, Geschenke, Süßigkeiten u. s. w. Ich ging von einem zum andern, bewunderte und belobte pflichtschuldigst mit bekannten Phrasen, ließ mir von den Kindern ihre Herrlichkeiten zeigen, Schubkarren, die gar nicht rollten, Knallbüchsen, die gar nicht knallten, Fischchen im Wasser, die gar nicht schwammen — Alles wurde belobt. Meine Gedanken aber waren fern; sie eilten um sieben Jahre zurück und sahen mich am selben heiligen Abend auf einem offenen, dürftigen Schlitten in Ungarn im kältesten Schnee, Heimweh im Herzen, zum ersten Mal im Leben fern vom Vaterhause Weihnachten halten! Gewissermaßen ähnlich die äußere Situation, aber wie weit dies Mal in jeder anderen Beziehung von damals verschieden. An jenen Abend mußte ich denken — aber sehr wenig erinnerte ich mich an die sonstigen Weihnachtsfreuden der Heimat. Das Mittelglied fehlte; es war nichts was mich daran mahnte. Für mich muß Weihnachten in gegebener, immer gleicher Weise vor sich gehen, damit ich die rechte Freude

daran habe. Alle Jahre ein Mal, an den nämlichen Tagen, zu den nämlichen Stunden, in den nämlichen Zimmern, die nämliche Musik, das nämliche Lied, die nämliche Bescheerung, die nämliche Vesper, die nämlichen Menschen, die nämliche Reihenfolge. So will ich Weihnachten. Die ganze Familie kommt zu diesem Feste von den entferntesten Orten, wohin sie zerstreut ist, ein Mal im Jahr zusammen und feiert dann diese Tage von Jahr zu Jahr genau in der nämlichen Weise. Diese Gleichheit über alle Jahre hinaus läßt für ganz kurz das Verrinnen der Zeit vergessen und verbindet die entferntesten Jahre durch ein organisches Band mit einander. Die Continuität zwischen Gegenwart und Vergangenheit wird damit sicher gestellt, und man erkennt sich und die Seinen trotz allen Wechsels der Zeit doch immer wieder als die Nämlichen, die sie gewesen, eben an der unveränderlichen Sitte. Wo dies nicht ist, hat Weihnachten keinen weiteren Reiz für mich. Ich fühle es, daß man in diesen Tagen bei seiner Familie sein muß; sonst ist es kein Weihnachtsfest. In der Weihnachtsnacht lange aufgeblieben, hörte ich, am Kamin sitzend, daß es vom Thurm der Domkirche zur Christmette läute. Da ich diese Feier noch niemals mit erlebt, so patschten wir in strömendem Regen um Mitternacht zur Kathedrale. Wenn man Alles in Betracht zieht, die hohe Bedeutung des Festes, die erhabene Kirche und die mitternächtige Stunde, so war der Eindruck ein erhebender. Obwohl der Dom nicht schön ist, so hat er doch eine prächtige Orgel und wir lauschtem dem trefflichen Gesang. Noch nie aber hatte ich Gelegenheit, mich über die Frivolität und Andachtslosigkeit des Publikums dermaßen zu skandalisiren wie in jener Nacht. Gespötte, Geschrei, Gezänk, Gelächter, Geräusch, Lärm mit Knallerbsen erfüllte die heilige Stätte in rohster Weise. Man behandelt diese Feier gleich einem Theater oder Concert. Dabei werfen die Gassenbuben die Knallerbsen vor die Füße oder hinter den Rücken der Andächtigen. — Das war mein Weihnachtsabend in New-Orleans. —

Am ersten Weihnachtsfeiertag waltet hier die allgemeine Unsitte, daß alle Welt Frösche, Pistolen und Knallerbsen losfeuert, so daß den ganzen Tag ein entsetzlicher Spektakel herrscht. Dabei muß man beständig Acht geben, nicht auf irgend eines dieser Knallinstrumente, die auf dem Boden umher zerstreut liegen, zu treten. Manche Unglücke sind schon dabei vorgefallen; zwei Knaben sollen bei Explosion einer Schachtel dieser Tage ums Leben gekommen sein. Natürlich sind diese Späße auf der Gasse verboten; aber die Polizei schreitet nicht ein, wie immer und an allen Orten. An jenem Nachmittag speiste ich beim Consul Bader, wo ich auch meinen jungen Freund von der Pacific-Reise wieder traf; er hat eine Stelle in dessen Geschäft.

An einem entfernten Ende der Stadt ging ich am zweiten Feiertag zur Kirche. Wegen der Armuth der Gemeinde ist sie arm, klein und von Brettern erbaut. Dann machte ich die Bekanntschaft des sanften, angenehmen Pfarrers Liebe, der Tags zuvor viermal predigen mußte. Der arme Mann war zum Ausblasen erschöpft und sah unendlich angegriffen aus. Wie nichtig ist dagegen die Phrase, daß die evangelisch-lutherischen Geistlichen ein so angenehmes, bequemes, unthätiges Leben führten! Hier sind deren zwei, aber drei Kirchen; die dritte ist nur als Missionskirche gegründet, damit den armen, fern wohnenden Leuten, die keine Zeit haben, in die innere Stadt zu kommen, Gelegenheit geboten werde, Gottes Wort zu hören. Es macht sich das dringende Bedürfniß nach einem dritten Geistlichen geltend; aber die Gemeinde verfügt nicht über die nöthigen Mittel. Beide lutherischen Gemeinden gehören der Synode von Missouri an.

Der fast tägliche Regen mit beständig kaltem, unfreundlichem Wetter läßt mich noch gar nicht zum Genuß des südlichen Klimas kommen; auch von den Sehenswürdigkeiten und Seltenheiten der Stadt habe ich dadurch noch wenig erfahren.

29. Dezember.

Den Schluß dieses Briefes, der niemals fertig zu werden scheint,

will ich mit vorläufigen Neujahrswünschen einleiten. Möchten sie über das ferne Meer hinweg recht bald zu Euch kommen und Euch Alles das sagen, was ich hier nicht mit Worten geschrieben.

So eben komme ich vom Diner beim norddeutschen Consul zurück, welcher zugleich das Consulat für Darmstadt führt. Von Geburt ein Würtemberger, weilt er schon seit drei und dreißig Jahren in Amerika. Seine Frau ist Amerikanerin und spricht weder deutsch noch französisch. Da mir aber das Englische nicht geläufig geht, so würde die Unterhaltung sehr flau gewesen sein, wenn uns nicht ein dreizehnjähriger, sehr gescheidter Backfisch, mit dem ich mich eng befreundet, in charmanter Weise den Dolmetsch gemacht hätte. Mit ihr sprach ich französisch, und sie übersetzte es im Moment den andern Damen, mir umgekehrt ins Französische, was ich in der Schnelligkeit vom Englischen nicht verstand. So ging die Unterhaltung ganz fließend, und ich kann sagen, daß sie mich recht amüsirte. Obwohl das Haus äußerlich sehr einfach aussieht, ist die Einrichtung sehr geschmackvoll. Wie in allen amerikanischen Häusern, befindet sich unten der Parlor und das Speisezimmer, beide durch eine verschiebbare Flügelthüre getrennt. Das ist stereotype Sitte in den Vereinigten Staaten; die Wohnzimmer und Räume für die Gäste sind immer im ersten oder im zweiten Stock. — Ich aß bei dieser Gelegenheit heute zum ersten Mal im Leben eine Banane, eine Südfrucht, von der ich schon hundert Mal gehört und deßhalb sehr gespannt war sie zu kosten. Sie sieht gelb aus und hat die Gestalt einer sehr großen Bohnenhülse oder Gurke. Die Schale wird abgezogen, ungefähr wie bei der Orange, und dann hat man den sehr aromatischen, teigartigen Kern in der Hand, welcher famos schmeckt und an sehr saftige Birnen erinnert. Im Geruch mahnt die Banane an Pepins d'Or. Den meisten Fremden sollen sie Anfangs gar nicht munden; mir schmeckten sie gleich ausgezeichnet. Wir aßen sie roh und gekocht; im letzteren Fall sehen sie ganz braun aus. Es war mir sehr lieb, diese tropische Frucht frisch genießen zu können; nicht minder aber, den Baum

selbst im Garten des Consuls zu sehen. Jener sieht einer Palme ähnlich; d. h. die langen, fächerartig gen Himmel strebenden Blätter wachsen alle aus dem Kern der Pflanze heraus und sitzen an derselben Stelle; der Baum theilt sich plötzlich in eine Menge saftig grüner Zweige. Der Fruchtstengel, an dem dreißig bis vierzig Bananen hängen mögen, schießt aus der Mitte empor. Jeder Baum trägt nur ein Mal Früchte und stirbt dann ab; jedoch wachsen sie ungemein schnell. Zugleich sah ich in jenem Garten einen Orangenbaum, der sich unter der Last seiner Früchte bog; ich aß zum ersten Mal im Leben eine Orange frisch vom Baume weg. Der weitere Nachmittag wurde mit Besichtigung eines Mikroskops zugebracht. Der Consul besitzt viele hundert selbstgefertigter Präparate. Bei uns war noch ein Deutscher, der auch seit mehr als dreißig Jahren in der Union lebt, und wahrhaft rührend erzählte, wie er im verflossenen Jahr zum ersten Mal wieder in sein Heimatsdorf gekommen und vergebens nach seinem elterlichen Haus gesucht. Dann sei er auf den Kirchhof gegangen, um die Gräber seiner Eltern zu finden, und habe sie nicht mehr gefunden. Dies hat ihn so traurig gestimmt, daß er nach einer halben Stunde den Ort verlassen, wo nichts mehr ihn an seine Jugend, seine Kindheit mahnte, wo selbst die Spuren seiner todten Eltern ganz verschwunden.

Gestern und heute haben wir endlich einmal schönes Wetter, wie es in einem solchen Klima sein soll. Der lang entbehrte Sonnenschein hatte alle Leute wieder auf die Straße gelockt, die mir in den ersten Tagen immer so verlassen schien. In den frühen Nachmittagsstunden ist allgemeine Promenade der eleganten Welt in der Canalstraße. Ich war auch dort, um das Gewühl anzusehen. Natürlich sieht man keine schöneren Gesichter als irgendwo anders; aber die Eleganz der Damenkleider fiel mir auf. Die Leute hier im Süden sind lange nicht so geschäftig, so arbeitsam als in den nördlichen Städten; sie haben mehr Lust und Zeit zum Promeniren. Ihr könnt Euch denken, daß ein buntes Gewimmel

um diese Zeit in der Canalstraße auf- und abfluthet. Die verschiedenfarbigen Menschen lassen das Bild noch viel lebendiger erscheinen. Das Trottoir, auf dem der Strom der Lustwandelnden sich bewegt, ist glücklicher Weise mit Leinwand überspannt; sonst möchte das Vergnügen ein allzu warmes werden — denn die Sonne scheint vom wolkenlosen Himmel voll und heiß herunter. Den Mittag über fand ich sie drückend und war immer froh, wenn ich eine schattige Stelle ausfindig machen konnte. Mit Mühe muß man sich durch das Gewühl durchdrängen, thut es aber doch gern, um neue Studien und interessante Beobachtungen zu machen. Von den Toiletten der Herren und Damen sage ich gar nichts, weil ich davon nichts verstehe und mich gar nicht dafür interessire; auch ist mir bis jetzt noch nichts Besonderes aufgefallen außer den freilich sehr voluminösen Chignons, welche hier fast alle Damen tragen. Mich interessiren nur die bunten Kopftücher der Negerinnen, die dem schwarzen Gesicht einen farbigen Hintergrund geben und afrikanisch — morgenländisch — wüstenartig aussehen. Die dienende Klasse trägt sie allgemein. Unter den, so zu sagen, Gebildeteren begegnet man öfters ganz eleganten Ladies mit Crinoline, weißem Hut und allermodernstem Anstrich. Solche Exemplare sehen lächerlich, scheußlich und geradezu charakterlos aus. — Obwohl die Sklaverei abgeschafft, ist die sociale Gleichstellung der schwarzen Race mit der weißen noch ein ideales Bild der Zukunft. Hat Jemand nur einen Tropfen farbigen Blutes von Urvätern her in seinen Adern, so sind ihm die Schwellen der Weißen versagt; man würde unter keiner Bedingung mit einem Gelben Gemeinschaft pflegen. Heiratet aber dennoch ein Weißer eine Farbige, so wird keine Dame mehr sein Haus betreten. Eine Exclusivität der Racen waltet, gegen welche die Standesunterschiede der Feudalzeit reine Demokratie sind. So tief eingewurzelt seit Jahrhunderten ist die Verachtung und Geringschätzung des Aethiopiers, daß selbst der mehrjährige, fürchterliche Krieg, die Freigebung der Sklaven, der ganze Geist der Neuzeit nichts an diesen Anschauungen geändert

haben, und gerade das im gepriesenen Lande der Gleichheit, im Eldorado des Zeitgeistes. Das ist die Ironie der Geschichte.

In befreundeter Familie wurde neulich ein Abend ganz interessant durch Lesen mit vertheilten Rollen verbracht. Die Braut von Messina wurde gewählt. Es machte mir viele Freude, und ich war recht befriedigt. Die ziemlich zahlreichen Zuhörer boten denselben Anblick, den sie bei solchen Gelegenheiten stets zu gewähren pflegen. Allmählige Abspannung, die bis an die Grenze des Einnickens reicht, große Hast und Freude beim Erscheinen der Erfrischungen und sichtliches Aufathmen mit obligaten Lobeserhebungen, wenn die Bücher zum letzten Male zugeklappt werden.

Die erste große Hälfte meiner Reise liegt nun hinter mir, und die zweite, die ein vollkommen andres Gemälde mir vor Augen stellen soll, liegt noch unaufgerollt vor meinen Füßen. Hier ist die Scheidewand. Mit Freude und Dank blicke ich auf alles bis jetzt Erlebte zurück und mit Hoffnung dem noch Verschleierten entgegen. Ob die Tropenwelt meine Hoffnungen erfüllen wird? Nur Eines weiß ich, — daß ich heute ganz und gar nicht zum Schreiben aufgelegt bin. Darum schließe ich und nehme Abschied von Euch, wohl zum letzten Mal im alten Jahr.

XIX.

New-Orleans, Neujahr 1870.

Neujahr in der neuen Welt! Neues Herz, neuer Sinn, neuer Muth, neue Kraft, neue Freude, neuer Friede, neue Liebe! Alles neu! Alles wolle Euch und uns und mir der liebe Gott neu machen zum neuen Jahr! Meine ersten Gedanken im neuen Jahr gelten Euch, und ich schreibe schon in aller Frühe, ehe ich noch mich angekleidet. Der Wechsel der Jahre ist mir immer ein ernstes Ding. Das eine, mit dem man sich befreundet, mit dem man

ausgehalten, mit dem man Freud und Leiden treu getheilt, das man lieb gewonnen, mit dem man 365 Tage in Eintracht verlebt, das scheidet nun auf einmal für immerdar, auf Nimmerwiedersehen und macht einem kommenden Platz, das man noch gar nicht kennt, das uns fremd dünkt, das wir noch gar nicht lieben. In den letzten Tagen des alten Jahres empfinde ich stets eine Art Heimweh im Vorgefühl des nahen Scheidens. Es ist dies keine abgeschmackte Empfindelei, daß man schon wieder ein Jahr älter geworden. Durchaus nicht. Aber es ist einmal meine Art, allen Dingen, mit denen ich in Berührung gekommen, und die eine kurze Zeit meines Lebens in Anspruch nahmen, eine pietätsvolle Erinnerung zu bewahren, seien es selbst die geringfügigsten Lebensutensilien oder ein Ort, an dem ich gelebt, eine ungarische Station oder gar ein Jahr selbst. Am letzten Tag zieht mir das ganze verflossene nochmals in einem Bild am inneren Gesichte vorüber, mahnt mich an all das Gute, was mir widerfahren, an all das Traurige, was mir zugestoßen, an all das Ernste, was mir begegnet. — Hier war es aber dies Mal ganz anders. Herausgerissen aus dem ewigen Geleise gewohnter Dinge, in einer andern fremden Welt, kam es mir in diesen Tagen kaum zum Bewußtsein, daß wir am Jahreswechsel stehen. In einer großen Stadt merkt man von alle dem gar nichts. Die Meisten denken nicht daran. Die Jahre kommen und gehen, das Geschäftsleben wird nicht davon beeinflußt. Recht wie den eines gewöhnlichen Tages habe ich den Antritt des neuen Jahres schlafend im Bett verbracht. Ich hoffe, das Hineinschlafen soll kein böses Omen für 1870 sein. Neujahr in der neuen Welt ist schon vorbedeutungsvoll genug. — Als wir zum letzten Mal Sylvesternacht feierten, dachte ich nicht im entferntesten daran, das nächste Neujahr unter einer fremden Zone, in der andren Hemisphäre anzutreten; und doch hatte ich in jener Mitternachtsstunde die ganz sichere, bestimmte Ahnung, daß das Jahr 1869 etwas ganz Anderes, nie da gewesenes mir bringen würde. Wie das geschehen sollte, wußte ich nicht;

aber es war mir klar, daß 1869 mit gesperrter Schrift in meinem Leben verzeichnet sein würde. Die Ahnung hat mich nicht getäuscht. — Doch jetzt Einiges über die Stadt, von der ich leider noch nicht sehr viel gesehen.

New-Orleans gehört zu den großartigsten und sehenswürdigsten Städten der Union. Am Ausfluß des Riesenstromes Missisippi oder doch unweit desselben gelegen, beherrscht sie alle Handelsverbindungen zwischen diesem Stromgebiet und allen andern Ländern der Welt. Der Missisippi greift mit seinen weit verzweigten Armen und Nebenflüssen polypenartig ein in den ganzen Coloß der Vereinigten Staaten; von den entferntesten Ländern und Staaten, von den höchsten, unerreichtesten Gebirgen werden ihm Gewässer zugesandt; sein Ursprung ist in Dunkel gehüllt; andre Riesenflüsse verbinden sich mit ihm und so immer mächtiger werdend, immer gewaltiger, spannt er seine Netze über den größten Theil der Union aus. Alle Landesprodukte, alle Handelserzeugnisse werden auf seinen mächtigen Wogen oder auf denen seiner Vasallen Tausende von Meilen hinabgeschwemmt. Urwaldbäume, die sonst überall schon der Civilisation gewichen sind, sieht man in seinem königlichen Bette sich noch hinunter wälzen; sie kommen aus Regionen, wo die Cultur noch nicht hingedrungen. Und unten an den Thoren des Missisippi, da wo er für immer das Vaterland verläßt und von den Armen des Oceans aufgenommen wird, da liegt, wie ein Pförtner des Meeres, mächtig New-Orleans, das den Ausgang und Eingang behütet derer, die da kommen und gehen. Darum hier der ungeheure Verkehr. Die größten Seeschiffe von allen Häfen der Erde fahren hier ein und Hunderte von Missisippi-Booten, die nach allen Städten des Stromes und seiner Nebenflüsse dampfen, bedecken den stolzen Hafen. Neulich machte ich an demselben eine mehrstündige Promenade. Der Hafen, oder vielmehr die an seinem Ufer herführende Straße heißt die Levee. Der Missisippi beschreibt hier einen großen Kreisbogen; an der konvexen Seite desselben liegt

die Stadt, in Gestalt eines Halbmonds erbaut; sie führt darum das Prädikat Crescent-City. Längs ihrer ganzen Wasserfront liegen Schiff an Schiff die Fahrzeuge, die nach allen Städten hin und auf allen Gewässern fahren. Große Handelsfregatten nach Europa, nach allen Städten Amerikas, Postdampfer und Kauffahrer, Schiffe jeder Gestalt und aller Nationen, sämmtliche Flaggen sind daselbst vertreten. Ein Menschengewühl herrscht hier, daß man nur mit der größten Vorsicht daselbst gehen kann. Ich sah zu, wie einige frisch angekommene Flußdampfer ausgeladen wurden; sie waren himmelhoch mit Baumwollenballen beladen. Der ganze große, freie Platz am Ufer ist mit Tausenden solcher Ballen bedeckt; Baumwolle nämlich ist der Haupthandelsartikel dieser Stadt und sämmtlicher Südstaaten. Sie wächst hauptsächlich in den Staaten Missisippi, Alabama, Tenessee und Louisiana und wird in Ballen, welche mit Reifen festgehalten und mit gröbster Sackleinwand umwickelt sind, von den Pflanzungen hieher versendet. Hier wird sie untersucht, gereinigt, nochmals gepreßt und dann wieder verladen und nach Europa exportirt. Uebrigens existiren auch hinlänglich Spinnereien im Inland, in welchen sie zum heimatlichen Gebrauch verarbeitet wird. Früher hatte ich niemals Baumwolle gesehen und mir deßhalb ein ganz falsches Bild von dieser Pflanze gemacht. Die größten Kaufhäuser hier existiren fast lediglich durch dieses Geschäft. Früher wurden die Pflanzungen durch Neger bearbeitet, seit der Emanzipation nun freilich von Freien; d. h. dieselben sind meist auch Neger, Mulatten und von sonst einer Mischlingsart, aber sie sind keine Sklaven mehr. Leider ist jetzt nicht die rechte Zeit; es wird nämlich in diesen Monaten nicht mehr geärntet; sonst würde es mich ungemein interessirt haben, eine Baumwollen-Pflanzung zu besuchen.

Die Menge der auf der Levee aufgespeicherten Ballen ist wahrhaft Staunen erregend; unablässig werden Schiffe ausgeladen, alle mit diesem Hauptartikel des Südens voll gepackt. Viele Hunderte kleiner buntfarbiger Fähnchen, die über den Ballen

flattern, kennzeichnen wohl, wessen Eigenthum sie sind. Man muß, wenn man da auf- und abgeht, ungemein auf seiner Hut sein, daß man nicht durch einen rollenden Ballen mit fortgewälzt wird. Dem Neger würde es den maßlosesten Spaß machen, Dich über den Haufen zu rumpeln. Dabei werden auch Fässer auf- und abgerollt, so daß man stets seine Sinne beisammen haben muß, um unversehrt heraus zu kommen. Das Gedränge dabei ist großartig: Commandirende, fluchende, schreiende, müßige, zerlumpte, ausruhende, Orangen verkaufende, spazieren gehende, Leute aller Klassen, jeglichen Geschäftes, des verschiedensten Interesses, aller Bildung, mannigfachster Bekleidung, fluthen da auf und ab. Zuweilen ist die Passage so gesperrt, daß man, um überhaupt durchzukommen, über einen Berg neben liegender Baumwollenballen klettern muß. Zerstreut und neugierig, wie ich bin, wurde ich gewiß mehr als hundert Mal angerannt. Die Farbigen sind natürlich hier in der Majorität, namentlich in der dienenden Klasse, so daß man unter dem Schiffsvolk wenig Weiße erblickt. Die Weiber tragen alle das bunte Tuch um den Kopf, was mir so gut gefällt; bei den Männern findet man's seltener. In der Tracht existirt nun gar kein Unterschied zwischen den Farbigen und den Bewohnern aller civilisirten Länder; nur der sehr übliche, an beiden Seiten aufgestülpte Hut ist mir aufgefallen. Manchmal begegne ich wahrhaft scheußlichen Gesichtern, unter den Gelben sowohl als unter den Schwarzen. Besonders sind sie durchgängig häßlich, wenn sie Backenbärte tragen; die stehen ihnen geradezu abscheulich. Bartlose Gesichter haben etwas naives und mehr originelles (weil dann die dicke schwarze Lippe mehr hervortritt), als die nach der Mode zugestutzten Backenbart-Gesichter.

Sehr ergötzte ich mich an der Verschiedenheit der zahllosen Fahrzeuge. Ganz große transatlantische Seeschiffe liegen neben den kleinsten Segelbarken, zweimastige Briggs neben den niedlichen eidechsenartig herumschießenden Remorqueurs. Eine solche Anzahl Schiffe neben einander habe ich selbst in New-York nicht gesehen,

weil sie dort nicht die große Flußschifffahrt haben wie hier. Der Mississippi mit seinen mächtigen Nebenflüssen ist eine weit mehr frequentirte Verkehrsstraße als der verhältnißmäßig kleine Hudson. Ich glaube, daß es wohl keine Gattung Fahrzeuge geben mag, die man nicht hier zu sehen bekäme. Das Schiffsvolk verkehrte in allen Sprachen mit einander. Leider hatte ich Niemand bei mir, der mir erklären konnte, wie die verschiedenen Schiffe heißen, woher sie kommen, wohin sie fahren, welche Fracht sie laden und welche Sprache ihre Mannschaft redet. Es muß unendlich interessant sein, so ganz in die Einzelheiten des Seewesens sich einweihen zu lassen. Das Leben auf dem Meere hat seine großen Reize, die wir Landratten nicht genügend zu würdigen wissen. Lange sah ich einem Fischer zu, der in seinem mit einem Segeltuch versehenen Kahne saß und sein Frühstück verzehrte, das aus Weißbrod und einem Kübel Austern bestand, die er selbst aufklopfte und ganz frisch von der Schaale weg speiste; es schien ihm famos zu schmecken. Ich beneidete ihn um seine große Ruhe, um sein glückliches dolce far niente; solche Leute müssen sich sehr glücklich fühlen. Dann sah ich wieder andre kleine Kähne, die vollauf bis zum Rand mit Orangen beladen waren. So allgemein ist hier diese Frucht, wie bei uns die Aepfel. Ananas sieht man auch in Menge; aber sie kommen größtentheils aus Habana, wo ich deren zu essen hoffe. Geraume Zeit spazierte ich mit gespanntem Interesse an der Levee und hatte doch nur das Wenigste gesehen. Das Schiffsleben hat, dünkt mich, Aehnlichkeit mit dem Zigeunerwesen: überall zu Haus und nirgends eine Heimat, man bringt das Leben mit unausgesetzter Wanderschaft zu.

Der norddeutsche Lloyddampfer „Bremen", mit welchem ich von hier nach Habana fahren werde, ist in der Neujahrsnacht hier eingelaufen; am 12. geht er wieder unter Segel. Ich habe schon das Schiff besichtigt, um seine Offiziere kennen zu lernen und mir im vorhinein Freunde für die Ueberfahrt zu gewinnen. Eigentlich bin ich recht erfreut, wieder ein deutsches Schiff zu dieser Reise

getroffen zu haben; allgemein hört man gerade die Fahrzeuge des Lloyd von allen am meisten rühmen. Ein spanisches Schiff würde freilich interessanter und lehrreicher sein, obgleich mir die lästige, unerbittliche Seekrankheit keine Muße zu derlei Studien lassen wird. Leider habe ich während meiner Anwesenheit in New-Orleans die spanische Sprache wieder sehr versäumt, werde mich aber in Habana wieder mit vollem Fleiß darauf werfen. Hier bin ich überhaupt ziemlich träge; nirgends noch habe ich mich so gemüthlich befunden, aber auch an keinem Ort habe ich verhältnißmäßig so wenig gesehen und gelernt. In allen andren Städten, wo ich rein auf mich selbst angewiesen war, mußte es mir darauf ankommen, mich bald zu orientiren und bekannt zu machen. In zwei Tagen kannte ich mich gewöhnlich aus, d. h. ich hatte einen allgemeinen Ueberblick und verirrte mich niemals. Hier auf Freundes Schultern stehend, meist in seiner Gesellschaft oder in seinem Wagen durch die Straßen kommend, fühle ich mich noch ziemlich fremd, obgleich ich schon zwölf Tage da bin.

Auf meinen Wanderungen kam ich jüngst in einen kleinen Park, unweit der Levee, mit Namen Jackson-Square, welcher mir durch die Fülle der Orangen, die von den Bäumen hingen, durch blühende helle Rosen und durch dunkelgrünes Laub der Blätter besonders aufgefallen. Im Februar sollen hier schon die Pfirsiche blühen. Alle meine bisherigen Begriffe von Eintheilung der Jahreszeiten muß ich hier über Bord werfen, da unter dem anderen Himmel Alles nach einem anderen Maßstab gemessen wird. Alles, was ich hier erblicke und was mir fremd und seltsam dünkt, erfreut mich eigentlich minder, als es mein Verlangen nach Habana steigert, wohin es mich mächtig treibt. Wenn mich nur die Revolution nicht daran hindert, das Land zu bereisen und Plantagen zu besuchen; traurig wäre es, nur auf die Stadt angewiesen zu sein. Die weiteren Reisepläne sind bis jetzt noch gar nicht fixirt. Habana und Umgebung ist vor der Hand erstes und einziges Ziel.

Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt nenne ich hier nur

das Hotel St. Charles, eines der stattlichsten Gasthäuser in ganz Amerika, vor fünf und zwanzig Jahren noch das größte auf der Welt. Seitdem ist es abgebrannt, und man hat es wohl wieder aufgebaut, aber die stolze Kuppel, die es einst geziert, hat man ihm nicht wieder aufgesetzt. Nie sah ich ein Hotel von stolzerem Ansehen. Es hat die Façade eines griechischen Tempels. Im ersten Stock ist eine Loggia mit herrlichen korinthischen Säulen. Das Haus ist von Backstein erbaut, die Säulen sind sandsteinern; der weiße Anstrich aber läßt es wie Marmor erscheinen. Die innere Ansicht befriedigte mich nicht sehr. Das Innere steht in gar keinem Verhältniß zu dem imponirenden Aeußeren. Eingang und Gänge sind dunkel, nieder und unansehnlich. Die stolze Front und die einstige Berühmtheit sind die einzigen Momente, die den Besucher fesseln können.

Zu den liebenswürdigen Bekanntschaften, die ich hier gemacht, muß ich die von zwei deutsch-lutherischen Geistlichen zählen, an welche ich von St. Louis aus, dem Centralpunkt der Synode von Missouri, in deren Verband sie gehören, gewiesen war. Ihre Gemeinden sind noch klein an Zahl, ihre Kirchen unansehnlich, fast möchte man sagen dürftig; reich und stark aber sind sie an Vertrauen und Glaubensmuth. Eine dritte Kirche unter ihrer Seelsorge ist weit hinaus in die entlegensten Vorstädte gebaut, damit die armen Leute, denen keine Gelegenheit geboten, in die innere Stadt zu kommen, des kirchlichen Trostes nicht ganz entbehren müssen. Die beiden Herren sind einfache, schlichte Leute, treu und bieder, ächte Deutsche, denen wahrlich keine leichte Aufgabe gestellt ist. Angesichts der zahllosen Religionsgenossenschaften und theilweise sehr reich fundirten Sekten stehen sie den verschwindend kleinen lutherischen Gemeinden vor und müssen kämpfen für die reine Lehre, zwei einzige gegen Hunderte von Feinden. Erst vor wenig Jahren sind die hiesigen Gemeinden gegründet worden; noch sind sie jung an Alter und Erfahrung. Aber Gottes Segen wird auch über ihnen walten und diese Stätten, wo sein Wort unverfälscht und

furchtlos gepredigt wird, zum Segen werden lassen weit und breit, zu einem fruchtbaren Oelbaum, unter dessen Zweigen sich alle diejenigen sammeln werden, denen es ernst ist um die Wahrheit. Die lutherische Synode von Missouri hat somit ihr segensreiches Netz fast über alle Länder der Vereinigten Staaten gespannt; am atlantischen wie am Pacific-Ocean hat sie Kirchen und Gemeinden gestiftet, am Michigan-See wie am Golf von Mexiko ragen ihre Thürme empor gen Himmel als laute historische Zeugen, daß es an allen Orten der Erde noch Herzen gibt, die sich rückhaltslos der Wahrheit anschließen und sie frei bekennen.

XX.

An den Mündungen des Missisippi, 13. Januar 1870.

Seit neunzehn Stunden, lieber Bruder, liegen wir hier im Schlamm festgefahren auf der Barre. Meines Wissens ist der Ausfluß des Missisippi die einzige Stelle in den Meeren, wo große Seeschiffe fast regelmäßig stecken bleiben. Der große Strom führt ein unendliches Quantum an Stämmen, Klötzen, Bäumen, Erde, Schlamm u. s. w. in seinen Fluthen und rekrutirt dieselben aus seinen vielen großen, mächtigen Nebenflüssen, aus seinem wahrhaft unermeßlich langen Lauf und aus den hohen Gebirgen, welche ihm vom fernen Norden aus ihre Abfälle zuflößen. Schon der ganze Fluß hat von der Aufnahme des Missouri an unverwandt eine schmutzig gelbe Farbe. Ehemals soll New-Orleans an der Mündung gelegen sein; durch die Länge der Zeit aber wurde noch eine weite Strecke Landes angeschwemmt, so daß man jetzt von dieser Stadt bis ans Meer 120 englische Meilen rechnet. Unmittelbar am Ausfluß aber, wo das neue Land sich noch nicht vollkommen gesondert und abgeschieden hat, ist die Passage durch die Menge des Schlammes geradezu gesperrt. Die Schiffe, die hier aus- und

einfahren müssen, sinken mehrere Fuß tief in den Schlamm ein und müssen oft Tage lang arbeiten, bis sie sich befreit haben. Segelschiffe sollen schon bis zu achtundvierzig Tagen da gelegen sein. Entweder arbeiten die so gefesselten Dampfer rastlos mit vollster Kraft, bis sie sich durchgedrückt haben, oder sie geben es gänzlich auf und warten, bis die nächste Fluth ihnen heraus hilft. Eigenthümlicher Weise wechseln Ebbe und Fluth im Golf von Mexiko nur einmal des Tages, so daß die Befreiung nur alle vierundzwanzig Stunden statt finden kann. Hier tritt die Fluth Abends um acht Uhr ein. Gestern hofften wir vergeblich auf diese Stunde, und nachdem sie nutzlos verstrichen war, ließ der Kapitän die Maschine, die seit drei Uhr energisch geschaufelt hatte, zum Stillstand bringen. Wir warten nun auf heute Abend und hoffen zuversichtlich, dann frei zu werden. Die gefährliche Stelle ist nur einige hundert Fuß lang; trotzdem ist es eine Seltenheit, wenn ein großes Ueberseeschiff unbehelligt durchfahren kann. Wir kamen gestern mit voller Kraft an und wären nach der Aussage aller Offiziere diesmal leicht vorbei gefahren, wenn nicht ein andres Dampfschiff, welches vor uns festgefahren war, uns den Weg versperrt hätte. Es wurden vergebliche Versuche unternommen, dasselbe zu umgehen, und schließlich, nachdem kein Resultat mehr zu erwarten war, mußte man sich in das Unvermeidliche fügen. Ich klage gar nicht; denn mir ist durch diesen unfreiwilligen Aufenthalt sehr ruhige Gelegenheit geboten, meine Correspondenz zu betreiben. Auf hoher See möchte das wohl seine Schwierigkeiten haben. Klingt es aber nicht unerhört, daß an einer so frequentirten Stelle die Passage durch Schlamm gesperrt ist? Da wo sich der größte Strom dieses Continents ins Meer ergießt, müssen die größten und bedeutendsten Fahrzeuge im Schlamm stecken bleiben. Bei dem sonst so erstaunenswürdigen Unternehmungsgeist der Amerikaner ist dieser Fall um so erstaunlicher. Es müßte doch ihnen, die schon viel Imposanteres geleistet, ein Leichtes sein, durch geeignete Maßregeln diesem Uebelstand abzuhelfen. Einen triftigen Grund, warum

diese Unternehmung bisher noch nicht angegriffen wurde, kann ich wirklich nicht angeben. Eine ganze Kette von Leidensgefährten unsres Schiffes, meist Segelbarken, liegen im Kreise um uns und harren gleichfalls auf ihre Befreiung; manche derselben liegen noch vor der Schlammstelle, auf günstigen Wind harrend, der ihnen vielleicht hinüberhelfe. Diese durch Schlamm verstopfte Mündung des Missisippi heißt die Barre. Segelschiffe, die den Fluß hinauf fahren wollen, müssen stets von einem Schleppdampfer gezogen werden; sonst kommen sie gar nicht durch den tiefen Morast. Für diese Aushülfe muß nun nach ächt amerikanischer Art auch erklecklich gezahlt werden; von der Barre bis New-Orleans verlangt solch ein Schlepper zuweilen 1500—1600 Dollars.

Da liegen wir nun am Eingang zum Golf von Mexiko, schon das Meer vor unsren Augen und können es doch nicht erreichen. Zahllose Mastspitzen sehen wir rings um uns her; die Schiffe selbst aber sind in dichten Nebel gehüllt, welcher schwer und behäbig auf der Fläche des Meeres lagert. Der Himmel ist dabei ganz hell. In unsrer nächsten Nähe liegt ein großes Segelschiff, welches gestern den ganzen Nachmittag mit Riesenkraft durch Hülfsschiffe sich losarbeiten wollte, jedoch keinen Fuß breit weiter kam. Der Dampfer aber, der Ursache war, daß wir gestern festgefahren, hat sich noch am selben Nachmittag glücklich befreit. So stehe ich denn jetzt auf der schmalen Schwelle, welche die zwei Hälften meiner Reise trennt und verbindet; die Vereinigten Staaten habe ich schon verlassen, und vor mir liegt das heiß ersehnte Tropenland, das ich in wenig Tagen schon betreten soll. Kaum kann ich es fassen, daß es schon so weit ist, daß ich wirklich sehen soll, wovon ich stets mit höchstem Entzücken gehört, daß das im Traum Ersehnte nun endlich wirklich eingetreten.

Vorgestern Abend schiffte ich mich ein. Wir fuhren zwar erst gestern Vormittag weg; aber man hatte mir gerathen, schon am Vorabend an Bord zu gehen. Auf hoher, schwanker Leiter mußte ich das Deck erklimmen und fand beinahe Niemand des Schiffspersonals

anwesend. Die langen Abendstunden verbrachte ich mit Landsleuten, die mich aufgesucht, in trauter, heimatlicher Unterhaltung. Mein freundlicher Gastgeber kam des andern Morgens, bevor wir schieden, zum letzten Lebewohl an Bord. Glücklicherweise benütze ich diesmal wieder einen Dampfer des norddeutschen Lloyd. Nach Allem, was ich vernommen, verfügt diese Gesellschaft über die besten Schiffe, die beste Einrichtung und die beste Bedienung unter allen Gesellschaften, die dermalen das Weltmeer befahren. Eines ist klar: wenn auch die Deutschen nicht immer an der Spitze aller Unternehmungen stehen und oftmals hintennach kommen („wie die alte Fastnacht" hat man bei uns im Kindszimmer gesagt), so ist doch fast Alles solid, was sie thun. Vom Schwindel sind die Deutschen unter der Familie der Nationen noch am wenigsten erfaßt. Damit meine ich nicht, daß der Humbug nicht auch in unsrem Vaterland schon sehr bedeutend Eingang gefunden, gewiß nicht, — man sieht es alle Tage nur zu deutlich — sondern ich meine nur, daß der deutsche Charakter als solcher weniger zum Schwindel neigt; er ist ruhig, überlegend, phlegmatisch. Das Letztere klingt nun nicht gerade wie ein Lob. Eigentlich meine ich, daß der Humbug bei uns importirt worden und keine einheimische, wenn auch sehr verbreitete Waare ist. Vielleicht irre ich mich, aber es dünkt mir so.

Der Dampfer, dem ich mich anvertraut, heißt: „Bremen", fährt von Bremen über Habana nach New-Orleans und dann über Habana nach Bremen zurück. Acht Wochen verfließen immer von der Abfahrt bis zur Heimkehr nach Bremerhaven. Der Haupt-Artikel, der von Europa in die neue Welt mit diesen Schiffen gebracht wird, sind Auswanderer; auf dem Heimweg wird Baumwolle geladen. Im Magazin unsres Schiffes liegen 2200 Ballen. Zum Glück haben wir wenig Passagiere; ich sage: zum Glück; denn ich bewohne meine Cabine für mich allein. Wer mehrere Tage seekrank, mit einem Gefährten eingepfercht, gereist ist, der weiß es hoch anzurechnen, wenn er in ähnlicher Lage seines siamesischen

Collegen enthoben ist. Außerdem mache ich gar nicht gerne Bekanntschaften auf der Reise und fühle mich deßhalb viel wohler, wenn ich mich nicht beständig von plappernden, lauten, beobachtenden Menschen umringt sehe. Es mag unterhaltender sein, mit Reisegenossen sich in Verbindung zu setzen, vielleicht auch in mancher Beziehung lehrreich und nützlich; aber den eigentlichen Reisegenuß kann ich darin nicht finden. Man muß so viel hausbackene, triviale Gespräche mit in den Kauf nehmen, muß sich stets nach den Anderen richten, in die allgemeinen Gewohnheiten Anderer eingehen und läuft dadurch Gefahr, die Eindrücke fremder Länder, Städte, Verhältnisse, Vorkommenheiten nicht mehr unmittelbar auf sich wirken zu lassen; sondern Alles wird hübsch gedämpft, durch das Sieb all der Persönlichkeiten dermaßen filtrirt und verdünnt und gewaschen, daß von den eigenen, individuellen Anschauungen nichts mehr übrig bleibt. Dann glaube ich, wenn man sich mit den Passagieren befreundet, daß es schließlich ganz das Nämliche sei, ob man in Wiesbaden im Kursaal sich treffe oder mit einander dem Wendekreise zusteure. Wo finde ich denn einen Menschen, der annähernd denselben Reisezweck verfolgt wie ich? Fast Alle reisen im Beruf, in Familienangelegenheiten, ums Geld, im Geschäft, zum Vergnügen, um einen Sommer herumzutreiben oder um die Zeit todt zu schlagen. Das ist mehr oder minder recht hübsch. Aber es hat keine Beziehung auf mich. Ich will mich durchaus nicht vergnügen, habe es auch noch keinen Augenblick gethan, will nicht ein Paar Monate herumbringen, sondern möchte sie lieber recht fest halten, will keine Zeit todt schlagen, sondern will sie recht durchgeisten und lebendig machen; ich will nichts andres, als das, was Uriel wollte: „ich will die Welt, will andre Menschen sehen". Das Reise-Gespräch dreht sich doch fast immer um Alldeutschland, Bismarck, Erbfeind, Geld, bonnes fortunes, Geschäft oder gar Politik; um all dieser großen Dinge willen brauche ich nicht in die Tropen zu reisen. Weißt Du jetzt, warum ich lieber allein nach Habana fahre? Bist Du auch mit mir einverstanden? Ich

glaube nicht. Wenn Du einmal um die Welt ziehst, machst Du's wohl anders. Nur mußt Du mir es dann auch so aufrichtig mittheilen. — Mit dem Capitän, an den ich vom norddeutschen Consul ganz besonders empfohlen worden, und mit den anderen Offizieren bin ich bekannt, und auf sie beschränkt sich mein Umgang; ja ich gestehe, daß ich mich schon recht gut mit ihnen unterhalten habe. Die Company des norddeutschen Loyd hat stets sehr anständige Leute in ihren Diensten und sieht viel darauf, gebildete, freundliche, zuvorkommende Offiziere anzustellen. Außer dem Capitän sind noch vier Offiziere da, von denen stets zwei vier Stunden nach einander die Wache haben. Der Doktor, die Maschinisten und der erste Steward haben gleichfalls Offiziersrang. Der erste Maschinist war früher auf einem österreichischen Kriegsschiff und hat die Schlacht bei Lissa mitgemacht. Er hat das unverkennbare Gesicht eines Seemanns und spricht das uns bekannte Armeedeutsch, was besonders an der Barre des Missisippi ganz gemüthlich klingt, aber eigentlich gar keinen Sinn hat. Ich unterhalte mich gern und oft mit ihm und lasse mir vom österreichischen Seewesen erzählen.

Gestern früh um neun Uhr fuhren wir ab; am Ufer standen viele Abschied Nehmende. Hiedurch bekam dieser Augenblick einen ganz feierlichen Charakter. Freund Goldmann sagte ich sehr herzlich Lebewohl. Ich befestigte mein Sacktuch an meinem Stock und schwenkte diese Fahne noch lange als letzten Scheidegruß. Es war der Geburtstag unsrer Mutter, für mich ein gutes Omen; an dem unsres Vaters verließ ich die Mormonenstadt, an dem meinen ging ich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, und am 1. September betrat ich zum ersten Mal den Boden der neuen Welt. Das nahm ich damals schon als eine prächtige Vorbedeutung. So sind die Ehrentage fast aller Unsren mit einem besonderen Ereigniß gefeiert worden, damit ich in späteren Zeiten immer noch daran denken kann. Wo werde ich am 1. März sein? Ich will Dein gedenken und es Dir genau mittheilen.

Unser Dampfer war mit ein Paar ganz neuen Tauen am Ufer befestigt, die so stark waren, daß sie einen großen Pfosten mit allen daran hängenden Planken abrißen. Dies war das letzte Ereigniß, das ich im Gebiete der Vereinigten Staaten erlebt, (eigentlich recht naiv!) und so nahm ich Abschied von ihnen.

Der Landungsplatz der norddeutschen Schiffe liegt ziemlich am oberen Theile der Stadt. Dadurch genießt man beim Meerwärtsfahren den vollen Anblick der ganzen Stadt, die den Strom an allen seinen Windungen mit ihrem Saum berührt. Die zahllosen Schiffe jeder Gestalt, jeder Bestimmung, aller Sprachen und Länder, nehmen sich prächtig aus und geben der Stadt und dem Strom ein imposantes Aussehen. Zur Rechten des Flußes, gegenüber der Stadt liegt Algier, welches gleichfalls mit viel Fahrzeugen geschmückt ist. New-Orleans sieht von der Flußseite wahrhaft vornehm aus und liegt wie eine Königin am Ufer des Mississippi. Ist dieser Fluß überhaupt mit seinen Umgebungen schon ziemlich langweilig, so wird er es unterhalb New-Orleans noch überaus viel mehr. Zu der Einförmigkeit und Sterilität der Ufer gesellt sich noch diese Flachheit, die in ihrer Uniformität nach gar nichts mehr aussieht. Die hohe See ist auch flach; aber die lasse ich mir gefallen, selbst wenn ich nichts sehe als Himmel und Wasser. Da staunt man doch über das mächtige, kolossale Element, dem man sich auf alle Gefahr hin anvertraut hat; man sieht doch Wellen und hört sie brausen; man bewundert die Fluthen, die seit Jahrtausenden ununterbrochen von einem Pol zum andern den Erdball umstürmen, die so mächtig sind, daß man sie für ewig halten möchte; man preist Gottes Allmacht, die sich hier unwidersprechlich den Sinnen offenbart; man denkt an die Völker und Geschlechter, die seit Aeonen diese Wellen mit ihrem Kiel durchfurcht; die Ringe der Gegenwart und der Vorzeit greifen in einander und gestalten sich zur Kette, welche die ganze Weltgeschichte umspannt; man erhält den Eindruck unermeßlicher Größe, unergründlicher Tiefe. Himmel und Meer! Nichts als Himmel und Meer! sagen die Einen; wie grau! 's ist doch

gar zu monoton. Ja, Himmel und Meer, nichts als Himmel und Meer! Das ist Alles — wirklich Alles. Die Begriffe von Unendlichkeit und Ewigkeit treten uns zum ersten Male einen Schritt näher; wir lernen ahnen, was wir nie begreifen können; uns dämmert ein Verständniß von dem, was wir mit felsenfester Gewißheit für wahr halten und woran wir glauben. Da fühlt man sich nicht beengt, nicht begrenzt, nicht eingerahmt; man athmet vollkommen frei und weiß sich auf einem Gebiet, welches keine philisterhaften Institutionen kennt. — Hier aber bekommt man nur den Eindruck unermeßlicher Flachheit und Trostlosigkeit; das kann tief in die Seele hinein verstimmen. Nirgends ein Ruhepunkt; man sucht ihn und findet ihn nicht, gleich der ersten Taube aus der Arche. Mit Ausnahme von Bremerhaven sah ich noch nie eine dermaßen trostlose Gegend. Und ist es nicht Schade, daß ein so gewaltiger Strom so flach, so allmälig verlaufen muß, daß man kaum merkt, wo er aufhört? Das ist wirklich traurig. Oder es ist namenlos groß, daß sein Ausfluß so ist, daß man nicht sagen kann, wo das Weltmeer beginnt; er wird selbst zum Ocean. Man nennt ihn den Vater der Ströme; hier könnte er heißen der Vater der Atlantis. Der Missisippi hat sich aber selbst seine Ufer ins Meer hinein aufgebaut. An manchen Stellen sind es verschwindend kleine Landzungen, die aber dennoch mit dem festen Land zusammenhängen und darum weder Inseln noch Sandbänke genannt werden können.

Die Fahrt von New-Orleans bis zur Barre dauert sieben Stunden; die erste Zeit hat man Zucker-, Reis- und Maisfelder zur Rechten und Linken, auch Magnolien- und Orangebäume. Dann verschwindet fast alle Vegetation, und zwischen traurigem Schilfrohr, und endlich zwischen zwei Sandflächen schleppt man sich weiter, bis man stecken bleibt. Und da stecken wir noch. Wie und wann wir loskommen, muß dem nächsten Brief vorbehalten bleiben; nimm jetzt vor der Hand vom Missisippi Abschied und laß Dir noch etwas von New-Orleans berichten.

Bei Goldmanns außerordentlicher Gastfreundschaft verlief mein Aufenthalt daselbst sehr rasch; die Abreise war da, ehe ich mich versah. Wir unterhielten uns ausgezeichnet mit einander über dies und jenes; er wird nie oberflächlich, sondern geht immer erschöpfend bis auf den Grund. Man findet so selten Leute, die auf diesen Ton eingehen, daß man immer rasch zugreifen muß, wenn Einem Jemand der Art vorkommt. Manche Leute haben ernstere und tiefere Gespräche zwar gern, aber doch am liebsten als Dessert, wie man ein Glas Chartreuse trinkt, nachdem man an reich besetzter Tafel sich den Magen voll gegessen hat. Darum gehe ich auch so ungern in große Gesellschaften oder auf Bälle, weil ich immer stumm dabei sitzen muß und mich vollkommen fremd fühle. Man hört dann oft: „ja diese gewöhnlichen Dinge wollen auch ihr Recht haben, man muß auch von ihnen sprechen, sie gehören zum Leben". Das finde ich gar nicht. Zum Leben, auch zum praktischen Leben gehört nur, daß ich meinen Beruf treu erfülle, den vitalen Bedürfnissen gerecht werde, daß ich die Verhältnisse so nehme und betrachte, wie sie sind. Aber, daß ich außerdem Genuß daran finden soll, über philisterhafte Dinge zu sprechen, finde ich zu viel verlangt. Lieber schweige ich ganz. Mit Goldmann ging es mir famos. Wir hatten sehr interessante Discurse und manchmal lebhafte Debatten. Ich werde stets an diesen treuen Freund zurück denken und die mit ihm verlebten Tage zu den angenehmsten meiner Wanderschaft rechnen. Die Anhänglichkeit, die er unsrer Familie bewahrt hat, fesselte mich noch mehr an ihn, als es seine sonstigen Eigenschaften ohnehin thaten. Der Abschied that mir sehr leid, auch ihm, der ohnehin großes Heimweh nach Deutschland hat. Er fühlte bei meinem Weggehen das letzte Band reißen, das ihn mit den in Heidelberg verbrachten Jahren verknüpfte. Er hatte sich von Dir getrennt mit der Aussicht, bald einen Bruder von Dir bei sich zu sehen. Das war nun auch vorüber, und er fühlt sich nun sehr verlassen. New-Orleans hat er recht satt; immer noch hat er die Hoffnung nicht

aufgegeben, seinen Wohnsitz in einem Badeort Deutschlands zu nehmen. Ich gab ihm den dringenden Rath, sich in unsrer Vaterstadt anzusiedeln.

New-Orleans ist für einen Nordländer des bunten südlichen Charakters halber eine höchst interessante Stadt; viele Neger, viel Baumwolle, viele Maulthiere, viele Veranden, viele Orangebäume, das sind die Wahrzeichen dieser Stadt. Eine herrliche Eigenschaft ist mir bei den Südländern besonders aufgefallen, die sie vor den andern Bewohnern Amerikas glänzend auszeichnet. Sie kauen nicht soviel Tabak. In New-Orleans sah ich diese Unsitte nur sehr selten. In den übrigen Städten ist man keinen Augenblick sicher, daß nicht Kleider oder Stiefel angespukt werden. Die Straßen sind hier enger als in den andern Städten der Vereinigten Staaten, sie erinnern daher mehr an Europa. Diese Bauart herrscht hier der großen Hitze wegen, die zur Sommerzeit wohl formidabel sein muß. Jetzt hatte ich nicht viel davon zu leiden. Wir hatten zwar einige sehr warme, nesselsuchtreiche Tage; dann folgten aber wieder trübe und ganz kühle, die den Paletot angenehm erscheinen ließen.

Eine sehr große Unterhaltung gewährte mir zu sehen, wie die wilden Texas-Ochsen eingetrieben oder, besser gesagt, wie sie fortgetrieben werden. Eines Vormittags fuhr ich nach dem nördlichen Theil der Stadt, fast ganz nahe am Strom. Jene Ochsen sind zwar keine wilden Thiere wie die Büffel auf den Prairien, aber es sind immense, störrige, wilde Gesellen mit langen spitzen Hörnern. Sie befinden sich in einem eigens hiezu bestimmten Stall und werden dann einzeln oder in Paaren verkauft. Die Schwierigkeit besteht nun darin, sie zu zwingen, dahin zu marschieren, wohin sie sollen. Zu dem Ende wird ihnen ein Seil fest um die Hörner gewunden; das Ende desselben hält der Lazo-Fänger, der zu Pferde sitzt, in seiner Hand. Dieser wartet vor der Thüre, bis der Ochse mit Gewalt herausbricht; dann versucht er, mit dem Lazo oder mit der Peitsche den Ochsen weiter zu treiben. Da gibt es nun sehr

ergötzliche Scenen. Der Ochse will nicht, er bleibt stehen, senkt die Hörner und läßt sich um keinen Preis weiter zwingen. Alle Hiebe, alles Ziehen hilft nichts. Seine Augen rollen wüthend. Plötzlich nimmt er einen Anlauf und rennt fort, wohin es ihm gefällt, der Reiter en pleine carrière hinter ihm her und trachtet, ihn auf den rechten Weg zu treiben. Oder es kommt vor, daß der Ochse durchgehen will und einen ganz verkehrten Pfad einschlägt. Dann eilt der Reiter, ihm zuvorzukommen und ihn ebenfalls durch Lazo und Peitsche auf den rechten Pfad zu bringen. Wahrhaft bewundernswerth ist die Geschicklichkeit der Reiter, die mit fabelhafter Schnelligkeit und Elastizität ihre Pferde aus dem schnellsten Tempo pariren und auf der Stelle umwenden und nach der andern Seite weiter jagen. Einer war darunter, der so schön und so stolz zu Pferde saß, wie ich niemals einen Reitersmann gesehen habe. Ich war entzückt über ihn und mußte an François de Guise mit dem Beinamen Balafré denken, aus der Blüthezeit von Frankreichs romantischem Ritterthum. So stolz mag der zu Pferde gesessen sein. So stolz sitzt man in unsren civilisirten Ländern heutzutage nicht mehr. Und es war doch nur ein schlichter Ochsenknecht. — Manchmal wird der Ochse wild und rennt aus Leibeskräften durch die Straßen, der Reiter ihm nach. Ist das eine wundervolle Hetzjagd! Ich mußte an Stiergefechte denken, und wie nüchtern und phantasielos ein Ochse den Amorbacher Berg hinaufgetrieben wird. Nein, Gott bewahre! daran dachte ich nicht im Entferntesten. Ich hatte nur Augen, Ohren und Sinne für diesen romantischen Anblick und für den chevaleresken Guise.

Aehnlicher Weise werden die Maulthiere in den Straßen transportirt. Einer zu Pferd reitet voran und zeigt den Weg, dann jagen die Maulthiere hinter ihm her. Ein anderer Reiter folgt mit einer langen Peitsche, um die zurückbleibenden oder verirrten wieder auf die richtige Straße zu knallen. Es sieht dies prächtig aus. Dabei schreien die Kerle laut, daß man Acht geben soll. Auch sie sind äußerst geschickt im Umdrehen ihrer Pferde. Eine

sanfte Reiterfaust mag so ein Kerl gerade nicht haben, und fein schulrecht zugeritten sind diese Mähren auch nicht; aber der Bursche ist ein Reiter! Alle Kunst, alle Theorie, alle Schule hilft nichts, wenn das Talent nicht da ist, wenn der Reitergeist fehlt. Unsre Kavalleristen heutzutage sollten von diesen Gesellen etwas lernen.

Nicht minder interessirte mich eine künstliche Eis-Factory, welche ich zum ersten Mal in New-Orleans kennen lernte, während ich mich herumführen ließ. Eine wahrhaft erstaunliche Quantität Eis wird darin täglich bereitet. Formen, in der Gestalt von sehr großen Backsteinen, sitzen in großen Kisten, welche mit großen Röhren und der Dampfmaschine in Verbindung stehen. Die Formen werden mit Wasser gefüllt, es beginnt die chemische Arbeit, die Dampfmaschine braust, und nach vier Stunden zieht man das sehr appetitliche, scharfkantige Eis heraus. Damit die Eisstücke sich sofort von der Form ablösen, wird letztere ein Paar Augenblicke in warmes Wasser gestellt. Wie die Verwandlung in Eis vor sich geht, kann ich nicht sagen; es war Niemand dabei, der es erklären konnte. Aber es geschieht, und zwar mit Hülfe der Dampfkraft.

Etwa sieben Meilen östlich von New-Orleans kommt man schon ans Meer, nämlich an einen Meerbusen, der den Namen Lake Ponchartrain führt. Von dort aus verkehrt die Schifffahrt nach Mobile, nach Virginia und Georgia. Eine Bahn verbindet die Stadt mit dem Lake. Wir besahen uns diesen eines Tages. Der Boden ist natürlich flach, langweilig, angeschwemmtes Land, phantasielos, dabei sumpfig; Schilf und Fächerpalmen gedeihen darauf. Ich ging aus keinem andern Grunde hin, als weil es für den New-Orleans-Besucher unerläßlich ist, einmal dort gewesen zu sein. Man sieht dort aber gar nichts, zumal wenn das Wetter trüb und neblich ist. Gewisse Punkte gibt's überall, die man einmal gesehen haben muß, weil alle Leute darnach fragen.

Auf eine Baumwollenpflanzung in Louisiana kam ich leider nicht, obwohl es anfangs fest beabsichtigt war. Der österreichische Consul

wollte mich nach der seinigen führen lassen. Der Mann, in dessen Begleitung ich gehen sollte, kam aber immer nicht, wurde stets erwartet, und so unterblieb es schließlich. Uebrigens habe ich nicht viel verloren. In dieser Jahreszeit ist die Ernte bereits vorüber, und ich hätte doch nur Stoppeln und Gebäulichkeiten sehen können. Ich vertröste mich nun auf Cuba, wohin ich mehrere Empfehlungen erhalten habe. Dort hoffe ich das Versäumte nachholen zu können.

Da bin ich nun an einem wichtigen Punkt meiner Reise angelangt; ich stehe auf der Schwelle zwischen zwei Ländern, das eine im Rücken, das andre mir vor Augen. Mit Gottes Hülfe ist bisher Alles so gut gegangen, Alles weit über Hoffen und Erwarten ausgefallen, ich habe große, unvertilgbare Eindrücke gewonnen, denn ich war in einem großen Land, in einem interessanten Land, in einem anregenden, erhebenden, lehrreichen Land. Was ich Alles hier gesehen, erfahren, gelernt habe, werde ich niemals in meinem Leben mehr vergessen und hoffe es in der vor mir liegenden Lebenssphäre in rechter, fruchtbringender Weise zu verwerthen. Zwar bin ich in großer Eile durch die Union von einem Ende zum andern geflogen; nirgends konnte ich mich gründlich aufhalten, nirgends Wurzel fassen, Alles jagte an meinem Sinn vorüber. Aber darin liegt auch das eine Gute, daß ich einen Gesammteindruck von diesem Riesenlande, von den Hebeln empfangen habe, die diese gigantische Maschine in Bewegung setzen. Meine allgemeinen Haupteindrücke von der Reise in der Union muß ich in einem der nächsten Briefe niederlegen; heute deßhalb nur einiges Wenige, was mir gerade hier am Platze scheint. Meiner Ansicht nach kann es für Jemanden, der an den großen Bewegungen der Geschichte, an den Entwicklungen der menschlichen Familie, an den Bestrebungen und Wünschen der Völker und unsrer Zeit Interesse nimmt, für Jemanden, der nicht nur die Dinge so betrachtet, wie sie sind, oder gar nur, wie sie eigentlich sein sollten, sondern der gerne in die Tiefe der Dinge steigt und stets sich dabei fragt: warum ist das so? wie ist es entstanden? — für Jemanden, der

mit lebhaftem Sinn alle Erscheinungen auf socialem, politischem und religiösem Gebiet verfolgt, — für einen solchen Mann gibt es nichts Interessanteres und kann es nichts Lehrreicheres geben als ein Besuch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Erstlich ist die Union ein Reich, welches in eminentem Sinn die Bezeichnung eines modernen Staates verdient, da alles das, was man moderne Ideen nennt und was in Europa unter diesem Begriff fledermausartig und unheimlich nächtlich in der Luft herum schwirrt, ohne einen Ruhepunkt zu finden, hier lebendig, plastisch verkörpert seine Wohnstätte hat. Zweitens gestattet dies ungeheuer große Land mit unablässig forteilender Entwicklung seiner noch barbarischen Territorien zu civilisirten Staaten in alle Verhältnisse einen offenen, tiefen Einblick. Nichts bleibt im Staub der Büreaukratie vergraben, Alles kommt ans Tageslicht, alle Fäden dieses großen Gewebes liegen bloß zu Tage. Mir thut es in der Seele Leid beim Gedanken, dies interessanteste aller Länder der Erde verlassen zu müssen. Es wird mir stets ein Stachel der Sehnsucht im Herzen bleiben, wenn ich der Vereinigten Staaten gedenke, — des Schmerzes, nicht mehr erkundet und erfahren zu haben. In vier Monaten kann man freilich nicht Alles lernen, aber doch so viel, um die Lust nach mehr zu erwecken. In diesem Lande verschaffte ich mir das erste Verständniß, den ersten Einblick in ein großes öffentliches Volksleben. Davon hatte ich früher keine Idee. Blätter mit rother Färbung lassen in Deutschland nur die Fratze davon erkennen. Blätter conservativen Sinnes sind in diesen Fragen zu sehr gegnerisch gestimmt, als daß sie auf diesem Gebiet völlige Gerechtigkeit walten lassen könnten; ja, man findet es sogar bestritten, daß es Fluthungen, Strömungen, Wallungen, Umwälzungen unter den Völkern geben dürfe. Die Einen suchen das Heil im Auflehnen gegen das Bestehende, die Andern im starren Festhalten daran. Die Einen entzünden Krieg, um ihre Theorien zu verwirklichen, die Andern sähen lieber die Welt in Trümmer gehen, als daß sie nur ein Jota des Bestehenden fahren ließen.

Hier habe ich nun gesehen, was ich früher nicht gekannt. In Amerika geht Alles öffentlich vor, man verbirgt nicht die immense Leistungskraft, nicht die grenzenlose Verworfenheit, von der man im alten, biederen Europa keine Ahnung hat; aber trotz Allem bleibt es ein großes Land mit großem Sinn, worin Großes geleistet wird, wie in keinem andern Lande. Nach alle dem, was ich hier gesehen, bin ich zur klaren Ueberzeugung gekommen, daß ich eigentlich nichts gewußt. Nach Sokrates ist diese Gewißheit schon viel. Hätte ich Reichthum und eine unabhängige Stellung, dann möchte ich in einem der nächsten Jahre eine abermalige, aber gründliche Reise hieher unternehmen. Dann würde ich aber nicht eher wieder abreisen, als bis ich in alle Verhältnisse einen gründlichen Einblick gethan. Dir kann ich keinen besseren Rath geben, als wenn ich Dich auffordere, darnach zu trachten, so bald als möglich für eine kurze Zeit der Gesandtschaft in Washington zugetheilt zu werden. Einen Winter den Sitzungen des Congresses beizuwohnen nützt Dir mehr als drei Jahre in Brüssel, wo Du schöne französische Berichte schreiben kannst und wo man Dir den feinen diplomatischen Schliff beibringt. Ein guter Diplomat wird man nicht durch diplomatische Routine, durch Schulfuchserei oder durch das Bewegen in den eleganteſten Cirkeln der Residenzen. Meiner Ansicht nach wird man ein guter Diplomat durch einen sehr klaren Kopf und durch einen sehr festen Willen. Politische Erfahrung gehört freilich dazu. Der Congreß in Washington dünkt mir nun die Stelle, wo man am gründlichsten derartige Erfahrungen sammeln könnte. An andern Orten hat man mit den Cabineten, mit der alten staubigen Hof-Politik zu thun, die meistens Familienpolitik spielen will. Einen rechten, tiefen Blick in die Bedürfnisse unsrer Zeit thut man damit doch nicht; im Gegentheil, man verklebt sich die Augen oder sieht durch von Cabinetsluft angelaufene Brillen. Anders in Amerika. Der Amerikaner ist nüchtern, real und praktisch. Durch liberal tönende Phrasen wird er Dein Ohr weniger beleidigen, als es in europäischen Kammern

geschieht. Vor Allem aber handelt es sich im Congreß um große, wichtige Dinge. Die Vertreter eines colossalen Landes haben nicht Zeit, Nichtigkeiten in ihre Berathungen zu ziehen. Die Hundesteuer, deren schäumende Debatte das Darmstädter Staatsschiff aus seinem 63jährigen, halt! 64jährigen Gleichgewicht zu heben drohte, erregt des Amerikaners Gemüth gar nicht erheblich. Der große Vortheil wäre, daß Dein Sinn und Deine Anschauungen ungemein erweitert würden; Vieles würde Dir nicht mehr imponiren, was jetzt Dein Staunen erregt. Du würdest gewisse Unbedeutendheiten mit großer Ruhe hinnehmen. Wie gerne würde ich den Congreßsitzungen beigewohnt haben! Natürlich hätte es dazu größerer Vollkommenheit im Englischen bedurft. — Noch wollte ich Dir mittheilen, daß hier in Amerika gewisse Schlagwörter nicht in der Art zünden, wie sie in den Kammern unsrer Länder Alles in Staunen und Begeisterung setzen. Die Worte „Freiheit, moderner Geist, Feudalismus, Köhlerglaube," rufen ja meist eine stürmische Bewegung hervor. Hier würdigt man alle Dinge nur nach dem, was damit geleistet wird, und erwärmt sich nicht an Begriffen.

Nur das Bewußtsein, den Tropen entgegen zu reisen, tröstet mich über den Abschied von den Vereinigten Staaten. Von hier direkt nach Europa zurückzukehren, ohne Westindien zu berühren, würde mich entsetzlich traurig machen. Voll Hoffnung und Erwartung sehe ich dem viel gerühmten Habana entgegen. Von dort denke ich ausführliche Kunde geben zu können. — Ich grüße Dich und alle Theuren, ehe ich den Golf von Mexiko befahre und an Cuba's Tropenküste lande, von den Mündungen des Missisippi.

XXI.

Habana, 20. Januar 1870.

Nachdem unser Schiff mehr als zwei Tage und zwei Nächte auf der Barre des Missisippi fest gefahren war, wurden wir endlich am 14. Abends mit Hülfe dreier Dampfer, die von allen Seiten arbeiteten und zogen, wieder los. Ihres Umfangs halber hatten diese Hülfsschiffe keinen so tiefen Gang und brauchten den Schlamm nicht zu fürchten. Unsre Offiziere waren schon ganz ungeduldig geworden, weil es dies Mal besonders lang dauerte. Mir war es sehr angenehm; konnte ich doch, so lange wir fest saßen, mich meines Wohlseins erfreuen, konnte herumgehen, essen, schlafen, lesen, vergnügt sein. Mein Vertrauen war sehr gering, ob das Alles bleiben würde, wenn wir hinaus auf die hohe See kämen. Nur war es mir sehr leid, daß wir diese Paar Tage unaufhörlich vom dickſten Nebel umgeben waren, der uns verhinderte, selbst die nächsten Fahrzeuge zu unterscheiden. Hie und da sah man wohl einige Mastspitzen, — alles Uebrige war eingehüllt. Die lange fünfzigstündige Pause diente mir, in Eile noch ein Paar spanische Brocken zu verschlingen, und nur mit Bangen konnte ich dem von Allen ersehnten Moment entgegen sehen, der zwar unser Schiff entfesseln sollte, zugleich aber auch die so gefürchteten Schrecken des allbekannten Seeleidens. Die drei Schiffe, die uns so kurze Zeit gedient, erhielten zusammen sechshundert Dollars; diese Summe ist kontraktlich festgestellt: jedes Schiff empfängt für jede Stunde, die es arbeitet, hundert Dollars. Existirte dieser Contrakt nicht, so müßte der norddeutsche Lloyd wahrscheinlich noch viel mehr zahlen; die Leute können hier unverschämt verlangen. Es besteht eine eigene Company, die ihre Schleppdampfer an den Barren den passirenden Schiffen zur Verfügung stellt. Man sagt, daß sie ihr gutes Auskommen dabei finde. Das läßt sich denken.

Endlich also waren wir frei. Bald schossen wir an verschiedenen ebenfalls fest sitzenden Segelschiffen vorüber und waren nun

im Golf von Mexiko, dessen tiefdunkles Gewässer wohlthuend gegen die schmutzig gelben Fluthen des Missisippi abstickt. Wären wir nicht unfreiwillig diese zwei Tage aufgehalten worden, so hätten wir in derselben Zeit schon in den Hafen von Habana eingelaufen sein können; so sagte der Capitän. Ich ging spazieren auf dem Verdeck und fühlte bald den Boden unter meinen Füßen wanken. Diese Entdeckung veranlaßte mich, sofort mein Lager aufzusuchen. Von den folgenden Tagen laßt mich lieber schweigen, ich könnte doch nichts Gutes berichten. Kalter Schweiß auf der Stirne, Galle, Jammer, weiter nichts. Die meiste Zeit verbrachte ich auf dem Verdeck, bis mir die Sonne zu sehr auf den Kopf leuchtete. Nachts wollte ich oben bleiben; doch machte der Capitän ernste Vorstellungen, daß die hellen Mondnächte im Golf so ungesund seien, bis ich nachgab. „Daß Dich des Tags die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ In diesen Ländern knüpft sich ein gewisser Aberglaube auch an den Mondschein; man spricht besonders von Zahnweh, das derselbe hervorrufe. Natürlich schlief ich im Saal unten; in meine dumpfe Cajüte hätte mich Niemand gebracht. „Den Schatten gleich vom Erebos“ verbrachte ich diese Tage wieder schwankend, schleichend, seufzend, wandernd von einer Stelle zur andern, matt bis in die Seele. Wir hatten gehofft, schon Sonntag Abend am Ziel zu sein; es wurde aber Montags Frühe daraus. Bei der ersten Seereise hatte mich das Bewußtsein, daß jetzt der letzte Tag gekommen, wieder gesund gemacht; dies Mal kurirte mich erst die Ueberzeugung, daß wir wirklich am Ziel seien. Die letzte Nacht war unleidlich. Ihr macht Euch keinen Begriff von der qualvollen Hitze, die in der Cajüte herrschte; man fürchtete zu ersticken. Dabei wurden mir die Kissen unter dem Kopf so glühend, daß ich ganz nervös wurde. Wohl zwanzig Mal erwachte ich, und die Nacht wollte gar nicht verstreichen. Schon oft hörte ich sagen, man müsse das überwinden, dann vergehe es schon von selbst. Das ist Unsinn. Man kann wohl dem Leiden steuern und zuvorkommen ,aber man kann es nicht ignoriren.

Man kann sich viel in der freien Luft aufhalten, nach Thunlichkeit herumgehen, tüchtig zu essen versuchen, Unruhe vermeiden, den Kopf ruhig halten, peinlichen Gerüchen ausweichen, Alles, was nicht schmeckt, liegen lassen und sich allmählig etwas an die Bewegungen des Schiffes gewöhnen. Durch alles das kann man seinen Zustand modifiziren und erträglich machen. Aber man kann nicht, wenn man seekrank ist, sich einbilden, man sei es nicht. Das ist unmöglich. Nach jener so heißen Nacht war ich froh, Morgens um sechs Uhr aufs Verdeck zu kommen und auf etwa zwölf Seemeilen Entfernung die Küste von Cuba vor uns liegen zu sehen. Der Leuchtthurm von Habana, dessen Licht noch flackerte, zeigte uns von ferne die Stelle, wo wir einlaufen sollten. Einige kleine Schiffe tanzten lustig mit ihren herrlichen weißen Segeln im Morgenwind. Unsre Flaggen wurden aufgehißt, der Vollmond ging unter, im selben Moment erhob sich die Sonne über die Felsen von Cuba, ein Schuß ertönte, die Leuchte des Thurmes verlosch, und wir waren da. So war mein Eintritt in die gepriesene Tropenwelt. Der sehr schmale Eingang in den Hafen wird durch zwei Forts bewacht, zur linken das herrliche Castillo del Morro, rechts Castillo de Punta. Der Morro steht in Verbindung mit dem sehr starken, festungsartigen Castillo de la Cabaña, dessen Bastionen beinahe die ganze linke Seite des Hafens begleiten. Zu Füßen dieses Castells sah ich die ersten Palmen. Der Hafen ist herrlich, wahrhaft wundervoll; theils von den Castellen, theils von der Stadt eingeschlossen, bietet er einen Anblick, wie ihn fast kein andrer Hafen gewähren soll. Die Einfahrt in den Hafen von New-York ist großartiger wegen der riesigen Dimensionen, der Hafen von San Francisco lieblicher, poëtischer; doch der von Habana ist der romantischste. Ganz besonders ist die Einfahrt nirgends so schön wie hier. Die schmale Einfahrt zwischen den Castellen beträgt nur eine kleine Flußbreite. Castell Morro sieht reizend aus; man möchte glauben, daß es aus der Verbindung zwischen Fels und Meer als Frucht hervorgegangen. Der auf demselben erbaute

Leuchtthurm erhöht noch den romantischen Reiz. Während das linke Ufer des Hafens steil zum Wasser abfällt und durch das sehr feste Castillo de la Cabaña bekrönt wird, breitet sich das rechte ziemlich flach aus, und die Stadt tritt unmittelbar ans Ufer heran. Die dem Eingang entgegengesetzte Seite des fast schlangenförmig sich krümmenden Hafens wird durch das Castillo de Atares begrenzt, während im Hintergrund auf stolzer Kuppe das weithin dominirende Castillo del Principe den Horizont abschließt. Im Hafen wimmelt es von Schiffen aller Art, Seglern und Dampfern, Handelsschiffen und Kriegsfregatten; spanische, englische und amerikanische, Flaggen aller Nationen wehen friedlich neben einander. Die Handelsschiffe, welche mit Waaren befrachtet eingelaufen sind, ankern an der Stadtseite, um ein- und auszupacken. Post- und Kriegsschiffe liegen zerstreut in der Mitte des Hafens. Wir fuhren an das der Stadt gegenüber liegende linke Ufer, wo unser Dampfer zur Heimkehr nach Europa Kohlen faßte. — Unsre Pässe waren abverlangt worden und wurden zur Vidimirung dem Gouverneur gebracht. Vom spanischen und hessischen Consul in New-Orleans hatte ich den meinigen unterzeichnen lassen. Es währte einige Stunden, bis sie zurückkamen. In heißen Ländern liebt man nicht die Eile — Alles geht ruhig und gemüthlich. Es darf z. B. nach Sonnenuntergang kein Schiff mehr in den Hafen einlaufen. Obwohl wir Abends schon angelangt waren, mußten wir uns doch die ganze Nacht im Golf treiben lassen, so daß wir ungefähr achtzehn Meilen weit weg kamen, da uns erst nach Aufgang der Sonne die Einfahrt gestattet ward. Bis die Pässe zurückkamen, d. h. die Erlaubniß, ans Land zu gehen (die Pässe wurden beim Gobernador zurück gehalten), sah ich zu, wie von Chinesen, Negern, Mulatten und Weißen Kohlen geladen wurden. Hemd und Beinkleider waren die einzigen Bedeckungsstücke dieser Arbeiter; meist waren dieselben furchtbar zerrissen, manchmal fehlte auch eins oder das andere dieser Stücke oder gar alle beide. Die Sonne reverberirte furchtbar auf dem Wasser nnd den gepanzerten Schiffen; es war mir wahrhaft

peinlich. — Die ganze Atmosphäre glitzerte und zitterte, daß mir die Augen geblendet waren. Endlich wurden wir mit unsrer Bagage in kleine Boote geladen und ans jenseitige Ufer zum Zollamt gebracht. Das Boot war mit einem leinenen Dach überspannt, unter welchem wir gedrückt sitzen mußten; der Steuermann hielt zugleich an einer Schnur das Segel in der Hand. In jetziger Zeit, wo die Rebellion noch nicht unterdrückt ist, ist man im Zollamt sehr streng, ob man nicht Waffen oder kompromittirende Briefe bei sich führe. Mein Koffer wurde gründlich, aber anständig durchsucht, in meine Briefschaften wurde ein flüchtiger Blick geworfen, und man ließ mich unbehelligt ziehen. — Da war ich also in Habana, in der Stadt, der ich mit solcher Sehnsucht entgegengesehen, die meiner Phantasie als die zauberhafteste der ganzen Welt erschienen war. Eine spanische Stadt, eine tropische Stadt, die bedeutendste Stadt der westindischen Inselgruppe — Alles das vereinigt erblickte ich nun vor mir. Alles grün und üppig, mitten im Januar; wie ansprechend für einen Nordländer aus der gemäßigten Zone! Die Straßen sind so eng, daß sich zwei Wägen knapp ausweichen können, düster und alt. All das fesselt, wenn man aus der sehr modernen, sehr schablonenartigen Union kommt; das Trottoir ist so schmal, daß sich zwei Menschen nicht begegnen können. Der Sonne wegen sind Leinwandtücher über die ziemlich geraden und sich rechtwinklig schneidenden Straßen gespannt. Die Dächer sind flach, die Häuser oft bunt und grell angestrichen. Fenster, Glasfenster, sieht man nur selten und dann nur als Luxusartikel; statt ihrer hat man bis auf den Boden reichende Jalousien und Gitter vor den Oeffnungen. Die Thüren stehen den Tag über offen, und man sieht bequem ins Innere der Häuser; meist erblickt man einen kühlen, schattigen, gepflasterten Hof mit Bäumen oder Springbrunnen. Viel Geschäft und Bewegung ist nicht auf der Straße, man liebt die Ruhe. Die Wohnungen liegen rings um den Hof; Gallerien umgeben denselben, in besseren Häusern wohl auch Arkaden mit steinernen Säulen.

Alle Zimmer sind gepflastert und wo möglich nach vier Seiten mit Oeffnungen versehen, um die Luft durchziehen zu lassen. Es berührt ungemein wohlthuend, aus der Hitze der Straßen in solch ein hohes steinernes Haus zu treten, wo einem überall ein kühler Hauch entgegenweht. — Mit am auffallendsten von allen Erscheinungen ist das nationale Gespann des Landes, die Volante, deren Bauart sehr eigenthümlich ist. Die Volante besteht hauptsächlich aus zwei immensen Rädern, die erstaunlich weit von einander abstehen und einen ungeheuren Raum in der Straße beanspruchen. Dann kommt eine fabelhaft lange Gabeldeichsel; an ihrem vorderen Ende ist das Pferd gespannt; zwischen diesem und den Rädern ist eine Entfernung von wohl zehn Fuß. Der Sitzkasten für zwei Personen, mit einem hinten offnen Dach gedeckt, hängt schwebend in der Mitte und schwankt natürlich wie eine Schaukel. Die Creolinnen lieben dies Gespann sehr, Abends fahren sie elegant gekleidet darin spazieren. Auf dem mit Quasten, Scheuleder, großem Sattel und hundert Riemen maskirten Pferd sitzt häufig der bunt gekleidete Neger, sei es in weißen Hosen mit Kanonenstiefeln oder mit Sporen an den bloßen Füßen. Der fürchterlich hohe Sattel liegt außerdem noch auf drei bis vier über einander geschichteten Decken und Kissen. Es muß sich entsetzlich unbequem da oben sitzen. Reichere Besitzer setzen den Reiter auf ein neben angebundenes Sattelpferd, damit das eine belastete Thier nicht allzu sehr geplagt werde. Die Livree des Kutschers wird gewöhnlich durch eine blaue, mit vielen Schnüren und Zierrath geschmückte, Jacke und Strohhut vervollständigt. In den Straßen muß man sehr Acht geben, bei Zeiten auszuweichen; es könnte sonst leicht geschehen, daß man von den riesigen Rädern erfaßt würde. Natürlich muß eine derartige Equipage einen ungeheuren Bogen machen, um bei einer Straßenecke richtig einzubiegen. Für die Bauart Habanas ist die Volante sehr unpraktisch. Aber sie ist einmal allgemein üblich auf dieser Insel. Man sagte mir, für die schlechten Wege auf dem Land sei sie ganz besonders geeignet. Der Volante

bedient sich übrigens nur das elegante Publikum, auch sehe ich sie nur als Privatequipage verwendet. Als Fiaker hat man kleine zweisitzige, einspännige Droschken, die unter Tag gegen die Sonne vorgeschlagen werden können. Diese zeichnen sich in der besonders theuren Stadt durch ihre auffallende Billigkeit aus. Sie haben ihre bestimmte Taxe und überfordern nie; man gibt für eine Fahrt in der Stadt, sie sei so weit sie wolle, zwei Reales, was den fünften Theil eines spanischen Thalers ausmacht. In New-York müßte man für eine ähnliche Fahrt mindestens drei Dollars geben. Darum fährt hier auch alle Welt, ob hoch ob niedrig, und man thut sehr klug daran, diese Gefährte zu benutzen, da es unter Tag nicht heilsam sein kann, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen. Die Kutscher sind freilich nicht elegant; es sind Leute jeden Alters und aller Racen; manche erscheinen hemdärmlig, andre wieder barfuß. Ihre Pferde laufen gut, sind nicht so eigensinnig und störrig wie die Wiener Comfortable-Pferde und bekommen entsetzlich viele Hiebe. Der Pferdeschlag ist hier auffallend klein, lange Ohren, lange Schweife und große Ausdauer sind ihre Signatur. Maulthiere sah ich hier noch keine, dafür sehr viele Maulesel, welche viel kleiner sind als jene. Erstere besitzen den Eselsschwanz, während der Maulesel den langen vollen Schweif des Pferdes hat. Viel Schmuck und viel Geschirr müssen diese Maulesel schleppen; ich begreife nicht, warum man in so warmem Klima die armen Thiere so belästigt. Stets wenn ich einem Maulesel begegne, muß ich an Sancho Pansa mit seinem edlen Thier denken. — Auch trifft man auf den Straßen häufig Reiter; zu beiden Seiten hängt ein Quersack gleichmäßig vertheilt herunter, oben drauf sitzt ein fauler Creole. Alles athmet hier Trägheit, im besten Falle Stabilität, Hängen an der Gewohnheit. Wenn man von Nordamerika kommt, wo Alles im Nu sich verändert, wo Niemand an den Sitten seiner Väter hält, wo alle Leute wie vom Wirbelwind ergriffen sind, befremdet dieses südliche Wesen um so mehr. Man sieht nicht mehr die großen marktschreierischen Aus-

hängschilder, nicht mehr die großen Bazars, nicht mehr dies Getümmel, nicht mehr dies Rennen nach Geschäft. —

In früherer Zeit war Habana durch Festungsmauern begrenzt; jetzt sind die Basteien theilweise gefallen, und jenseits derselben dehnt sich die Stadt noch sehr weit aus. Diesen Theil nennt man Extramuros, jenen Theil Intramuros. Beide sind durch den Paseo de Isabel getrennt; ich möchte denselben mit dem Glacis in Wien vergleichen. Der Paseo besteht aus einer breiten Straße für die Equipagen, aus Fußwegen und sehr netten Anlagen. Eine lange Reihe immergrüner Bäume, dicht belaubt, Laureles de la India, begleiten die ganze Straße und verleihen dem Spazierenden einigen Schatten. Das große Teatro de Tacon steht am Paseo, daneben das größte Café der Stadt, Café de Louvre, und andre sehr elegante Gebäude. In der Mitte stand vordem die Statue der Königin, seit dem Sturz der Bourbonen hat man sie durch das Standbild des Columbus ersetzt. Der Paseo zieht sich fort bis zum Hafen ans Castillo de Punta, gegenüber dem Morro. Am Paseo spielt allabendlich eine Militärmusik, die ganze elegante Welt wandelt dorthin, viele Damen in Balltoilette, manche darunter wahrhaft elegant. Jene Vollmondnächte im Januar hier im tropischen Habana, umgeben von der duftenden Vegetation, umrauscht von den Klängen kriegerischer Musik, werde ich nimmer vergessen. Man fühlt sich in die Märchen versetzt, die man in der Kindheit gelesen und die man damals für wahr gehalten, die man dann, als man klug und aufgeklärt geworden, bezweifelt und die man jetzt wieder für wahr halten möchte. Diese Nächte sind wirklich zaubervoll; es wogt und lebt um Dich herum, Wagen rollen, Männer und Frauen spazieren, Buben kreischen, von ferne sieht man das intensive Licht des Leuchtthurms, über sich das magische Licht des Vollmonds, die Luft so warm, daß man den Hut abnimmt, der Himmel so rein wie ein Spiegel, — ich versichere, man vergißt, daß Januar ist, und man vergißt, an Hof- und Kammerbälle zu denken.

Mein Lieblings-Platz ist die Plaza de Armas in der unteren Stadt, nahe dem Hafen. Es ist dies ein viereckiger freier Platz, rings umgeben von großen stattlichen Gebäuden, worunter in erster Linie das in maurischem Styl aufgeführte Palais des Gobernador General, der Sitz der Regierung. Die andren Häuser sind mit großen luftigen Arkaden versehen. In einer Ecke steht, klein und bescheiden, eine Kapelle über der Stelle erbaut, wo Christoph Columbus nach der Entdeckung der Insel die erste Messe lesen ließ. Den größten Theil der Plaza füllt ein duftiger Garten aus; derselbe ist rings mit vollen schönen Lorbeerbäumen bepflanzt und trägt in der Mitte das von vier herrlichen Königs-Palmen beschattete Standbild König Ferdinand's VII. Für diesen Platz empfinde ich große Sympathie. Machen es die Palmen, machen es die duftigen Sträucher oder die ganze Würde des Platzes? Ich weiß nicht, — aber ich freue mich jedesmal, wenn ich dahin komme. Von sonstigen Plätzen und Straßen ist mir nichts erhebliches aufgefallen. Die größte Kirche ist die Kathedrale; sie ist in einem mir unbekannten Styl gebaut und verdient ihres Aeußeren und Inneren wegen gar nicht genannt zu werden. Die Altäre sind sehr schmucklos und Bänke sind fast keine vorhanden. Prächtig kühl fand ich es darin. Man zeigte mir den Grabstein des Helden Columbus, dessen Gebeine, wenn ich nicht irre, von Santo Domingo hieher transportirt wurden. Ungekannt und anspruchslos liegt dieser Riese seiner Zeit hier in der kühlen Gruft. Mit- und Nachwelt hat ihm nicht gedankt, da man seine Größe nicht begriffen. Männer mit so großem Sinn, deren prophetischer Blick vom alltäglichen Getriebe weg in die Unendlichkeit schaut — denen ihr ahnungsvolles Innere mit apodiktischer Gewißheit sagt, da und dort muß ein neuer Welttheil liegen und liegt auch — welche die ganze Welt gegen sich in die Schranken treten lassen und den Kampf nicht scheuen, die zu unterliegen scheinen, aber schließlich doch mit mächtigem Flügelschlag sich erheben und siegreich triumphiren, — solche Männer stehen nur an den großen Wendepunkten der Zeiten, sie erzeugt nur der allgewaltige Moment.

Als zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die großen, ungeheuren, mehr auf dem Grund als auf der Oberfläche brausenden Fluctuationen den ganzen Bau der alten Welt zu erschüttern drohten, als Alle darüber einig waren, daß etwas Ungeheures im Anzug sei, da das Alte nicht mehr halte und stehe, als auf allen Gebieten des Lebens ein hastiges Rennen und Jagen entstanden, als Alle stürmten und eilten und man sich nach Männern umschaute, die als Säulen stehen könnten, um den schwanken Atlas zu stützen — da erschien in Columbus ein solcher Mann, der der Menschheit ein zweites großes Vaterland gezeigt, der an Muth und Energie kaum seines Gleichen in der Geschichte findet. Seine Mission hat er erfüllt, wenn auch nur, indem er bloß für das irdische Wohl der Menschheit Früchte vom Baum der Erkenntniß gepflückt. Einem Andren, einem Zeitgenossen, erst war es vorbehalten, das ganze Bedürfniß der Menschenwelt in seiner Totalität zu umfassen, den Punkt zu ergründen, wo der archimedische Hebel anzusetzen sei, um das Weltall wieder ins richtige Geleise zu bringen. Das erst war die Reformation an Haupt und Gliedern. So findet die große Stunde immer auch den großen Mann und der große Mann immer auch sein kühles Grab, das Wenige kennen, fast Niemand mit Lorbeer schmückt. Der Dom Habanas ist ein Mausoleum Eines, dem die Welt zu wenig nur gedankt. — Gottesdienstes halber konnte ich nicht weiter vordringen; die Priesterschaft im Chor vollführte ein jämmerliches Gewimmer, das durchaus nicht enden wollte.

Ich habe meine Wohnung im besten Hotel der Stadt, „el Telégrafo“ genommen, welches extra muros am Campo de Marte, dem Exerzierplatz, gelegen ist. Mein Zimmer liegt zwei Stiegen hoch, geht auf eine Gallerie, hat Luftöffnungen nach verschiedenen Seiten, Steinpflaster und ein eisernes Bett ohne Matratze mit Mosquito-Netz. Man liegt ganz luftig nur auf einem steif angespannten Stück Leinwand. Wenn man alle Läden öffnet, kann man zu jetziger Jahreszeit ganz kühl schlafen. Ich trage mich

natürlich so leicht ich kann; doch will das nicht viel heißen, da ich von Sommerkleidern nur Beinkleider bei mir führe, die mir nun sehr zu Statten kommen. Im Uebrigen kleide ich mich gerade so wie in den letzten Monaten, habe auch nicht die Absicht, meine Bagage mit Toilette-Artikeln zu vermehren. Seit ich hier bin, trage ich feuerrothe Flanellhemden, um mich gegen etwaige Erkältungen zu schützen. Des häufigen raschen Temperaturwechsels halber muß man sehr vorsichtig sein. Erst juckte mich der ungewohnte Flanell, doch gewöhnte ich mich rasch.

Meine Excursionen in Habana begannen mit dem Abgeben meiner verschiedenen Empfehlungsbriefe, deren ich einige in New-Orleans bekommen, andre schon seit Bremen bei mir führte. Von allen Seiten, wohin ich empfohlen war, kam man mir in der liebenswürdigsten Weise entgegen und bot sich mir an, mir in jeder Weise förderlich zu sein. Auch erhielt ich mehrfaches Versprechen, bald auf die eine oder andre Pflanzung kommen zu können. Jetzt sei wegen der Zuckerernte die beste Zeit und die Gastfreundschaft der Creolen habe keine Grenzen. Da ich einmal hier bin, so denke ich auch, wenn es sich machen läßt, je eine Pflanzung der Hauptprodukte dieser Insel (Zucker, Tabak und Café) zu besuchen. A propos! Der Café ist hier ausgezeichnet, ganz superb. Ich hatte keine Ahnung davon, daß es so trefflichen Café gebe. Ich bin ja gar kein Liebhaber von Café, vermeide ihn zu genießen, wo ich kann; hier aber bin ich ganz erpicht darauf. Als ich einmal mein Erstaunen darüber äußerte, sagte man mir, das sei kein Wunder, hier würde der Café eben mit Café zubereitet, in Deutschland mit Wasser. Ich fand das sehr gut ausgedrückt. In Westindien ist es allgemeine Sitte, schon in aller Frühe, wo möglich noch vor dem Aufstehen, eine Tasse Café zu trinken. Die Consuln sind sehr rücksichtsvoll für mich, laden mich ein, führen mich ein, machen mich bekannt und verschaffen mir dadurch Gelegenheit, mich im Spanischen zu üben. Diese Sprache macht mir sehr viel Freude, sie fällt mir leicht und ist so ungemein klangvoll. Zuweilen ge-

lingt es mir zu meiner Genugthuung, eine ganze Conversation zu führen; meine beste Eigenschaft dabei ist, daß ich alle Worte sehr rein und voll ausspreche. Dabei sind die Cubaner sehr nachsichtig gegen Fremde und helfen nach, wenn sie bemerken, daß man nicht gut weiter kommt.

Seit einem Jahr erst, seit der Revolution im Mutterland, genießt Cuba Cultusfreiheit; früher war allein die römisch-katholische Kirche gültig. In der That existirt dermalen auch kein andres Gotteshaus als katholische. Der General-Consul sagte mir, es sei ihm nicht geglückt, eine deutsche evangelische Kirche ins Leben zu rufen; der kirchliche und christliche Sinn unsrer Landsleute sei zu wenig geweckt. Welch trauriges Zeugniß! Vor dreihundert Jahren sah's doch ganz anders aus. Schämen muß man sich, wenn man daran denkt. Mich wundert's übrigens, daß die Engländer und Nord-Amerikaner noch keine Kirche gegründet; die sind sonst immer schnell bei der Hand und in ihren Ländern gehört das Kirchlichsein zum guten Ton.

Es ist ein alter spanischer Brauch, alle öffentlichen Aemter und einflußreichen Stellen aus dem Mutterlande zu besetzen. Cuba wurde deßhalb stets nur als Colonie behandelt und von Behörden regiert, die von Spanien hieher gesandt worden. Das ist auch besser, führt der Insel immer neue Säfte zu und bewahrt sie vor Stagnation. Neues Element, neues Leben, neuer Geist kommt dadurch zeitweise herein. Der Creole wäre nicht brauchbar zur Regierung, er ist zu schlaff und ruhig, während der Spanier lebhaft und thätig ist. Uebrigens genießt Cuba seit einem Jahr die Rechte einer Provinz und schickt seine Abgeordneten in die Cortes. Der Vertreter der Regierung, gleichsam Vicekönig, ist der Gobernador General, zugleich die höchste militärische Behörde. Der dermalige entstammt einer alten Familie: Caballero de Rodas; er soll ein sehr gebildeter, intelligenter Mann sein, dem ich durch den norddeutschen General-Consul vorgestellt werden soll. Die Mehrzahl der Truppen weilt gegenwärtig im Osten der Insel, um die dort

noch flammende Rebellion zu dämpfen. Diese hat zum Zweck die Losreißung der Insel von Spanien; übrigens ist der ganze besonnenere Theil und die Majorität der Bevölkerung spanisch gesinnt. Zu den Rebellen gehört der aufgegebene Theil des Volkes, der beim allgemeinen Umsturz zu gewinnen hofft. Die Vereinigten Staaten, in der Hoffnung, Cuba gelegentlich annektiren zu können, haben die Bewegung immer unterstützt. Die Regierung dringt jedoch überall siegreich vor und es steht zu erwarten, daß die Revolution demnächst unterdrückt wird und die alte Ruhe wieder eintritt. Die Regierung konfiscirt alle Güter der Rebellen; — diese sind, sofern nicht selbst am Kampf betheiligt, ins Ausland gereist. Manche haben bedeutende Verluste erlitten. Für Cuba wäre es ein trostloses Unglück gewesen, wenn die Rebellen siegreich geblieben wären. Selbst verwalten kann sich die Insel nicht; unter spanischer Herrschaft ist sie blühend gediehen und unter amerikanischer könnte sie sich nicht wohl befinden. Seit mehreren Jahrhunderten waltet hier spanische Sprache, spanischer Einfluß, spanische Sitte, — wie sollte sich das nun plötzlich unter die Yankees fügen? Es sind dies zu verschiedene Elemente, die sich nicht vertragen würden. Außerdem ist gar kein Grund zu diesem Wechsel vorhanden. Cuba ist in seiner jetzigen Gestalt nur durch die Spanier geworden, was es ist, und alle ruhigen und besonnenen Männer wollen und wünschen durchaus keine Trennung. Ganz richtig bemerkte neulich der ehemalige amerikanische Staatssekretär Seward in einer Festrede, die er irgendwo auf seiner Reise durch die Insel gehalten: Cuba von Spanien losreißen, hieße das erste Blatt aus der Geschichte Amerika's vertilgen. Dieser Aeußerung zum Dank erhielt Seward auf der Durchfahrt durch Habana in dieser Woche von den freiwilligen Bataillonen, die sich in großer Zahl gebildet und der Regierung zur Verfügung gestellt haben, Fackelzug und Serenade dargebracht. Er wohnte im selben Hotel, in dem ich abgestiegen bin; so konnte ich Alles mit ansehen. Mehrere Musikbanden spielten vorzüglich, und später begaben sich die Offiziere in ihren

verschiedenen bunten Uniformen zu ihm auf's Zimmer. Auch die Deutschen hier in der Stadt haben eine Compagnie Voluntarios formirt, jedoch mit dem Contract, nur in der Stadt verwendet zu werden.

Zur Beruhigung will ich Euch sagen, daß ich sehr mäßig und nüchtern lebe und die Gesetze der Diät sehr streng befolge. Denkt Euch nur, daß ich aus lauter Vorsicht, außer Orangen, hier noch keine Südfrüchte genossen habe. Als besonders zuträglich ließ ich mir anrathen, gleich nach dem Aufstehen ganz nüchtern fünf Orangen zu essen und dann spazieren zu gehen, ehe es zu heiß wird. Heute habe ich das befolgt, habe an der fünften Orange aber keinen Genuß mehr gehabt. — Da schreibe ich nun ein Langes und Breites über Habana und habe Euch doch noch gar kein rechtes Bild der Stadt entworfen. Statt von Habana rede ich die ganze Zeit von der fünften Orange. Ich fürchte jedoch ernstlich, daß es nur bei meinem Wunsche bleiben muß, Habana zu beschreiben. Doch endlich will ich einmal den Versuch machen, Habana Euch zu schildern, wie es dem Fremdling fremd erscheint. Heißer Tag, flammende Atmosphäre, versengende Strahlen vom tiefblauen Himmel, leuchtendes, fluthendes, ebbendes Meer, zwischen Hügeln, Bergen und Bastionen — in Gold gefaßt der Hafen, unzählbare Schiffe, bunte Flaggen, glänzende Wimpel, tanzende Nachen, schleppende Matrosen, keuchende Sklaven, singende Fischer, Baumwollballen, Caféfäcke, Zucker, Tabak, Palmen schlank und schwank, Gärten, Lorbeer, balsamische Düfte, von Alter schwarze Häuser, dunkle Hallen, kühle, gepflasterte Höfe, tief geheimnißvolle Kirchen, plätschernde Fontänen, dolce far niente, rasselnde Volanten, buntgeschmückte Reiter, Maulesel reich beschirrt, grünbewachsener Paseo, buntfarbige Creolinnen, feurige schwarze Augen, melancholische Accorde, hinschmelzende Klänge, nackte Neger, Mulatten, Mestizen, Chinesen, alle Sprachen aller Länder, Hüte breit das Haupt beschattend, Cokosnüsse, Veranden, Villen, Cactus, Aloë, schwarze Arme, entblößte Schultern, teppichbedeckte Straßen, Pyramiden

aus Orangen auf den Gassen, Granatäpfel, Südfrüchte aller Arten auf den Märkten, rauchende Weiber, Sklaven in Ketten klirrend, romantische Citadelle, Thürme, Klöster, schwarze Priester, strickgegürtete Mönche, Ave-Maria-Läuten zum Gebet, sinnberauschende Gerüche, wuchernde Vegetation, tropische Fülle, trommelnde Regimenter, cataloniſche Voluntarios, Bananen, Ananas, dunkle buschige Gänge, dann nach Sonnenuntergang ein Schuß, abendlicher Corso zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, feenhafte Nacht und Alles durcheinander tobend und rennend, brausend und wälzend, schäumend und erglühend, brennend, verlockend, einladend, sinnefesselnd; strahlender Vollmond an azurner Kuppel, der Faro fern das Meer erleuchtend, Alles farbig, bunt, frisch, üppig, neu, nie gesehen, nur geahnt, stets gehofft und immerdar ersehnt, eine Rose in den Beeten des Südens, eine Perle in Spaniens Locken, ein Solitär im Diadem der Antillen, das — — — das ist Habana!

XXII.

Matanzas, 30. Januar 1870.

Vorgestern unternahm ich nach zehntägigem Aufenthalt in der Stadt Habana meinen ersten Ausflug ins Innere der Insel, d. h. von der Metropole weg; denn Matanzas ist ja auch am Meer gelegen. Der norddeutsche General-Consul hatte mir versprochen, mir durch seine Connexionen eine schöne reiche Pflanzung auszumitteln, wo ich die Zuckerbereitung auf's genauste sehen könnte. Vor der Hand ließ ich mir aber einen mehrtägigen Ausflug nach Matanzas empfehlen. Ich wurde mit Briefen versehen, welche mir auf die eine oder die andere Plantage als Empfehlungen dienen sollten. Auch mußte ich mich für die Reise im Innern der Insel mit einem Paß versehen, da man in jetziger Zeit der Rebellion

sehr streng gegen Fremde ist; überall hin benöthigt man die spezielle Erlaubniß der Regierung. Man befürchtet stets unter den Reisenden verkappte Freunde der Aufständigen, die sich in diejenigen Gegenden verfügen wollen, wo die Revolution noch die Ueberhand hat. Bei meiner Ankunft in Habana gab ich den Paß ab, den ich von Darmstadt aus erhalten hatte, erhielt ihn aber nicht wieder, sondern an seiner Statt eine sogenannte boleta, eine Erlaubniß, mich ausschiffen und in die Stadt begeben zu dürfen. Dafür mußte ich zwei spanische Thaler in Gold erlegen. Im Hotel mußte ich die boleta vorzeigen. Sie hat aber nur für Habana Geltung. Zur Fahrt nach Matanzas wurde sie durch's Consulat mit einer andern vertauscht. Man ist nun nicht verpflichtet, dieselbe bei der Ankunft am fremden Ort durch die Aduana visitiren zu lassen; aber man thut wohl, sie stets bei sich zu führen, um sie, falls man auf der Bahn oder im Wirthshaus darum angesprochen wird, vorzeigen zu können. Um ein Haar hätte ich meine verloren; sie war schon aus der Tasche des Oberrockes geglitten, den ich über dem Arm trug. Zum Glück fand ich sie sogleich wieder. Mit dem nothwendigsten Gepäck und einem sehr gemeinen, dicken, baumwollenen, in St. Louis erstandenen Regenschirm trat ich meine Reise an, nachdem ich mich über den Betrag meiner Hotelrechnung nicht wenig entrüstet hatte. Für hiesige Verhältnisse glaube ich nun nicht einmal sehr viel gezahlt zu haben; doch war es mir in Anbetracht meiner geringen Bedürfnisse immer noch theuer genug. Nach meiner Rückkehr von hier nach Habana werde ich in einem amerikanischen Boarding-Haus Wohnung nehmen. Zuvor ging ich an den Hafen, wo neben dem sehr stolz gelegenen Hotel San Carlos sich eine Ferry befindet, welche die Passagiere alle Viertelstunde nach dem an der jenseitigen Hafenküste herrlich gelegenen Orte Regla bringt. Gleich drüben am Landungsplatz steht der Bahnhof, wo man einsteigt, um nach Matanzas zu fahren. Die Fahrt durch den Hafen war mir sehr anziehend. Hunderte von Schiffen von allen Ländern, von aller Gestalt und verschiedenster

Bestimmung liegen darin zerstreut; unser Boot hatte sich schlangenartig durch alle hindurch zu winden. Diese Ferries sind zugleich auch für Wagen und Pferde eingerichtet. In der Mitte benützen letztere die Hauptstraße, wenn man so sagen darf; rechts und links liegen die Cajüten für die Passagiere. Auf der einen Seite steht: Senoras y Caballeros, auf der andern Personas de Color. So streng sind hier die Racen selbst im äußeren Verkehr geschieden. Der Weiße wird sich nie mit dem Farbigen abgeben, wenn er nicht muß; fast nie kommen Heiraten zwischen Mulatten und Creolen vor. Anfangs war ich befremdet und gewissermaßen entrüstet über diese Aristokratie der Farbe. Als ich aber bemerkte, daß die Farbigen nur die Hälfte von dem zahlen müssen, was von den Creolen verlangt wird, fand ich diese Scheidewand doch mehr und mehr berechtigt. Sie ist für die Farbigen in gleicher Weise eine Vergünstigung als es eine Herabsetzung ist. Den Nasen der weißen Menschen kommt diese Trennung jedenfalls zu Statten. Hier, liebe Tante, sehe ich schon, daß ich Dich mit einigen spanischen Wörtern bekannt machen muß, zumal ich voraussetzen darf, daß Du in keinem Deiner Schränke, selbst nicht im großen Wandschranke, ein spanisches Diccionario besitzest. Caballero ist etwa gleichbedeutend mit Gentleman; man braucht es in der Anrede gegen Herren von Stand, während man im gewöhnlichen nur Senor (Sir) sagt; senora bezeichnet Dame und senorita Fräulein. Jetzt weißt Du die Elemente kastilianischer Sprachkunst und kannst vielleicht schon eine kleine Conversation machen, aber jedenfalls eine sehr kleine.

Der Hafen von Habana ist ein Fleck auf der Erde, woran ich mich stets mit Liebe und wohl auch mit Sehnsucht erinnern werde. Die wegen der vollkommenen Abgeschlossenheit unvergleichliche Lage, die Palmen ringsum, die stets froh und lieblich ihre Locken schütteln, die vielen hie und da emporragenden Castelle, die tropische Atmosphäre, die vielen, vielen Fahrzeuge, vom größten Linienschiff bis zum kleinsten Fischerboot, — Alles das verleiht

dem Hafen von Habana eine ganz eigenthümliche Physiognomie, die gerade nur ihm zukommt und darum auf immer in der Erinnerung bleiben wird. Nur eine große Plage hat man auf diesen Ferry-Booten zu bestehen, übrigens eine Plage, die man in Habana selbst und, wie mir scheint, in allen Orten auf Cuba zu ertragen hat. Unaufhörlich wird man von einer ganzen Schaar Krüppel umgeben, die in beredtester, zudringlichster Weise den Passagieren Lotterie-Loose aufnöthigen. Man kann sich ihrer kaum entschlagen. Natürlich kauft man kein solches Loos; denn wer kann wissen, ob man nicht betrogen wird? Selbst, wenn das nicht geschähe, würde man doch niemals einen Gewinnst erhalten und mit seinem Loos nur Ausgaben und Last haben. Darum wird man diese Gesellen auch so schwer los. Zugleich besitzen sie die widerliche Gewohnheit, ihre ekligen Gebrechen und Verstümmlungen zum Entsetzen des Reisenden bloß zu legen. Sonst ist mir die gewöhnliche Straßenbettelei nicht belästigend aufgefallen. In den Vereinigten Staaten braucht Niemand am Bettelstab durch die Welt zu wandern; für Jeden findet sich Arbeit, wenn er welche sucht.

In fünf Minuten kommt man über die Bai nach Regla und muß sofort auf die Bahn steigen; denn der Zug harrt nur auf Ankunft des Bootes. Die Eisenbahnen auf Cuba haben Aehnlichkeit mit den nord-amerikanischen: Wagen zum Durchgehen, an beiden Seiten je zwei Sitze, doch der Hitze wegen aus Stroh geflochten; statt der Fenster hat man natürlich Jalousien. Zwischen Habana und Matanzas kann man zwei verschiedene Bahnen benützen, eine, welche direkt in östlicher Richtung fährt und in zwei Stunden ans Ziel bringt, und eine andere, die erst nach dem Süden der Insel zieht und sich dann nordöstlich gegen Matanzas wendet. Ich benützte die erstere und will den Umweg nehmen, wenn ich nach einigen Tagen nach Habana zurückkehre. Im Wagen waren ein spanischer Offizier und ein Levit meine nächsten Nachbarn; doch sprach ich nicht mit ihnen. Ich transspirirte nur, aß Orangen und betrachtete die theilweise sehr hübsche, mir jedenfalls

sehr exotische Gegend. Da ich keine anderen Kleider mitnehmen wollte als die, welche ich am Leibe trug, so hatte ich es für besser gehalten, wollene zu wählen, um im Fall, daß es regnete, nicht in Verlegenheit zu gerathen. Ich habe das schon sehr bereut und ertrage mit stoischer Ruhe das permanente Dampfbad, in das ich mich durch die peinliche Hitze versetzt fühle.

Von Habana nach Matanzas fährt man beinahe unaufhörlich, sei es vorüber an einzelnen, sei es durch Wälder von Königs-Palmen. Dieser Baum ist hier sehr allgemein und vertritt ungefähr die Stelle, die bei uns die Pappel einnimmt; wie diese bildet sie lange Alleen längs den Straßen. Die Königs-Palme zeichnet sich durch ihren geraden Wuchs, ihre glatte Rinde und ihre federbuschartige Krone aus. Unmittelbar über dem Boden hat der Stamm eine zwiebelförmig gebauchte Gestalt, welche jedoch sehr bald in die cylindrische übergeht. Kein Ast, kein Zweig treibt aus dem Stamm heraus, wie überhaupt die Palme ja nie Zweige hat. Alle Jahre, oder auch öfter, sproßt aus der Mitte der buschigen Krone ein neuer Trieb breiter, saftiger, fleischiger Blätter vor, die erstaunlich lang werden und dann in einen Stiel übergehen, der zu beiden Seiten mit einer Menge lanzenförmiger, kleinerer Blätter bedeckt ist. So oft ein neuer Trieb erwächst, fallen die unteren Blätter ab, so daß die Königspalme stets nur ganz oben belaubt ist. An der Zahl der Ringe erkennt man das Alter des Baumes. Die Frucht der Palma real sproßt aus der Mitte zwischen den Blättern hervor, hat ein traubenförmiges, schmarotzerartiges Ansehen und dient zum Füttern der Schweine. Durch ihre Schwere senkt sich die Frucht gleich zum Stamm herab und hängt deßhalb unter den Blättern versteckt, obgleich sie höher erwachsen ist als diese, welche schwunghaft elastisch übergebogen sind. Ein neuer Trieb steigt senkrecht über dem grünen Busch wie ein grünes steifes Rohr in die Höhe, springt, wenn seine Zeit gekommen, auf wie ein Blüthenkelch und entfaltet seine frischen glänzenden Blätter, die bald darauf sich abwärts biegen. Der grüne, noch nicht ge-

öffnete Trieb sieht nicht schön aus, er gibt der schlanken leichten Palme ein pedantisches Ansehen, wodurch sie an einen Magister erinnert mit der Feder hinter dem Ohr. Zu Anfang wußte ich gar nicht, was der lange grüne Stock über der Krone zu bedeuten habe. Das Holz der Königspalme soll sehr schlecht und zu keiner nützlichen Verwendung dienlich sein, auch wird der Stamm leicht hohl. Obwohl sie lange nicht die schönste ist, so gefallen ihr schlanker Wuchs und der saubere glatte Stamm immer wieder, so oft man sie erblickt. Ich habe schon eine große Menge Palmenarten, alle von andrer Gestalt, gesehen, ohne ihre Namen zu hören; manche darunter haben mir außerordentlich gefallen. Was nützt mir auch der Name? Ich würde ihn doch wieder vergessen. Und zum Genuß des Anblicks, zum fröhlichen Behagen des Augenblicks fördert es gewiß nichts, wenn man sich hastig nach all den hundert Bezeichnungen erkundigen muß; der kräftige, unmittelbare Eindruck geht verloren, wenn man immerdar Alles ins Kleine ergründen will. In der Union war es der Baum der Erkenntniß, dessen Früchte mir wohl gefielen; hier im heißen, bunten, phantasiereichen Tropenland ist es der des Lebens, woran ich meine Lust habe. — Dadurch werden die Augen zwar nicht aufgethan, sondern eher geschlossen, und das ist gut, da genießt man am besten. Kein Cherub soll mir den Zugang zu diesem Genusse wehren, am wenigsten aber ungezügeltes Verlangen, Alles bis ins Kleinste, Einzelne zu ergründen.

Die Cocos-Palme ist nicht so gerade und nicht so glatt als die Palma real, sondern schlank gebogen wie ein Rohr, viel dünner und hat eine sehr rauhe Rinde, weil die abfallenden Blätter immer einen Ansatz am Stamm zurücklassen, der mit der Zeit verhärtet und der Rinde dadurch ein ganz hübsches Dessein verleiht. Der Busch, die Kuppel, die Krone, das Haupt ist kühner und eleganter gebogen als bei der Königs-Palme; sie hat etwas zierlicheres, jugendlicheres, muntreres und läßt sich im Winde bewegen, was die königliche nicht thut. Die grünen Cocosnüsse hängen alle

zusammen auf einem Klumpen, hart am Stamm, gerade unter den tiefsten Blättern. Sie haben die Größe eines Menschenkopfs und enthalten einen Saft, der sehr beliebt ist und sehr erfrischen soll. Ich habe sie noch nie versucht, mußte aber heimweheartig achtzehn bis neunzehn Jahre zurück denken, wie uns Herr Anthes einst zwei geschenkt, die wir lange Zeit mit Stolz aufbewahrt. Natürlich waren diese dürr. Manche essen auch den Kern, der in einer eigenen holzartigen, affenkopfförmigen Schale sich befindet und erst durch Vertrocknung der Milch gebildet wird. Doch soll er sehr unverdaulich sein. Die äußere Schale ist bastartig und ungemein dick. Ist die Frucht frisch, dann ist die Schale inwendig weiß und rübenartig. Die Cocos=Palme ist gleichfalls hier sehr verbreitet und wächst wild an allen Orten, — viele, hie und da zerstreut, traf ich auf der Fahrt von Habana hieher.

Doch nun wieder zurück zur Eisenbahn. Wir fuhren abwechselnd durch flaches und gebirgiges Land, an Palmen und Orangen, Cactus und Aloe, Mandel= und Tropenbäumen vorüber, begegneten schwer beladenen Pferden mit ihren Treibern und kamen nach einer sehr interessanten Fahrt um ein Uhr Mittags hier an. Ich bestieg zum ersten Male eine Volante, eine einspännige, wobei der Neger auf dem ziehenden Pferde sitzt und fuhr ins Hotel Leon de oro, wo ich für einige Tage Quartier genommen. Matanzas ist reizend gelegen; das Meer schneidet hier einige Meilen ins Land hinein und bildet eine Bai, an deren hinterem schmalen Ende die Stadt sich zeigt. Die Bai ist zu beiden Seiten von Bergen umgeben, zwischen denen hervorströmend sich zwei Flüsse an einer und derselben Stelle in den Golf ergießen; sie heißen San Juan und Yumuri. In dem von beiden Flüßen gebildeten Dreieck mit ziemlich markirter Spitze liegt die eigentliche Stadt; jenseits der beiden Flüsse, die überbrückt sind, nicht unbedeutende Vorstädte, links Versailles, rechts Pueblo nuevo. Diese verschiedenen Wasserstraßen verleihen der Stadt ein ziemlich lebendiges Ansehen; unablässig ziehen Schiffe den San Juan auf und ab, welche, da die

großen Zuckerlager fast alle am Wasser sind, gleich voll geladen werden, um dann weiter ins Meer verschifft zu werden. Es macht mir große Freude, am Ufer stehend zu sehen, wie Neger, Chinesen und Creolen in tropischer Ruhe ihre Fahrzeuge den Fluß hinaufziehen oder mit langen Stöcken rudern und wie die Boote dann mit Fässern geladen werden. Matanzas ist im Ganzen so gebaut wie Habana, enge Straßen (übrigens doch etwas breiter als dort), sehr schmale Trottoirs, niedere Häuser, platte Dächer, Gitter vor den Fenstern, verwilderte Kirchen, Volanten, Neger, Chinesen, sehr leichte Kleidung, — Alles mahnt, daß man unter den Wendekreisen ist. Vom Wasser oder von den Hügeln aus, die die Bai begrenzen, nimmt sich die Stadt außerordentlich schön aus, vorherrschend des Morgens, wenn sie von der aufgehenden Sonne beleuchtet wird. Abends genießt man keinen besonders romantischen Blick, weil die Stadt zu dieser Zeit das Licht im Rücken hat. Die Lage und Umgebung von Matanzas gefällt mir viel besser als die von Habana, wo unmittelbare Umgebung eigentlich gänzlich fehlt. Hier hat man zu beiden Seiten gleich Gebirg, schön bewachsene Hügel, und der Rücken der Stadt lehnt sich fest an die Berge. Da von der Bai fast immer eine frische Brise weht, so läßt sich die allerdings zuweilen sehr empfindliche Hitze doch ertragen. — Mit Hülfe von Briefen, die ich von Habana mitgebracht, bin ich so weit, daß ich morgen schon nach einer unweit von hier gelegenen Zuckerpflanzung gehen kann. Einige Tage werden immer mit diesem Besuch vergehen.

Die Zeit bis jetzt verwendete ich dazu, mich mit der Stadt und Umgebung vertraut zu machen. Deutsche Kaufleute sind hier nur sehr wenige, doch waren sie sehr liebenswürdig gegen mich; englische einige, französische fast keine. Den ersten Nachmittag unternahm ich an der linken Seite der Bai, dem sogenannten Paseo, einen sehr lohnenden Spaziergang. Wir mußten zuerst den Yumuri-Fluß knapp über seiner Mündung mittelst Brücke überschreiten und gingen dann immer unmittelbar am Ufer des

Golfs entlang. Er lag in abendlicher Stille friedlich vor uns; eine große Anzahl Schiffe aus allen Ländern lagen ruhig geborgen im Hafen und am jenseitigen Ufer thürmten sich hinter den Bergen schwere Wolken auf, welche Regen verkündeten. Schiffe von weitem auf der See sehe ich so gern, sie heben sich immer so scharf in ihren Umrissen vom Wasserspiegel ab und lassen ihre Conturen so rein hervortreten. Dann gibt es immer Stoff zu Besprechungen, welchen Nationen die Schiffe angehören, was man an den Flaggen, die am Hinterdeck aufgehißt sind, erkennen kann. — Kann man die Flagge nun nicht genau erkennen, so ergeht man sich in Vermuthungen oder man interessirt sich dafür, weßhalb ein Schiff hier vor Anker liegt, was es gebracht hat, womit es beladen wird, wann es gekommen und wohin es segeln wird. Zum Fahren ziehe ich natürlich die Dampfer vor; dagegen befriedigt weit mehr der Anblick eines Segelschiffes. — Auf diesem Spaziergang ließ ich mich, da meine Aufmerksamkeit auf Reiter, Equipagen oder sonstige elegante Erscheinungen nicht abgezogen wurde, da wir allein waren, mit großem Interesse über die verschiedenen Cactus- und Aloe-Arten unterrichten, die längs des Weges am Ufer standen. Der Cactus ist hier eine sehr verbreitete, alltägliche Pflanze; zuweilen trifft man ihn oben als Bekränzung steinerner Mauern. Bis jetzt sah ich nur kleinere Arten; von den ganz großen, die es übrigens hier auch geben soll, habe ich nur gehört und gelesen. Mit welch namenlosem Interesse ich nach meiner Rückkehr die alten Kinderbilderbücher hervorsuchen werde, um zu vergleichen mit dem, was ich gesehen, kann ich Dir gar nicht sagen. Erst jetzt vermag ich den herrlichen Werth solcher Bücher zu erkennen; sie regen die junge Phantasie in sehr erlaubter Weise an, entfalten Gestalten und Bilder, die sich fest ins Gedächtniß einprägen, nach langen Jahren aber erst in Wirklichkeit Einem vors Auge treten können. — Die Aloe, die sagenhafte, mystische Pflanze, findet man hier überall, um mich ordinär auszudrücken, als Straßenhecke, wie bei uns die Dornen oder, wenn's hoch kommt, Hainbuchen. Auf diesem Spa-

ziergang traf ich eine Aloe, die einen großen Baum in wenigen Tagen aus ihrem Kern hervorgetrieben hatte. Wie erstaunt war ich nicht im Herbst 1865 über die Höhe des Triebes, den eine Aloe im Kübel im Eulbacher Garten gezeugt! und damals war es doch nur eine Blume. Hier ist es aber ein Baum mit vielen Zweigen. So üppig ist die Vegetation in den Wendekreisen. Manche Aloe trägt eine eßbare Frucht; die einzelnen Stücke hängen in einer Traube an einander, haben die Größe einer Reine-Claude, die Gestalt und Schale einer Citrone, schmecken süß-säuerlich (nicht sauer-süßlich) und löschen sehr den Durst, wenn man erhitzt ist. Nur sind sie der Schale wegen schwer aufzubeißen, da dieselbe bitter schmeckt.

Unseren Spaziergang setzten wir fort, bis wir an ein Fort kamen, welches von Voluntarios besetzt war. Da wir keine Erlaubniß zum Eintritt hatten und der Abend schon dämmerte, kehrten wir hier um und beschleunigten unsren Schritt, je mehr wir uns der Stadt näherten, weil ein Regen im Anzug war, der richtig eintraf und den Abend hindurch währte. Daß die Dämmerung in den Tropen kürzer währt als in unsren gemäßigten Ländern, darf ich als Dir zu bekannt voraussetzen, um es hier besonders zu erwähnen. Man darf übrigens nicht glauben, daß, wie man in manchen Reisebüchern liest, sofort nach Untertauchen der Sonne in den Golf von Mexiko schwarze Nacht die Welt einhüllte. Die Dämmerung tritt natürlich ein, wie überall, aber sie dauert kürzer. Die Gemüthlichkeit eines heimatlichen Dämmerstündchens, wofür ich ganz besonders empfänglich bin, wird man hier kaum erfahren können. In Habana hat es mich in den ersten Tagen öfter höchlich befremdet, daß es nach so heißem Tag schon um sieben Uhr völlig dunkel war, zu der Zeit, wo bei uns die eigentliche Annehmlichkeit nach lästiger Wärme erst beginnt. — In Matanzas gibt es sogar ein Theater, nur spielt es dermalen nicht. Dagegen bekommt man mehrmals die Woche Platz-Musik auf der Plaza de Armas zu hören; neulich wurde sie zu meinem Leidwesen

durch Regen vertrieben. Matanzas hat, wie Du siehst, auch seine großstädtischen Züge und ganz civilisirte Genüsse.

Gestern Morgen raffte ich mich schon früh auf, kleidete mich rasch an und unternahm einen weiten Spaziergang, aufs Gerathewohl, um auf und hinter die nächsten Berge zu kommen. Meiner Gewohnheit nach war ich noch nüchtern, als ich aufbrach, obwohl ich sehr gut einsehe, daß man in diesen Ländern besser thut, vor einer Strapaze seinem Magen eine gewisse solide Grundlage zu geben. Ich kletterte die Berge hinan auf der linken Seite der Bai und hatte hier schon sehr durch die drückende Hitze zu leiden. Doch ohne mich darum zu kümmern, ohne meine eilenden Schritte zu zügeln, setzte ich meinen Marsch fort. Oben auf der Höhe genoß ich die sehr lohnende Aussicht auf den von der Morgensonne erleuchteten Hafen. Die Schiffe lagen alle in einen Dunstkreis gehüllt, wie man denselben in den Bildern von Doré so meisterhaft dargestellt findet, — die Conturen nur angedeutet, man ahnt mehr als man sieht. Dann lag tief zu meiner Rechten, wie hingegossen, die schöne Stadt und hinter ihr wieder Berge und Hügel. Einige Male kehrte ich um, einen andern Weg einzuschlagen, pürschte lange die Höhe kreuz und quer entlang, auf Wegen und Pfaden, durch Hecken und Gärten. Dann ging's bergauf und bergab, immer zwischen üppigem Laubwerk, dichtem Gestrüpp und undurchdringlichen Schlingpflanzen. Ich verlangte nach Schatten, fand ihn auch und ergötzte mich an den saftigen Gerüchen und dem tropischen Morgen. Endlich gelangte ich auf eine Spitze, wo mir nur die Wahl blieb, steil hinunter, immer weiter zu steigen oder auf dem alten Pfad heimzukehren. Ich entschloß mich für ersteres — denn meine Neugierde, was hier Alles noch zu entdecken und was verborgen sei, war sehr groß. So vertraute ich mich denn dem schmalen, sehr glatten Pfade an, der jäh in ein herrliches, doch mir jetzt noch völlig verborgenes Thal führte. Da auf dieser Seite des Berges die Sonne in der Frühe des Morgens noch nicht brannte, so war ich wahrhaft erquickt durch die wehende

Frische, die mir die Schläfe kühlte und meine Stiefel mit Thau benetzte. Da sah ich erst Schlinggewächse, die mich wahrhaft entzückten, dick, undurchsichtig, saftig, wuchernd. Zwischen hohen Hecken schritt ich hin, Palmen in Menge, Bananen in Fülle zu beiden Seiten. Letztere trugen Früchte, und ich hatte großen Kummer, daß sie noch so grün aussahen; ich hätte mir so gern den Durst damit gelöscht. Da ich nicht wußte, wo ich hinkam, nur hinter den Büschen ein palmenreiches Thal durchschimmern sah, so war ich sehr gespannt und ging immer des Weges fort. Es war ein wahrhaft romantischer Spaziergang, ohne Anfang, ohne Ziel, unbekannt, weglos zwischen Palmbäumen und Tropenduft. Zum ersten Male ward es mir wirklich bewußt, daß ich auf südländischer Flur sei; ich meine, meinem inneren Sinn, meinem Gemüth. Alles athmete mich exotisch an, und vorwärts eilte ich stets, obgleich ich wußte, daß jeder Schritt mich vom Ausgangspunkt mehr entfernte und der Heimweg desto langwieriger und heißer werden müßte. Endlich nach vorsichtigem Hinabklettern über den steilen Pfad fand ich mich unten in einem schönen reichen Thal, das, mit Hunderten von Königs-Palmen bedeckt, sich weit vor mir ausdehnte. Einzelne Häuser, Felder sah ich von ferne und ein Weg, oder besser eine Wagenspur zog sich mitten durch die Flur. Jenes schöne Thal ist das sehr berühmte Yumuri-Thal. In meinem Plan war es gelegen, mir dasselbe zeigen zu lassen, und nun war ich hineingekommen, ohne es geahnt zu haben. Um jedoch meinen Gang nicht ins Unbestimmte auszudehnen, wendete ich mich gleich links, um am Hang der Berge mir den Heimweg auszuspüren. Richtig gewahrte ich auch sich hinschlängelnd ein ganz schmales Pfädchen, das mir um den Berg zu ziehen schien. Im Gebüsch unter mir entdeckte ich eine Mooshütte und einige Hähne krähten. Ich ging vorüber — die Hütte war leer — und verfolgte das erspähte Pfädchen. Allmälig verlor es sich gänzlich in Feldern und Gestrüpp und ich stand weg- und spurlos in meiner Einsamkeit. Anfangs suchte ich mein Fortkommen durch

ein bethautes Maisfeld, kroch zuweilen auf allen Vieren und traf endlich einen jungen Neger, der unter Palmen seine Pferde weidete. Ich redete ihn an. Da er mir auf mein reines Castilianisch in undeutlichem Jargon erwiderte, den ich nicht verstand, beschloß ich nochmals, in bisheriger Weise auf eigne Faust den Weg zu erkunden. Als ich jedoch die Nutzlosigkeit dieser Expedition erkannte, kehrte ich um und traf zu meinem Glück einen gut sprechenden Eingebornen, der mir die richtige Straße zeigte und zwar zu meiner Freude in der Anfangs von mir beabsichtigten Richtung, so daß ich dieselbe Tour, auf der ich gekommen, nicht nochmals zurückwandeln mußte. Nun ging ich erst im Thal auf ziemlich langweiligem, fast schattenlosem Weg mit dickem, fettem Erdboden, der sich mir in schweren Klumpen an die Füße ballte. Ich begegnete mehreren Reitern in ächt cubanischem Aufzug: das Pferd im Paß schreitend mit vielem Sattel-, Riem- und Zaumzeug, der Reiter mit Strohhut, sehr rostigen angeschnallten Sporen, Pistolenhalfter und viel Gepäck bei sich. Dann begegnete ich auch einer ganzen Karavane, wobei sich eine Dame befand. Die Pferde werden immer überaus schwer bepackt; sie sind klein und struppig. Eigenthümlich blickten mich immer die Leute an; es ist nämlich eine große Seltenheit, daß Leute, der gebildeten Klasse angehörend, spazieren gehen. Entweder reitet man, oder man bleibt zu Hause, oder man geht nur im Geschäft. Dann kam mir ein ganzer Trupp Gefangener entgegen, die von berittener Sicherheitswache eskortirt wurden. Denke Dir, es waren immer zwei fest an einander gebunden, die Arme waren Jedem fest auf den Rücken geschnürt. Dabei in der Hitze mehr getrieben zu werden als zu marschieren, ist kein Spaß. Ich bedauerte die Leute vielleicht mehr, als sie es selbst thun. Sie hatten wenigstens ganz vergnügte Gesichter. Vielleicht sind es politische Verbrecher, die in jetziger Zeit sehr streng behandelt werden. Es waren Schwarze, Chinesen und Creolen. Es muß schrecklich sein, gebunden von Ort zu Ort geschleppt zu werden,

aber Wonne muß es sein der Qual gegenüber, an einen anderen Schurken geschmiedet zu sein.

Endlich wurde das Thal so eng, daß es fast eine Schlucht zu nennen war; hier führt der Weg hart am Ufer des Yumuri-Flusses entlang. Die Enge dauert nur sehr wenige Minuten; plötzlich erweitert sich das Thal wieder, und man ist in der Vorstadt Versailles und hat nur noch kurze Zeit zu gehen, bis man sehr ermüdet, aus allen Poren dampfend, zum Frühstück auf den Stuhl niedersinkt und sein Mahl mehr hinunter schlingt als ißt. Jene Enge gehört indeß zu den schönsten Stellen der ganzen Umgebung von Matanzas. In den Tropen überhaupt zu sein ist schön, schöner aber in den tropischen Bergen. Ich hatte zu meinem Gang beinahe vier Stunden gebraucht und kam in die Stadt zurück, als der Tag am heißesten war. Ein kaltes Quellbad stärkte mich des Nachmittags nach den morgendlichen Strapazen, und wenn ich heute nicht meine Zeit mit Schreiben verbracht hätte, würde ich nochmals gebadet haben. — Jenen Nachmittag ließ ich mich von meinem vom Abend zuvor befreundeten Kapitän in den Melasses-(Syrup)-Magazinen hiesiger Stadt umherführen. Die Mehrzahl liegt unmittelbar am Fluß; die Fässer können gleich an Ort und Stelle verladen werden. Der Export ist sehr bedeutend. Syrup ist die nicht mehr krystallisirbare Flüssigkeit des Zuckers, sehr braun, sehr süß, sehr widerlich riechend und noch widerlicher schmeckend. Wir sahen eine unzählbare Menge Fässer aufgestapelt; Neger und Chinesen arbeiteten gemeinsam; letztere schwach, matt, unmännlich, jene muskulös, prall, nervig. Die ganze Gegend lebt vorherrschend vom Zucker-Handel; der Zucker ist der Lebensnerv Cuba's und Alles dreht sich um Zucker. Jene Fässer unterhielten mich weit weniger als zwei Ziegen, die in gemsartigen Sprüngen mit einander spielten und sich hinter den Fässern abhetzten. Auch war ich zu müde, um diesen Abend an irgend etwas wirkliches Interesse verspüren zu können. Nach dem Verbrauch mehrerer

Cigaretten und starker Transspiration legte ich mich bald zu Bett, schlief herrlich und ruhte vollkommen aus.

Eine nicht minder schöne Expedition unternahm ich heute Vormittag, und zwar zu dem interessantesten Fleck der ganzen Umgebung, zum Stolz von Matanzas, zu den großen Tropfsteinhöhlen, genannt las cuevas de Bellamar. Man hatte mir dieselben so angepriesen und mir so vielfach gerathen, ihren Besuch nicht zu versäumen, daß ich nicht umhin konnte, meine Schritte auch dorthin zu lenken. Mit dem Kapitän hatte ich für den heutigen Sonntag Morgen diesen Ausflug beschlossen. Wir beriethen gestern Abend länger über die Mittel hinzukommen. Die Höhlen sind nicht weit entfernt; aber mein Begleiter hatte zum Gehen keine Lust; auch hatte man den Weg schmutzig und schwer findbar genannt. Wir konnten zu keinem Entschluß kommen, ob wir im Wagen oder im Kahn fahren sollten. Der Eingang der Höhle liegt so hoch auf dem Berg, daß man nicht bis unmittelbar hin fahren kann. Die zweite Hälfte der Tour mußte jedenfalls zu Fuß zurückgelegt werden, und da der Anfang der Strecke auf der rechten Seite dem Ufer der Bai entlang geht, so hätten wir ganz gut hin rudern können. In der Nacht suchten wir vergeblich nach einem Schiffer, der uns heute früh ans Ziel bringen sollte. Endlich wurde ein Kutscher gefunden, mit ihm paktirt und er auf sechs Uhr Morgens bestellt. Ich stand präcis in der Frühe auf, und als ich um halb sieben aus dem Hotel gehen wollte, kommt mein Kapitän in Bestürzung, der Kutscher sei ausgeblieben. Wahrscheinlich hatte ihn sein billiger Accord gereut. In dieser Verlegenheit erschien uns ein andrer Einspänner auf dem leeren Platz wie ein deus ex machina; wir faßten ihn, setzten uns ein, schlugen das Verdeck zurück und fuhren zwanzig Minuten etwa am Ufer der Bai hin. Der Morgen war hell und angenehm, die Sonne brannte noch nicht versengend. Als der Weg für die Volante zu steil wurde, stiegen wir aus, hießen den Neger halten und uns erwarten; wir aber klommen den jähen, in Felsen gehauenen Pfad munter hinan, kreuzten eine Eisenbahn,

schritten fort zwischen niederem, aber dichtem Gestrüppe, traten in eine Verzäunung ein, die von einem Chinesen bewacht wurde und kamen nach weniger als einer halben Stunde am Eingang der Höhle an. Ein Haus ist darüber gebaut; in unmittelbarer Nähe davon befindet sich eine Kalkbrennerei. Letztere hat vor ungefähr acht Jahren zur Entdeckung dieser so äußerst merkwürdigen Höhle geführt; sie ist Eigenthum eines hiesigen Gutsbesitzers, der durch die vielen Besuchenden sich schon ein ziemliches Sümmchen erworben haben muß. Jeder Gast erlegt un peso, einen spanischen Thaler, soviel als ein Dollar Geld. Nach kurzen Worten erschien ein Diener mit einer Talgfackel, und hinunter ging's, zuerst eine Stiege hinab. Ich war sehr gespannt, da ich noch nie eine Höhle gesehen hatte. Mein erstes Gefühl aber war drückende, qualvolle Hitze, wie ein Dampfbad, welche uns nöthigte, sogleich unsre Röcke auszuziehen und die Hüte abzulegen! Beides legten wir auf ein Geländer nieder und folgten dann unsrem Führer in die Tiefe. Ich hatte mir stets eingebildet, daß es im Innern der Höhlen ganz besonders kühl sei, vielleicht ist es auch sonst so, nur hier anders. Die Situation kam mir vor wie Dante's Höllenfahrt. Erst fanden wir uns in einem hoch gewölbten Raum mit kahlen Felsen ringsherum; einzelne große Tropfsteinsäulen unterbrachen nur hie und da die Monotonie des finsteren Ortes. Diese Stelle heißt „der gothische Dom". Die Höhle ist eine englische Meile lang, wird aber von verschiedenen Quergängen durchschnitten. Dieselben variiren beständig, was Höhe und Breite betrifft. Einmal geht man in hoher freier Halle, dann muß man wieder kriechen, um nur fortzukommen; einmal so breit, daß sechs Personen neben einander gehen können, dann wieder so schmal, daß ein Mensch kaum durchdringen kann. Allmälig wird es lebendig und reich an Abwechslung. Hohe und schwere Zapfen hängen von der Decke herunter, andere scheinen aus dem Boden emporzuwachsen! Ueber kurz oder lang werden die beiden Spitzen sich vereinigen und müssen dann in eine einzige Säule zusammentropfen und wachsen. Wie Eis

glitzern und spiegeln diese Zapfen; hält man ein Licht dahinter, so glänzen sie wie Feuer. Der Boden ist mit Krystallen bedeckt und an den Wänden erscheinen die schönsten und interessantesten Tropfsteingebilde. Die Steine sind immer naß, tropfen stets ein wenig und leuchten deßhalb so hell, wenn man Feuer in ihre Nähe bringt. An kleine Stellen kamen wir, wo man hätte glauben können, man sei in einer Zaubergrotte. Da blitzte, da flimmerte Alles, da schien Alles krystallisirt, Alles von Eis zu sein. Besonders schön und interessant nahm sich durchweg das reizende Flechtwerk an der Decke aus. Wie hunderttausend kleine Eiszäpfchen, wie Thautropfen, wie reine frische Perlen schien es vom Plafond herabzuhängen und aus den Wänden mit hunderttausend Nadeln zu stechen. An eine Quelle kamen wir, aus der wir schöpften und tranken. Dabei wurde uns mit Stolz erzählt, eine Amerikanerin habe sich einmal darin gebadet. Wie spannend, wie historisch merkwürdig! Den verschiedenen Tropfsteinbildungen entsprechend werden den Gestalten auch entsprechende Namen gegeben. Wir sahen den „großen Salon“, „St. Petri Kuppel“, die „gothischen Säulen“, das „Portal“, die „Hand“, den „Mantel des Columbus“, die „Mantille“, den „Mantel der Jungfrau“, den „Haifisch-Rachen“, den „Kirchhof mit zwei Engeln am Grab“, die „Orgel“, den „Hirsch“ (allerliebst, ganz fein und zierlich, das schönste von Allem), die „Gluckhenne mit den Küchlein“ (auch so klein wie der Hirsch, zu nett) und eine Menge andrer Stellen und Gebilde, deren Bezeichnungen man nicht alle behalten hat. Wir gingen lange, lange herum, nahmen den Rückweg theilweise auf einer andren Seite und hatten Gelegenheit, von einem Staunen ins andere über dies herrliche Naturwunder zu gerathen. Bei elektrischer Beleuchtung muß der Anblick der Höhle ein magischer sein. Leider führte man uns nur mit einem trüben Licht; die Gasleitung ist mangelhaft und die Flamme brannte nicht, als sie angezündet werden sollte. Es nimmt sich wahrhaft geheimnißvoll aus, wenn man mit einem Licht in den dunklen Schoos der Erde hinunter taucht und

an der Wand die Fackel tausendmal sich spiegeln sieht. Der Weg mußte nach der Entdeckung für Passagiere theilweise erst gangbar gemacht werden; wir kamen selbst an Stellen, wo der Durchgang gehauen war. Es ist strenge verboten, etwas von den seltsamen Bildungen abzubrechen; dies Verbot ist sehr am Platze, denn die Versuchung ist groß, zumal einzelne Gestaltungen allzu schön und reizend sind, um sie nicht gern auf seinem Schreibtisch aufgestellt zu sehen. Wegen der entsetzlichen Wärme in den Eingeweiden der Erde waren wir froh, als wir das Tageslicht wieder erblickten und frische, freie Luft athmen konnten. Einzelne zerstreut am Boden liegende Stücke Berg-Krystall habe ich zur Erinnerung an diesen Tag eingesteckt und darauf verzichtet, oben beim Eingang schönere Exemplare zu kaufen, weil die Preise für den Fremden zu hoch angesetzt werden und weil größere Stücke für den Transport zu umständlich sind. Bald war unser Wagen wieder erreicht, der uns in Kurzem nach Hause brachte. Leider verstehe ich zu wenig von Geologie und Mineralogie und muß deßhalb vollständig auf weitere Mittheilungen über die gerühmte Höhle verzichten.

Heute Mittag machte ich nochmals einen Ausflug, und wieder mit dem Kapitän der letzten Tage. Wir bestiegen ein bestelltes Ruderboot, drei Matrosen führten die Ruder, der Kapitän das Steuer, und ich saß neben ihm. Dann fuhren wir zusammen durch den Hafen von Matanzas, obgleich die Sonnenstrahlen gewaltig reverberirten. Uebrigens hatten wir nur eine kleine Reise, und unser Kahn tanzte leicht auf den Wellen. Es war sehr unterhaltend, in der Bai umher zu treiben, an all den vielen, vielen Schiffen vorbei zu gleiten, die Benennungen aller einzelnen Fahrzeuge je nach Mast und Takelwerk sich sagen zu lassen und zu fragen, aus welchen Ländern die Schiffe gekommen seien. Bei einem amerikanischen Monitor legten wir an und bestiegen denselben. Ein Monitor ist ein eisernes Kriegsschiff, dessen Verdeck sich nur ganz wenig über die Wasserfläche erhebt, also fast ganz unter Wasser geht und einen drehbaren Kanonen-Pavillon hat. Wenn der

Monitor auf hoher See fährt, dann muß die ganze Mannschaft das Verdeck räumen, weil es stets von den Wellen überspült wird; sie müssen sich entweder in den unteren Schiffsräumen oder auf einer Gallerie, eine Etage über dem Verdeck, aufhalten. Der Monitor scheint höchst einfach; man sieht eigentlich nur den Pavillon für die Kanonen, den Schornstein und die schwarze Oberfläche des Verdecks. Ich meine immer, auf dem Monitor könne man nicht so leicht seekrank werden. Die Kanonen sind ungeheuer schwer und werden mit 480 Pfund schweren Stahlkugeln geladen. Der ganze Pavillon sammt den Kanonen kann gedreht werden, um nach verschiedenen Seiten zu schießen. Die Einrichtung im Innern ist sehr einfach und schmucklos; die Ventilationsvorrichtungen sind ganz vorzüglich, was übrigens hoch von Nöthen ist, sonst könnte man es in den glühend heißen Räumen in der That nicht aushalten. Im Augenblick liegen zwei solche Monitors im hiesigen Hafen. Ich bin sehr froh, auch so etwas gesehen zu haben, obgleich ich glaube, mich erinnern zu können, in Philadelphia schon einmal einen Monitor besucht zu haben. Fünfundzwanzig Offiziere sind auf dem, welchen ich heute sah, eingeschifft. Wir wurden herumgeführt und bekamen Alles gezeigt. In großer Hitze fuhren wir nach der Stadt zurück. Anfangs sollte unsre Expedition aus fünf Herren bestehen, schließlich aber reduzirte sie sich auf uns Zwei. Ich kann zum Schluß nur sagen, daß Matanzas mir vorzüglich gefällt, die Stadt, Umgebung, Lage, Hafen, Bekanntschaften, Aufnahme und was ich Alles gesehen und erlebt. Das ist mehr als man verlangen kann.

XXIII.

Zucker-Pflanzung Victoria bei Matanzas, 31. Januar 1870.

Heute bin ich zum ersten Male in meinem Leben auf einer Plantage. Das muß ich doch sogleich mittheilen. Alles Andre verschwindet daneben. Ein Kinder-, ein Knaben-, ein Jugend-Traum ist in Erfüllung gegangen. Nähere Beschreibungen und Mittheilungen schiebe ich indeß auf später auf, weil ich bis jetzt noch nichts gründlich gesehen habe. Ich kehre deßhalb nochmals zurück und hole bisher Versäumtes nach. — Ein zehntägiger Aufenthalt in Habana bot mir reiche Gelegenheit, mich daselbst zu orientiren und zu belehren. Ich benützte die gebotene Zeit, mit der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung, soweit es die Hitze gestattete, mich bekannt zu machen. Ich lernte weniger Leute kennen als in den andren Städten meiner bisherigen Reise und hatte die meiste Zeit für mich selbst. Die Sehenswürdigkeiten, in unsrem Sinn genommen, Sammlungen, Museen, Gallerien, Alterthümer, hat man bald gesehen. Mit Ausnahme der herrlichen Natur, des bunten Menschengewühls und des ganzen exotischen Eindrucks, den man empfängt, bietet Habana als Stadt gar nichts Interessantes. Gott Lob! Einmal doch eine Stadt, die ihren Werth in sich selbst trägt, die keiner von allen Seiten aufgehäuften Raritäten, keiner besonderen Industrie, keiner neuen Erfindung bedarf, um gesucht, genannt, geliebt zu werden. Habana ist schön, seltsam, originell, außerordentlich — darin liegt sein Zauber. Durch die Revolution, der sich viele der reichsten und angesehensten Leute angeschlossen, ist diese Hauptstadt dermalen mit ihres Hauptschmuckes beraubt, da fast die ganze vornehme Welt, sei es freiwillig oder unfreiwillig, von hier ins Exil fortgezogen ist. Von den gerühmten eleganten Spazierfahrten, herrlichen Toiletten und bunten Equipagen konnte ich demnach leider wenig sehen. In einem ungünstigen Moment, in gewisser Beziehung wenigstens, bin ich hieher gekommen. Alle Leute sagen mir, Habana sei in diesem Augenblick gar

nicht wiederzuerkennen. Nichtsdestoweniger bietet der Paseo de Isabel des Abends, wenn die Militär-Musik erschallt, die ganze lange Straße glänzend erleuchtet, der Platz vor dem Theater dicht mit Wagen und Pferden bedeckt ist, und diese Promenade selbst von decolletirten, luftig gekleideten, eleganten Damen besucht wird, einen überraschend schönen Anblick dar. Wenn dabei der Mondesnachen am Himmelsbogen dahin gleitet, wenn die vielen üppigen Gewächse ihren tropischen Athem hauchen, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß man im tiefen Winter lebt, dann hat man vollkommenen Grund zu freudiger Bewunderung. Auch auf der Plaza de Armas vor dem Palais des Gobernador spielt hie und da eine Regiments-Musikbande. Doch ist es dort eng und heiß und das Publikum wenig zahlreich. Ich bin jedoch lieber hier als auf dem Paseo. Die alterthümlichen Häuser, die dicht belaubten Lorbeerbäume, die vier Königs-Palmen ziehen mich immer an. Großartig ist die Plaza de Armas gar nicht, aber sehr ehrwürdig und sehr originell. In unmittelbarer Nähe derselben befindet sich das Café Dominica, wo es vorzügliches Eis und crêmeartige Chocolade gibt. Das Gefrorne genießt man mit einem Strohhalm. Die verschiedensten tropischen Früchte, von deren Existenz ich gar nichts ahnte, kann man hier erhalten. Manche schmeckten mir vorzüglich; doch sind mir die Namen, da sie zu exotisch klingen, entfallen. Nach meiner Rückkehr nach Habana will ich einige Conserven und Confitüren in die Heimat schicken, damit Ihr doch auch erfahren möget, welch liebliche Früchte auf Cuba wachsen. Unter allen ist jedoch die Orange immer die saftigste und die, welche den Durst am meisten löscht; auch ist sie die gewöhnlichste und billigste und ist das ganze Jahr hindurch frisch zu haben. Ebenso allgemein ist auch die Banane, hier Plátana geheißen, nicht sehr saftig, mehr teigig, aber aromatisch. Für die Ananas ist jetzt nicht die geeignete Zeit — ich habe noch keine versucht. Mit den Namen der andren Früchte will ich Euch jetzt nicht ermüden — schmecken sie Euch, so werdet Ihr Euch wohl merken, wie sie heißen.

Da es unter Tag zu einem behaglichen Spazierengehen zu warm ist, so benütze ich oft die frühen Morgenstunden zu meinen Ausflügen. Zuweilen war es, wenn ich aufbrach, noch ganz düster. Die ersten Leute, welche mir begegneten, waren die Galeerensträflinge, kettengefesselte Gefangene, die in der Frühe unter militärischer Escorte zur Arbeit geführt werden. Von weitem hört man schon die Ketten rasseln und wird dadurch von neuem daran gemahnt, daß man in einem primitiven Lande weilt. Dann sah ich öfter mit Neugierde, wie Hunderte von Pferden in der allgemeinen Schwemme, dem Castillo del Morro gegenüber, von Schwarzen gewaschen wurden. Der Neger sitzt auf einem der Pferde und führt ein andres an der Hand; am Schwanz eines jeden ist wieder ein anderes angebunden. So werden wohl zwanzig Pferde hinter einander transportirt, wobei sich zuweilen recht komische Scenen ereignen; wenn z. B. ein Pferd nicht vorwärts will und wegen seines Stehenbleibens das vor ihm schreitende mit seinem Schwanz entsetzlich ziehen muß, bis das störrige nachgibt. Diese Art, Pferde zu transportiren, ist wohl sehr praktisch, aber eventuell sehr schmerzhaft für die einzelnen Thiere. Dann schritt ich weiter der Bastei entlang, senkrecht unter mir der Hafen und gegenüber das stolz gelegene Castillo de la Cabaña. Wie prächtig genoß ich da den Aufgang der Sonne, wenn sie allmälig über den vielen Mastspitzen hervorleuchtete! Sehr bald wird es dann heiß, und dann gewährt es keinen Genuß mehr zu spazieren. Weiter kam ich zum Landungs- und Verladungsplatz der Schiffe und sah, wie geschafft, gewogen, gerollt oder auch gefaullenzt wurde. Einmal fuhr ich mit der Ferry nach dem jenseits des Hafens lieblich gelegenen Oertchen Regla, bestieg dort die Pferde-Eisenbahn, die mich durch sehr nette Landschaft nach der etwa 10000 Einwohner zählenden Stadt Guanabacoa in zwanzig Minuten brachte; im Sturm durcheilte ich diesen Ort und kam am jenseitigen Ende gerade recht, um mit der Dampfbahn nach Regla zurück zu fahren, dort nochmals überzusetzen und voll Appetit zum Frühstück nach Hause

zu gehen. Ein andres Mal fuhr ich mit einer andren Bahn in einer halben Stunde durch sehr schöne, volle Vegetation nach dem Städtchen Marianao; die Bahn ist eine lange Strecke durch Felsen gehauen; dann kommt man wieder durch lachende Fluren, mit allen Arten von Palmen bewachsen. Da ich dort nichts zu thun und zu suchen hatte, beschloß ich rasch eine Weile herumzulaufen und mit dem nächsten Zug wieder heim zu fahren. In dieser kurzen Zeit ward mir der Spaß, einem Hahnenkampf, der beliebtesten Belustigung der Cubaner, beizuwohnen. Ich ging an einem kleinen, wie ein Circus erscheinenden, Häuschen vorbei und hörte daselbst einen namenlosen Spektakel, dachte Anfangs, darin sei eine Börse, hielt es aber dann des unbedeutenden Ortes halber für unmöglich. Nachdem ich einige Male voll Neugierde vor der Thüre auf- und abgegangen, erhielt ich auf meine Frage den Bescheid, es würden Hahnenkämpfe aufgeführt. Ich bezahlte eine kleine Entrée und trat in eine Bretterbude, in deren Mitte eine Arena, mit Sand bestreut, abgesperrt war; ringsumher liefen Bänke amphitheatralisch aufgerichtet. Der Lärm in dieser Barrake war ungeheuer, Alle schrieen beständig auf einmal, keiner hörte den andern, jeder wettete in der stürmischsten Weise. Das Publikum bestand größtentheils aus Leuten der arbeitenden Klasse, meist aus Negern, die auf den Ausgang des Kampfes ganz erpicht schienen. Gegenstände des Interesses waren zwei Hähne, die von ihren Besitzern in der Mitte herumgetragen wurden, bis der Kampf beginnen sollte. Ganz eigenthümlich werden die Gladiatoren hiezu präparirt. Der ganze Kopf und der Rücken werden glatt rasirt, die Sporen und Krallen möglichst spitz geschärft und der Kopf ganz roth gebeizt. Man muß sich erst an diesen Anblick gewöhnen und möchte die so zugerichteten Thiere Anfangs für Kapaunen halten. Es dauerte eine gute Weile, bis die Hähne losgelassen wurden; vorher wurden sie immer noch vor dem Publikum einhergetragen, auch wohl einmal hingesetzt und einander gezeigt, um sie noch mehr zu reizen. Während dessen steigt die Aufregung der Zuschauer auf das höchste, der

Lärm wird immer ungezügelter, und wäre nicht Jeder ausschließlich mit seiner Wette beschäftigt, so könnte man fürchten, in diesem allgemeinen Aufruhr seines Lebens und seiner Habe nicht sicher zu sein. Endlich soll es beginnen. Die beiden Rivalen werden, um ihre Wuth aufs höchste zu steigern, von ihren Bändigern mit Wasser angespuckt und dann losgelassen. Einen Augenblick noch betrachten sie sich und gehen im Bogen um einander her — dann flattern sie sich entgegen und der Streit beginnt. Alles Andere ist überflüssig, ich verweise auf Busch's unnachahmliche Schilderung in den Münchner Bilderbogen. Nur hatte die von mir erlebte Scene einen tragischeren Ausgang; nach zwei Minuten etwa lag der eine Kämpe zuckend auf dem Boden und das Haus erbebte von Applaus. Die ihre Wette verloren haben, ziehen lange Gesichter, die Andern lachen schadenfroh. Der unglückliche Hahn wird nochmals in die Arena geschleudert, bricht aber allsogleich zusammen und muß sich von seinem keineswegs großherzigen Gegner abschlachten lassen. Dieser hackt immer darauf zu, je elender sein Feind geworden. Der Cubaner findet großes Gefallen an diesen Kämpfen; fast an jedem Ort der Insel soll man sie finden. Sie dauern oft den ganzen Tag, weil immer neue Paare ins Treffen geführt werden. Obgleich ich nicht im mindesten erregt war und nicht die entfernteste Lust verspürte, eine Wette einzugehen, hat mich diese Comödie doch sehr interessirt. Ein Stiergefecht sah ich noch nicht, habe auch keine Aussicht dazu. Sie werden immer seltener und kommen hier wohl gänzlich ab.

Eines Nachmittags unternahm ich eine herrliche Spazierfahrt nach dem am Westende der Stadt so stolz sich erhebenden Castillo del Principe. Dort hat man die schönste Aussicht bei Sonnenuntergang und bekommt erst da den wahren Begriff von der herrlichen Lage der Stadt. Wir fuhren über den Paseo de Tacon, die eleganteste Promenade, auf der des Abends Corso gehalten wird, und besuchten den botanischen Garten, in dessen Mitte die Sommer-Residenz des Gobernador General gelegen ist. Der Jardin

botanico hat eine prächtige Allee von Königspalmen, wie ich keine zweite bisher gesehen, und ist, was Anlagen betrifft, schön und sinnig gehalten. Dem Publikum ist der Eintritt geöffnet. Leider ist er in seiner Mitte von einer Eisenbahn durchschnitten, die ihn seines tropischen Reizes einigermaßen entkleidet. Dort sah ich einen Neger ein Palmblatt tragen, so groß, daß er sich bequem hätte hinein wickeln können. Meistens werden die Tabakballen in Palmblätter verpackt und versendet. Fast unmittelbar am Ausgang dieses Gartens beginnt der Weg zum Castell zu steigen. Er windet sich schlangenartig hinauf. Auf halbem Wege, oder eigentlich schon näher der Spitze, ist eine Munitionsfabrik, die selbst festungsartig auf einem Vorsprung die Gegend beherrscht. Auf sehr schlechtem Pfad kletterten wir bis an die Mauern des Castells hinauf und erwarteten dort den Untergang der Sonne. Vor uns, zu unsren Füßen, lag die so herrliche Stadt weit ausgebreitet, prächtig erleuchtet von den Strahlen des scheidenden Gestirns, zwischen uns und ihr ein grüner, duftiger Wiesengrund mit Königs- wie Cocos-Palmen und andren wuchernden Gewächsen. Besonders heimlich war mir ein schlängelnder Bach, dessen versteckter Lauf uns nur durch die an seinem Ufer sprossenden Palmbäume bezeichnet wurde. Hinter der Stadt ragten der Morro und die stolze Cabaña empor; links im Hintergrund verlor sich das blaue Meer in unabsehbare Ferne. Nur hie und da zeigte sich ein kleines weißes Segel; ein großer Dampfer hatte kurz vorher den Hafen verlassen und zog eine ungeheure Rauchwolke hinter sich her. Am fernen Horizonte zeigte sich auch eine Segelbarke, welche, vom Morro aus beobachtet, der Stadt sogleich durch eine besondere Flagge signalisirt wurde. Nach Sonnenuntergang ist die Hafeneinfahrt jedoch verschlossen und so mußte die nahe Barke wohl im Golf übernachten. Rechts im Hintergrund thürmen sich einige Berge und Hügel auf, welche der Stadt ein harmonisches Relief verleihen. So genoß ich denn da oben eine wahrhaft prachtvolle Aussicht, einen einzig herrlichen Blick auf Land und See, erst in

sonnengoldnem Strahl, dann in abendrother Gluth und, als ich schied, Alles rings verschleiert, blau, dann grau und in immer tiefere Tinten übergehend — und ich muß gestehen, daß, wer nicht hier oben gestanden, die volle Schönheit Habanas nicht gekostet hat. An jenen Abend, der mir ein so imposantes, so prächtiges Bild gewährte, werde ich immerdar zurückdenken. Als ich heimkehrte, begegnete ich vielen Reitern und Equipagen auf dem Paseo de Tacon. In Friedenszeiten soll dieser so überfüllt sein, daß man nur mit Mühe durchzukommen im Stande sei.

Die einheimische originelle Volante macht in eleganten Kreisen schon mehr der civilisirten Kalesche mit Kutscher und Livree Platz. Ich halte es immer für Schade, wenn ein Volk seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, welche ihm seine individuelle Färbung verleihen, aufgibt, um in der abstracten Allgemeinheit aufzugehen. Bei der Volante ist noch das eine Auffallende zu erwähnen, daß der Schweif des Pferdes in einen Zopf geflochten und am Sattel angebunden ist. Welches Aufsehen müßte die Volante mit all ihren Sonderlichkeiten in einer unsrer großen Städte machen!

Der Gobernador General hielt neulich eines Nachmittags große Parade über sämmtliche freiwillige Bataillone der Stadt. Mehrere Tage zuvor herrschte schon große Aufregung in den Reihen der Voluntarios, von denen manche wohl zum ersten Male vor ihrem Kriegsherrn erscheinen sollten. Während die reguläre Armee zum größten Theil vor dem Feind steht, wird die ganze Besatzung in Habana dermalen aus Voluntarios gebildet, die sich in diesen bewegten Zeiten freiwillig gebildet und der Regierung zur Verfügung gestellt haben. Da die meisten unter ihnen einen anderweitigen Beruf oder Amt haben, werden sie vor der Hand mit dem Dienst gegen den Feind verschont, bis die Noth auch ihr Eingreifen erheischen mag. Momentan versehen sie den Garnisonsdienst und wachen über die Ordnung der Hauptstadt. Dabei wird von ihnen fleißig exerziert, denn sie sind sehr ehrgeizig und wollen in ihren Leistungen nicht hinter den regulären Truppen zurückstehen. Ihre

Uebungen sind, soviel ich gehört, nicht obligatorisch, d. h. Keiner ist gezwungen, zum Exerzieren zu erscheinen, sondern Jeder, der verhindert ist, kann sich mit Angabe der Ursache entschuldigen lassen. Im Falle ernster militärischer Verwendung sind sie dem Gobernador so stricten und blinden Gehorsam schuldig wie die reguläre Armee. Er allein hat die Befugniß, die Offiziere mit Ausstellung eines Patentes zu ernennen. In Habana sollen dermalen 11000 Voluntarios sein; man begegnet beständig ihren bunten, mitunter eleganten Uniformen. Die Meisten tragen Röcke von ungebleichter Leinwand, Pantalons desselben Stoffs und verschiedenfarbige Unterscheidungszeichen, je nach den einzelnen Bataillonen, nach Analogie der unterschiedlichen Krägen und Aufschläge der österreichischen Kavallerie; dann kommen naturfarbige Gamaschen, Strohhut, Flinte und Bajonnet. Man kann fast nirgends gehen, ohne einer mit Musik marschierenden Abtheilung zu begegnen. Soviel ich beurtheilen kann, marschieren und exerzieren die Voluntarios recht gut. Die Herrn Stabsoffiziere aber reiten nichts weniger als schön. Die ganze Sattlung ist schon abscheulich. Dabei ist jedes Pferd, selbst das friedlichste, mit einem Kappzaum gequält. Es hat sich auch eine freiwillige Compagnie aus Deutschen gebildet, um der Regierung zu bezeugen, daß der achtbare Theil der deutschen Bevölkerung es mit ihr hält. Deren Uniform ist bei weitem die schönste von allen: blauer Rock, rother Umlegkragen und Aufschläge, weiße Beinkleider und einige ganz besonders hübsche Abzeichen. Die hiesige Regierung hat diese Ovation günstig aufgenommen, wie sich denken läßt, zumal die Söhne keiner andren Nationalität solches gethan. Auch diese Offiziere werden vom Gobernador General selbst ernannt. — Diese ganze stolze Armee der Voluntarios sollte am Sonntag den 23. Januar dem Amerikaner Seward zu Ehren zur Parade ausrücken. Drei Uhr war die anberaumte Stunde. Auf dem Campo de Marte und dem Paseo de Tacon erfolgte die Aufstellung der ganzen Streitkraft; dort ritt der Gobernador der Front entlang und ließ dann am Paseo de Isabel

die Truppen in Colonne mit Zügen defiliren. Den ganzen Nachmittag herrschte auf allen Straßen und Plätzen ein Musiciren und Trommeln, von dem nur der eine Ahnung hat, der oftmals seine Vormittagsstunden reitend auf der Wiener Schmelz zugebracht hat. Aus allen Gassen kamen die Truppen in nicht enden wollender Procession anmarschirt; es war, „als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre". Die schaulustige Menge wälzte sich auf den Straßen und konnte die ersehnte Stunde nicht mehr erwarten. Ein entsetzlicher Staub raubte mir den größten Theil des mitgebrachten Interesses; derselbe fegte wirbelnd über die Plätze und um die Ecken und blies mir die Augen voll und meinen schwarzen Rock desgleichen. Endlich schien der Moment gekommen, die Stunde schlug, alle Truppen waren aufgestellt und man hoffte, daß das Schauspiel seinen Anfang nehmen würde. Da auf einmal begann es fürchterlich zu regnen, wie ich es kaum jemals erlebt habe. Aller Spaß hatte ein Ende. Ich rettete mich eilends in ein nahes Casino, denn nichts soll für den Fremden auf Cuba so schädlich sein als nasse Kleider. Als ich nach dreiviertel Stunden ununterbrochenen Gießens zum Fenster verstohlen hinaus blickte, sah ich die Truppen noch auf derselben Stelle wie zuvor. Also die Parade war nicht abgesagt. Das freute mich sehr, denn ich war ja ganz trocken. Als es schließlich aufhörte zu regnen, begann das Defiliren; die Truppen marschirten im Sturmschritt, waren alle naß bis auf die Haut, und die Deutschen hatten zum ersten Male ihre Uniformen an. Der Gobernador ritt einen Grauschimmel und trug dem Tag zu Ehren selbst die Uniform der Voluntarios, darüber ein breites spanisches Ordensband. Da er an offnem Beine leidet, bekam ihm das Regenwetter ziemlich schlecht. Jetzt liegt er zu Bett und mein Besuch bei ihm mußte verschoben werden.

An jenem Abend kam ich zum ersten Mal mit creolischen Familien in Berührung. Der norddeutsche General-Consul hielt seinen wöchentlichen Empfangsabend. Hiebei machte ich die Bekanntschaft zweier hoch gefeierter spanischer Dichter und Schriftsteller,

von denen mich besonders der eine sehr interessirte. Er war sehr erstaunt, mich gut und geläufig in seiner Sprache reden zu hören, obgleich ich niemals Unterricht genommen und erst seit sechs Tagen in spanischem Lande weile. Dieses Lob ermuthigte meinen Fleiß nicht wenig. Ich brachte von nun an manchen Vormittag im Schweiß meines Angesichts über den spanischen Büchern zu. Die Tochter dieses Mannes gab mir auch Grund, mich zu verwundern; sie ist erst fünfzehn Jahre alt und sieht vollkommen und gesetzt aus wie eine von zwanzig. So früh reifen hier die Mädchen, aber so früh verblühen sie auch wieder. Am meisten aber fiel mir ein sehr jung und bräutigamartig aussehender, hübscher Offizier und ein Mädchen auf, welches zwar jung schien, dem man's aber ansah, daß es kein Backfisch mehr sei. Als ich hörte, der Hauptmann sei ihr Vater, hielt ich es für Mystification. Es schien mir geradezu unmöglich. Doch war es so.

Ein andres Mal besuchte ich die größte Cigarettenfabrik der Welt, genannt „la Honradez“. Ich schicke voraus, daß die Cigarren hier tabaco, die Cigaretten aber cigarros genannt werden. Alle Welt raucht hier Cigaretten, ungeheuer viel während des ganzen Tags, vom vornehmsten Herrn herab bis zum Chinesen gemeinster Beschäftigung. Die hiesigen Cigaretten sind sehr dünn und klein, sind nicht geklebt, nur gewickelt, müssen aber jedesmal vom Raucher nachgewickelt werden; — das Papier ist viel dicker als das der La-Ferme-Cigaretten, der Tabak wird aus Spitzen von Cigarren klein zusammengeschnitten und schmeckt viel stärker als der türkische, hat aber weniger Nikotingehalt, ist überhaupt reiner. Man verkauft die Cigaretten zu 24 Stück in einer buntfarbigen, bemalten, bedruckten, illustrirten, oben geöffneten Papier-Kapsel. Eine cubanische Cigarette dauert nicht länger als drei Minuten. Daumen und Zeigefinger der linken Hand bräunen sich bei vielem Rauchen wie ein Meerschaumkopf. Die Fabrik ist mit Prämien von Frankreich, Spanien und Portugal geehrt und hat in der Vorhalle beim Eingang die Wappen dieser Länder. Nichts findet man öfter als

das spanische Wappen in Cuba; überall tritt es Dir entgegen, immer ein quadrirtes Schild, im ersten und vierten Feld der goldne Thurm für Castilien, im zweiten und dritten der Löwe für Leon und unten im Zwickel die Granate für Granada. Selbst der Umsturz der Monarchie hat hieran nichts verändert. Beim Eintritt in die Fabrik muß man seinen Namen eintragen und wird dann von einem sehr feinen, anständigen Herrn durch alle Räume geleitet. In dem einen Hause sind Schreinereien, Küfereien und alle möglichen Handwerkstätten; denn Alles wird hier fabrizirt, Kisten, Schachteln und Büchsen zum Versenden. Der Tabak wird hier geschnitten und gereinigt, gepreßt und verpackt. Sechzig Chinesen und eine große Dampfmaschine thun die ganze Arbeit. Das Wickeln der Cigaretten geschieht außer dem Hause; die Arbeiter erhalten hiezu Alles, was sie brauchen, den Tabak, das geschnittene Papier u. s. w. Die fertigen Cigaretten werden in großen Scheiben eingeliefert, die Form und Gestalt eines Schweizer Käse haben. 5064 Stück Cigaretten enthält eine derartige Scheibe; täglich werden 1,500000 Cigaretten eingeliefert. Dann werden sie in kleine runde Päckchen gewickelt, worin die Chinesen eine bewundernswerthe Geschicklichkeit beweisen. Sie machen 70000 Packete in einem Tag, 2,000000 im Monat und 25 Millionen im ganzen Jahr. Welch' erstaunliche Summe! Dann wurde ich in die Tabakspeicher geführt, sah zu, wie die Etiquetten gedruckt, wie Kisten verpackt und wie das Papier mit Maschinen geschnitten wird. Als ich heraus kam, fand ich auf dem Buch, in das ich mich eingeschrieben hatte, ein Packet mit Cigaretten, worauf mein Name gedruckt war und welches mir zum Andenken verehrt wurde. Es ist üblich, ehe man scheidet, über das Geschehene einige Worte ins Fremdenbuch zu schreiben. Dabei hatte ich Anlaß, mich an der Fülle von Unsinn und Phrasengeklingel zu stoßen, die in diesem Buch zur Schau gestellt war. Ich war sehr stolz darauf, meine Gedanken spanisch niederlegen zu können, schrieb hinein: un recuerdo para toda la vida, zu deutsch: eine Erinnerung für's

ganze Leben, und empfahl mich. Die großartigen Räume und die ganze Anlage dieser Fabrik haben mir sehr imponirt und mich doppelt interessirt, weil sie in der durch den Tabak berühmtesten Stadt der Welt liegt. Daß ich sonst über Tabak und Cigarren nicht schreibe, werdet Ihr begreiflich finden, da ich kein eigentlicher Raucher bin und nur zum Scherz Cigaretten verbrenne. Nichtsdestoweniger habe ich den lebhaften Wunsch, eine Tabakpflanzung zu besuchen, um doch auf all die vielen, gewiß sehr berechtigten Fragen, wenn ich heimgekehrt sein werde, Red' und Antwort stehen zu können. Aber die Versuchung, mir eine Cigarre anzustecken, ist mir noch niemals ferner gewesen als gerade hier. Das werden die Raucher von Metier unfaßlich und unverzeihlich finden.

Leute, die schon mehrere Jahre hier leben, versicherten mich, daß der Unterschied zwischen Habana- und anderen Cigarren ein so bedeutender sei, daß es ihnen fast unmöglich wäre, etwas anderes mehr zu rauchen. Man darf hier überall rauchen, in Damengesellschaft, auf der Eisenbahn, in Pferdewaggons, wo es in den Vereinigten Staaten aller Orten untersagt ist. Ganz entsetzlich finde ich aber, alten scheußlichen Negerinnen mit dicken langen Cigarren im Munde zu begegnen; besonders findet man bei Obstweibern diesen Gebrauch häufig. Der Chinese raucht fast ausschließlich Cigaretten. Dabei fällt mir ein, daß ich, seit ich auf Cuba bin, noch keiner einzigen Chinesin begegnet bin; doch vermißt man sie nicht, da die Männer mit ihren marklosen Leibern, ihren unmännlichen Zügen und ihren chignon-ähnlichen Frisuren mehr an Weiber erinnern als an Männer und die Weiber in Wirklichkeit noch ekelhafter sind als ihre Herren. Wenn man einen Chinesen ansieht, kann man nie unterscheiden, wie alt er ist; es ist ganz unmöglich. Alle haben keinen Bart und dasselbe abgelebte Gesicht. Uebrigens sind sie intelligente und sehr verwendbare Arbeiter. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich aus einer kurzen Leinwandhose und einem weiten, ärmellosen, darüber fallenden, auch sehr kurzen Hemd, welches sie bei heißer Arbeit abstreifen. Auf dem Kopf tragen sie

einen Strohhut oder gehen auch unbedeckt. Während sie in Californien Alle mit Stolz den Zopf tragen und den vorderen Theil des Kopfes abrasiren, schneiden sie hier den Zopf völlig ab und lassen ihr rabenschwarzes Haar lang wachsen. Zuweilen binden sie ein Band um den Kopf, wie man es bei den alten Griechen findet. Man sieht sie bunt durcheinander mit Negern und Weißen arbeiten, Absonderung der Racen existirt nicht, wenigstens nicht in Bezug auf die arbeitenden Klassen. Wegen Uebervölkerung ihres Heimatlandes finden diese massenhaften Auswanderungen statt. Daraus ergibt sich schon, daß nur aus den untersten Schichten der Bevölkerung, aus der ärmsten Klasse die Auswanderer sich rekrutiren. Einen einigermaßen präsentablen Chinesen habe ich noch nie gesehen, während man doch hin und wieder einem ziemlich anständig gekleideten Schwarzen begegnet.

Wie man hier ißt, werdet Ihr wohl wissen wollen. Sehr schlecht, im Ganzen. In Habana speiste ich nun meistentheils in französischen Restaurants und kann dort über die Küche nicht klagen. In den creolischen Küchen aber fand ich es für meinen Geschmack zu fett, zu schwimmend, zu glänzend, zu viel mit Oel gekocht. Daran muß man sich erst gewöhnen. Eine Speise ist auf Cuba unvergleichlich, die Nationalspeise, der Reis, el arroz. Darauf bin ich ganz erpicht. So famos habe ich den Reis noch nirgends gefunden; jedesmal lange ich tapfer zu. Man nimmt ihn schon zum Frühstück, und zwar zu Anfang desselben; dazu ißt man Spiegeleier und geröstete Bananenschnitten. Das ist Landessitte. Ich habe sie mir leicht und ohne Ueberwindung angewöhnt. Man speist auf Cuba nur zweimal des Tages; um zehn Uhr wird gefrühstückt und um vier oder fünf Uhr zu Mittag gespeist. Beide Male gibt's Fleisch, zum Schluß des Frühstücks weißen Café; außerdem trinkt man schwarzen Café beim Aufstehen und beim Niederlegen. Letzteres ist eine Sitte, die überhaupt auf den Antillen verbreitet ist. A Dios, sagen wir Spanier.

XXIV.

Zucker=Pflanzung Victoria bei Matanzas, 1. Februar 1870.

Nachdem ich eilends in nur vier Monaten durch die Vereinigten Staaten von Nord=Amerika gezogen, dort manches Neue, manches Große, viel Erhebendes, viel Belehrendes geschaut habe, möchte ich noch einmal rückwärts blickend all das Erfahrene und Erlebte in einem Bild gesammelt an mir vorüber ziehen lassen und meine Gesammteindrücke, wie sie sich gerade mir nach meiner Individualität, nach meiner Auffassung eingeprägt, Dir, verehrtester Freund, in kurzem entwickeln. Du hast mir, ehe ich schied, so viel Interesse und Freundschaft bewiesen, daß Du vielleicht sehr gerne vernehmen wirst, welche Erfahrungen ich gemacht, welche Eindrücke ich erhalten. Da muß ich nun vorausschicken (oder besser gesagt: wiederholen; denn ich habe meines Wissens in einem früheren Brief denselben Gedanken schon einmal ausgesprochen), daß es nach meiner Beurtheilung kein Land geben kann, welches so lohnend, so anregend auf das Streben eines Mannes, der nach Verständniß der Welt, der Menschheit und ihres Ringens trachtet, wirken kann, als gerade die nordamerikanische Union. Denn hier fluthet ein großer, mächtiger Völkerstrom, brausend in Kraft, mit schäumenden Wellen, fruchtbar seine Ufer überschwemmend und furchtbar seine Dämme bedrohend. Die Ideen, die das neunzehnte Jahrhundert bewegen und durchwehen, findet man hier in voller Entfaltung, in ihrem Streben und Kämpfen, in ihren Aeußerungen, ihren Wirkungen, in ihrer realen Verkörperung, in ihrer Glorie, in ihrem Vernichten, sei es zum Heil der Menschen, sei es zu ihrem Schaden. Die amerikanische Union repräsentirt gewissermaßen unser Jahrhundert; dieses schaut sich in diesem Land gleichsam im Spiegel, der treu das empfangene Bild schmucklos und unverzerrt zurückstrahlt. Wie fruchtbar ist eine Reise durch jenes Land zur Erweiterung des geistigen Horizonts, zum reiferen Einblick in die politischen und sozialen Fragen der Gegenwart, zum Verständniß

und zur ruhigen, objektiven, leidenschaftslosen Beurtheilung des Zeitgeistes und der Bedürfnisse unsrer Tage. Ich werde Dir nie vergessen können, daß Du mir den Anstoß gegeben und die Wege mir gebahnt, auf denen ich jenes Land durchziehen konnte. Flüchtig bin ich durch dasselbe mehr gerast als gereist, flog von Osten nach Westen und dann an das südlichste Ende, ohne meine Schwingen irgendwo dauernd senken zu können. Alles sah ich nur in Hast und Eile. Das ist ein Mangel, den ich sehr beklage und keineswegs vertheidigen mag, wenn man mich hierüber tadelt. Diese Hast aber bot mir doch den einen Vorzug, daß das große mächtige Amerika in einem Gesammtbild ununterbrochen an mir vorüberziehen konnte, daß ich zwar nicht viel vom Einzelnen, wohl aber vom Allgemeinen und öfters die Hauptsache kennen gelernt habe, daß mein Blick nicht durch das Einzelne, Nebensächliche abgezogen und gefesselt wurde, sondern daß er sich unverwandt den großen, mächtigen Eindrücken zuwenden konnte. Kurz war meine Zeit freilich. Darum ließ sich nicht Alles erkunden. Das versteht sich. Ich bilde mir auch gar nicht ein, eine hohe Kenntniß von der neuen Welt zu haben. Es war ja auch der eigentliche Zweck nicht, ethnographisches, kulturhistorisches, statistisches Wissen zu erwerben, obwohl ich nicht gerne die passende Gelegenheit dazu versäumte. Es drängte mich nur nach anderen Ländern, zu einer andern Hemisphäre. Wandern, reisen und im großen Garten Gottes, wo es schön sei, rasten, wo es durfte, einen Strauß mir pflücken, wo es über Kiesel plätschre, da einen Trunk schlürfen — das wollt' ich, das hab' ich gethan — meinen Zweck hab' ich erreicht. Und in meine Blätter leg' ich nieder, was ich erlebt, sonst nichts — was ich mir dabei gedacht, wohl auch. Aber von Allem, was ich nicht geschaut, nicht erfahren, nicht gedacht, wird geschwiegen. Uebergehe ich Etwas, so ist es ein Beweis, daß es mir nicht vorgekommen. Nur nicht sagen, „wie Schade"! Gar nicht. Wäre ich empfänglich gewesen, so hätte ich's nicht versäumt und übersehen. Und ob ich da oder dort etwas mehr betrachtet, etwas

mehr gerannt oder etwas wichtiger gethan, es hätte mir nicht viel genützt. Ich hätte wohl manchen Genuß, manche Mühe mehr gehabt. Ob aber die Eindrücke geblieben, wer weiß? Wie es ist, so bin ich zufrieden, und das ist mehr, als jedes andre Resultat mir bieten mag. Darum blieb ich nirgends lange haften, eilte immer weiter, selbst bis an die äußersten Enden des Continentes, weil sich dort erst vor wenigen Monaten eine ganze neue Welt aufgethan hat, die in der Oekonomie der Vereinigten Staaten wahrlich keine untergeordnete Stelle einnehmen wird. Sollte ich später noch einmal in diese Länder kommen, so müßte freilich Alles gründlicher und planmäßiger geschehen; ich müßte dann die jetzige Reise als Ouvertüre betrachten, worin alle kommenden Melodien flüchtig angedeutet sind, ohne ins Detail näher einzuführen. — Ich sprach vom neunzehnten Jahrhundert! Gibt es ein Wort, einen Begriff, der so viel angewendet, so viel gemißbraucht würde, mit dem man mehr Humbug treibt als mit diesem? Welcher Unsinn, welche Leidenschaft wird nicht in unsren Tagen mit dieser Phrase tausendmal zugedeckt? Selbst die größten Anomalien, das Verrückteste, was die Welt uns bietet, wird damit erklärt, daß der Geist des neunzehnten Jahrhunderts es so erfordre, daß unsre Zeit es so mit sich bringe, daß die moderne Aufklärung das so verlange, daß das Rauschen des Zeitgeistes, der unwiderstehlich wehe, es also erheische. Haben wir es nicht Alle zur Genüge also gelesen? Wie bequem, wie prächtig ist eine Phrase, worein man alle Thorheiten bergen kann, während man sich für unverantwortlich hält! Alles, was jetzt Großes geschieht, muß zum Sockel der Statue des Jahrhunderts dienen und alles Verwerfliche wird mit dem Mantel des Zeitgeistes bedeckt. Fast Alle rühmen das neunzehnte Jahrhundert als die Wiedergeburt des goldnen Zeitalters, als die Befreiung von aller Mühe und Elend. Die Einen thun es in Bewunderung der industriellen Fortschritte, die wirklich Alles weit hinter sich zurücklassen, was man vor hundert Jahren mit der kühnsten Phantasie hätte ahnen können, — solcher Fort-

schritte, die Länder und Meere, die entlegensten Theile der Welt mit einander verbinden und mit des Blitzes Schnelle die Gedanken der Menschen um den ganzen Erdball tragen. Nichts ist zu hoch, nichts zu fern, was den Unternehmungen der Menschen sich nicht dienstbar gemacht hätte. Darauf ist die Menschheit stolz und spricht: „Dies ist die große Babel, die ich erbaut habe zu Ehren meiner Macht". Andere rühmen unser Jahrhundert, weil es die politischen Fesseln und Bande gesprengt, unter denen die Menschheit bisher geschmachtet, weil es, ein Strahl der Helle, in unsre Finsterniß geleuchtet und, wie einst der Engel des Herrn bei Nacht dem gefangenen Petrus die Ketten gelöst, so uns das Licht der Freiheit auf einen hellen Leuchter gestellt. Wieder Andre sind in hohem Staunen begriffen, daß unser Jahrhundert vor allen andern dazu ersehen, den alten glimmenden Docht abergläubiger Bibel- und Wunderreligion für immer auszulöschen und die helle Fackel der einzig wahren, der Naturreligion anzuzünden. Zu diesem Natur-, nicht Gnadenbilde wurde ganz besonders im vergangenen Herbst zu Tausenden gewallfahrtet, indem man Humboldts Säkularfeier zum Aushängschild genommen, den Cultus des Unglaubens zu beräuchern. Wieder Andre feiern unsre Zeit als diejenige, die endlich die Menschheit darüber aufkläre, welchen Stammes, welch erhabener Abkunft sie seien, — daß die kleinliche Anschauung der Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Menschenpaare, von denen geschrieben ist, daß sie zum Ebenbilde Gottes erschaffen seien, überwunden sei, ja daß unwiderleglich feststehe, daß unsre Urahnen in braunem Pelz und Ringelschwanz in den Wäldern von Ast zu Ast geklettert seien. Das sind diejenigen, welche die Säue um ihre Träber beneiden. So ist fast für Jeden unser Jahrhundert ein Ostern nach seinem Sinn. Jedenfalls ist unsre Zeit eine sehr vielseitige, da Alle etwas für sich zu erhaschen wissen. Auch ich staune, wenn ich unsres Jahrhunderts gedenke; ich staune überaus. Welche Leistungen, welche Spannkraft, welche Erfindungen, welcher Völkerverkehr, welche Schlachten, welche Eroberungen! Welche

Moral! Unser Zeitalter ist groß auf dem Gebiete der Industrie, im Bereich der Wissenschaften, groß im Angesicht des riesigen, schrankenlosen Verkehrs, groß darin, daß man Straßen errichtet nach den entlegensten Enden des Erdballs, unendlich groß darin, daß das Wort Gottes nach allen Orten der Welt gedrungen ist. Macht aber das Alles die Größe aus, die wahre Größe, auf die man stolz sein könnte? Ist es groß an Tugend? Vielleicht. Ist es reich an erhabenen Thaten? Mehr des Egoismus als der Selbstverläugnung. Groß durch Nächstenliebe? Kaum. Groß durch Aufopferung? Nein, wahrlich; die kennt man kaum mehr dem Namen nach. Ganz kann diese stille, reine Quelle zwar nie versiegen, aber sie tröpfelt vergessen und von den Wenigsten beachtet. Die wahre Größe, die darin besteht, daß Alle fest sich an einander schließen, um in gemeinsamem Ringen nach den höchsten Gütern zu streben, nach dem Glauben an Gott, die Urquelle alles Seins, nach der Liebe zu allen Menschen, nach gemeinsamer Hoffnung des ewigen Lebens, daß sie kein Genüge finden an dem erdwärts gekehrten, materiellen Leben, sondern daß sie ihren Blick hinaus richten über die Paar Jahre irdischen Staubes hinweg, — diese Signatur trägt leider unser Zeitalter nicht. Dem ruhig Betrachtenden möchte es bedünken, als ob das Ende aller Dinge nicht mehr ferne sei. Das der Eindruck, den das neunzehnte Jahrhundert am meisten macht. Dies Jagen, dies Drängen, diese Hast, diese fieberhafte Eile, diese brennende Gluth, mit der alle Dinge auf allen Gebieten erfaßt werden, mahnen an ein Rad, das, je näher es dem Fuß des Berges kömmt, nur um so schneller umtreibt, bis Einem schließlich die Augen übergehen, wenn es so rasend wirbelt, daß man nicht mehr zusehen kann. Alles rennt, nichts ruht, Alles ist in Bewegung, in Aufregung, als ob man jede Stunde ziehen müsse; die ganze Welt greift nach dem Wanderstab, als ob Alle ahnten, daß ihre Zeit gekommen sei. Jedes Geschäft, jede Handlung, jede Reise, jedes Thun, jedes Ding verrichtet sich tausendmal schneller als ehedem; die Zeiger an der Weltenuhr

laufen vorwärts wie besessen. Dazu ist der öffentliche Unglaube zu einer solchen Macht gediehen, die Feindschaft gegen das Christenthum so riesig angeschwollen, wie sie es nicht gewesen in den tollsten Zeiten diokletianischer Verfolgungen, nur daß der Haß nicht in Feuer und Schwert, sondern in Hohn und Verspottung sich kund gibt. Die einzelnen Individuen waren freilich im Ganzen und Großen niemals edler und nicht böser; die bleiben sich wohl im Durchschnitt zu allen Zeiten verhältnißmäßig beinahe gleich, wenn auch nicht was Bildung, Sitte und Schliff, so doch was Charakter und Disposition anbelangt. Aber die öffentliche in die Schranken tretende Feindschaft gegen das Kreuz hat sich in unsren Tagen so furchtbar erhoben, daß man schwindeln könnte, wenn man die Hast betrachtet, mit der die Leute das Brod der Gnade ihren Kindern nehmen und vor die Hunde werfen. Auch das ist ein auffallendes Zeichen, daß die Zeit des Herrn nahe ist; denn im Evangelium ist verheißen: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meint ihr, daß er werde Glauben finden auf Erden?“ Freilich hat das Ganze die glänzende Lichtseite, daß die Bösen und die Guten sich strenger sondern als je, daß die, welche eines Sinnes sind, fester und frömmer zu einander halten als früher, daß das Reich Gottes dadurch mehr und mehr gefördert wird, daß die Kirche, als Gemeinde der Gläubigen, gedeiht, wie sie es bisher nicht gekonnt. Denn für sie ist Feindschaft und Verfolgung stets das beste Ferment des Gedeihens. Seltsame Zeit! Riesige Fortschritte des Schaffens, Erfindens, schrankenlose Entwicklung auf irdischem Gebiet, großer Abfall von Gott, Verachtung des Glaubens, stilles und segensreiches Aufblühen eines kleinen Häufleins, die, gesondert von der großen Heerde, nicht auf ihrer Straße wandeln. Dies in wenigen Worten die Signatur unsrer Zeit, wie ich sie erkenne. Dies Alles tritt in den Vereinigten Staaten am klarsten und kenntlichsten zu Tage; darum nannte ich sie das interessanteste Land auf der Welt. Ich fürchte, daß es mir nicht gelingt, dasselbe so auszuführen, wie ich möchte. Vielleicht erräthst Du aus den Zeilen,

was ich meine. Welch ein Land, diese Vereinigten Staaten! Sie bedecken einen ungeheuren Flächenraum zwischen zwei Meeren, sie wachsen noch jährlich an Raum und Ausdehnung, Völker wandern ein von Abend und von Morgen; da sind Flüße und Stromgebiete von fabelhafter Größe, See'n und Prairie'n ohne Grenzen, Gebirge mit Schneeregionen, mehr als dreißig große Staaten und viele Territorien, die der Cultur und Civilisation noch nicht gewonnen sind; Städte werden gewissermaßen aus der Erde gezaubert; wo vor zwei Jahren noch wilde Steppe gewesen, da ist heute eine friedlich blühende Ansiedlung von einigen tausend Menschen; Eisenbahn und Telegraph breiten ihre Netze und Gewebe über den ganzen Riesenleib aus — und bei alledem ein Volk, eine Sitte, eine Sprache, ein Gesetz, ein Athem durch das ganze Land, vom Norden zum Süden, von Osten nach Westen, von Ocean zu Ocean. Das ist groß und imponirend. Hunderttausend und mehr Einwanderer landen alle Jahre in seinen Häfen, acclimatisiren sich bald, ziehen in den fernen Westen und helfen das brache Land urbar machen. Ein Fleiß, ein Eifer, eine Energie kennzeichnen dies Volk, die wirklich Staunen erregend sind, von denen wir uns in Europa keine Vorstellung machen können. Kein Unternehmen dünkt zu schwer, keine Gefahr hinderlich, keine Anstrengung zu groß, wenn es gilt, das einmal Beschlossene ins Leben zu rufen, wenn es gilt, etwas Großes zu leisten. Folge mir einmal, wohin ich Dich führe; ich will Dir zeigen, was mir in Amerika Großes begegnet, was ich bewundernswerth gefunden. Vielleicht kommt eine confuse Skizze zum Vorschein — doch thut das nichts, ich will nur mittheilen, was ich erlebt.

Wenn man in New-York's unvergleichlich schönen Hafen läuft, vor sich die thurmreiche, zwischen den Wassern prangende, ungeheure Stadt, rechts und links Tausende von Masten, Schiffen, Barken, Segeln, Rudern, — wenn man dann in die Straßen biegt, den Broadway hinauf und herab geht, das wogende Völkermeer betrachtet, das laute, eilige Geschäftsleben, wenn man die herrlichen

Häuser und Paläste schaut, die Nummern der theils noch ungebauten Straßen bis über hundert ausgesteckt, dann eintritt in den wundervollen Central-Park, den Stolz der Stadt, dessen Unterhalt jährlich enorme Summen verschlingt, und die herrlichen Anlagen bewundert, wenn man die großartigen öffentlichen Institute sieht, die zur Linderung der Noth und des Elends aller Art gegründet sind, und das jährliche Zunehmen der Bevölkerung dieser Weltstadt in Rechnung zieht, dann wird es Einem klar, daß man in einer großen Stadt, in einem großartigen Lande sich befindet. — Und wenn man vom Thurm der City-Hall in Philadelphia, so weit das Auge reicht, kein Ende der Stadt erblickt und man die vielen majestätischen Gebäude und enormen Fabriken daselbst besucht, deren Maschinenwerke an Größe fast alle übrigen übertreffen, und wenn man den ungeheuren Handelsverkehr nimmt, dann fühlt man wieder, daß man in einem großen Lande reist. Nicht minder fühlst Du das, wenn Du vor den gigantisch fluthenden Wellen der Niagara-Fälle wie angewurzelt stehst und nicht weißt, wie Dir geschieht, weil Du derartiges noch nie gesehen und niemals wieder sehen wirst. Man glaubt selbst zu nichts einzuschrumpfen und die ganze Umgebung sich immer riesiger und weiter ausdehnen zu sehen. Da lauscht man, da schweigt man, da beugt man sich der Größe. Größe aber, unendliche Größe glaubt man zu schauen, wenn man den Boden des jugendlichen, aber in Jugendkraft schwellenden Chicago betritt, der Königin der Seeen. Man hört, daß vor dreißig Jahren und mehr ein elendes Dorf hier gestanden, indianischen Fischern gehörig, und noch kein Weißer daselbst gewohnt; heute tritt man in eine Weltstadt mit mehr als 300000 Einwohnern, mit palastartigen Straßen, majestätischen öffentlichen Gebäuden, Hunderten von Kirchen, etwa zwanzig hier im Knoten zusammentreffenden Eisenbahnsträngen, einem unterirdischen Canal, der aus der Mitte des Michigan frisches Wasser in die Röhren der Stadt leitet, mit einem Stock-Yard, der einen eigenen Stadttheil für sich bildet. Man erfährt, daß im letzten Jahre allein

achttausend Häuser gebaut worden, daß kürzlich die ganze Stadt um sieben Fuß erhöht wurde, daß sämmtliche steinerne Häuser zu dem Zweck aus der Erde empor geschraubt worden, daß das größte Hotel der Stadt, Tremont-House, mit vierhundert Zimmern sammt dem ganzen Block unter Anwendung von zweitausend Schrauben so gehoben wurde, daß dennoch alle Gäste wohnen blieben, ja sogar viele eigens deßhalb hieher kamen. Man sieht hölzerne Häuser von ihren Fundamenten lösen, auf Walzen setzen und an einem andern Ort, einige Meilen entfernt, wieder hinstellen — dann staunt man dermaßen, wie man noch nie gestaunt, und weiß und fühlt es ganz sicher, daß man in einem sehr großen Lande weilt. Jetzt besteigt man die transcontinentale Pacific-Bahn und fährt ununterbrochen nach Westen, sechs Tage und fünf Nächte, durch Steppen und Prairie'n, über Flüsse und Ströme, über Gebirge und Ebenen, vorüber an Städten, die ein Jahr zuvor noch nicht gewesen, durch die Länder der Büffel und Antilopen, durch die Gebiete der Indianer und die Ansiedlungen der Heiligen vom letzten Tage. Drei Tage sieht man keinen Baum und keinen Strauch, keine menschliche Ansiedlung, so weit das Auge dringt, so weit die Sinne reichen, nur Schienenweg, Telegraphendrähte, Wasserstationen; — und dennoch vermißt man keinen Comfort der großen Welt, man wohnt, ißt und schläft so gut, so bequem und so elegant wie zu Hause. Man möchte glauben zu träumen; aber man träumt, daß das Land, in dem man reist, ein großes Land ist, ein mächtiges Land. An kleinen Haltstellen auf der wüsten Prairie sieht man vier Menschen-Racen in friedlichstem Verkehr, was man vor Kurzem noch für unmöglich gehalten; Alle wogen und fluthen auf der einen Weltstraße, die Aufgang und Niedergang verbindet. Dann sieht man am stillen Ocean, durch Tausende von Meilen vom Mutterlande getrennt, ein neues herrliches Eden entstehen mit ewigem Frühling, blühendem Handel und reichen, wachsenden Städten; trotz der immensen Entfernung und der durch die Wildniß unterbrochenen Verbindung herrscht hier wieder dieselbe

Sitte wie in jenen Staaten. Man staunt wieder über solche Größe, eilt denselben Weg zurück und vertraut sich den Fluthen des Missisippi an, des Vaters der Ströme, auf dem man eine ganze Woche stromabwärts fährt und erst ein Drittel seines Laufes zurückgelegt hat. Nach alledem weiß man für sein ganzes Leben, daß man ein großes Land, das größte aller Länder, bereist hat. Diese Bemerkung drängte sich mir noch oftmals auf, sei es im Verkehr mit Menschen, im Anschauen der Natur oder Angesichts der großen Leistungen, die mir allüberall vor Augen traten. Alle Begriffe und jeder Maßstab des öffentlichen Lebens, welche man in Europa anzuwenden gewohnt ist, muß man hier dehnen und erweitern; denn Alles hat in diesem Land einen andern, einen großartigeren Zuschnitt. Welche Strecken werden nicht alljährlich der Wildniß entrissen; im Handumdrehen entstehen neue, gesittete Länder mit Kirchen, Schulen, Eisenbahnen und Allem, was zur modernen Civilisation gehört. Müßig bleibt Niemand, Alle arbeiten immerdar, sie seien noch so reich und wohl gestellt; je mehr man geleistet, je mehr man gewonnen, um so fleißiger ist man. Jeder trachtet seinen Nachbar an Leistungen zu übertreffen; daher diese enorme Concurrenz allüberall, die Handel und Verkehr wie ein Schwungrad umtreibt. Man macht sich keinen Begriff, wenn man es nicht gesehen, in wie kurzer Zeit die prächtigsten Häuser, die elegantesten Straßen entstehen, Kirchen aus der Erde wachsen und Eisenbahnnetze zwischen den entlegensten Strecken gespannt werden. Fast alle schöneren Gebäude in Chicago, fast alle besseren Straßen sind vor fünf Jahren noch gar nicht gestanden. Deßgleichen in San Francisco. Wo jetzt die Hauptader des Verkehrs pulsirt, spülte noch vor Kurzem die Bai Muscheln an das Land, — der Hafen wurde aufgefüllt, darüber die Stadt gethürmt. Hat eine religiöse Gemeinde sich constituirt, so wird über Kirche und Pfarrhaus nicht siebzehn Jahre, wie in meiner Vaterstadt, lamentirt und petitionirt oder relationirt, sondern in fünf Wochen sind beide unter Dach und Fach. Die Kirche wird

eingerichtet, der Pfarrer zieht ein, und Alles ist abgethan. Sehr solid und kostbar sind diese Baulichkeiten vielleicht nicht, aber sie sind doch da und dem Bedürfniß der Gemeinde ist Genüge geleistet. Die neue Pacific-Bahn ist in erstaunlich kurzer Zeit gebaut worden; doch führt sie durch Strecken, die früher vielleicht nie eines Menschen Fuß betrat; sie beträgt eine Länge, daß man fast lachen möchte ob der ungeheuren Zahlen, die dabei in Betracht kommen. Von New-York nach Chicago fährt man nicht ganz zwei Tage, von da nach Omaha vierundzwanzig Stunden; dann kommt man nach einigen Tagen an einem Baum vorüber, an den man ein Schild gehängt mit den Worten: 1000 miles' tree. Dann fährt man noch mehr als zwei Tage und ist an den Ufern des Pacific-Oceans. Man hört so allgemein laute Klagen über die entsetzliche Unsicherheit und leichtsinnige Bauart dieser Strecke, von der unverantwortlichen Frivolität der Unternehmer, denen am Leben der Passagiere nichts gelegen sei. Mag sein, daß dem so ist. Mir ist nichts passiert. Auch interessirt mich diese Seite der Beurtheilung weit weniger, zumal ich sie nicht verstehe, denn ich bin nicht Ingenieur. Ich fasse dies Unternehmen von der kosmopolitischen, internationalen Seite auf und muß staunen über das vollführte Riesenwerk, mit dem in unsrer Zeit kein andres sich vergleichen kann. Die Pacific-Eisenbahn hat schon zwei andre Rivalen hervorgerufen, so daß man in wenig Jahren auf drei verschiedenen Landwegen von Meer zu Meer wird reisen können. Kräftig und generös unterstützt der Staat alle diese gemeinnützlichen Unternehmungen — dafür kommen die Schätze und Produkte des neu gewonnenen Landes der Wohlfahrt der res publica zu Statten. Mit offenen Händen spendet die Regierung und empfängt hundertfältige Zinsen, wenn der Pflug der Erde Schatzkammern erschlossen. Der Amerikaner setzt keine Bravour ins Verweigern des Geldes dem Staate gegenüber. Daher kennt man auch hier nicht dies ewige Gezänke und Gekrittel und Fingerziehen zwischen Regierung und Volksvertretung; Alles geht leichter, spielender, in der Oeffent-

lichkeit gewahrt man nicht viel vom Regieren. Das kommt wohl übrigens mit daher, weil es sich im Haushalt eines solchen Landes nicht um so winzige Dinge handeln kann, dergleichen den constitutionellen Frieden in unsren Ländern bedrohen. Die völlige Freiheit aller Gewerbe, die gänzliche Unabhängigkeit des Handels von der Beeinflußung des Staates und dabei die unversiegbaren Reichthümer dieses Continentes werden den öffentlichen Fortschritt noch für lange Zeit im Wachsen erhalten. Freilich wird derselbe durch die massenhaften Einwanderungen, dieses lebendige, tausendfach rentirende Capital, welche immer frische Lebensluft und neue Lebenskraft zuführen, unberechenbar befördert. Sie streichen wie über einen stillen Teich der Wind und behüten diesen vor Stagnation und Vertrocknung. Wo Alles wogt und fluthet und nimmer rastet, da braucht man Verstopfung der Lebensquellen nicht zu fürchten.

Die Amerikaner sind ein reales, nüchternes, praktisches Volk, welches seinen Nutzen wohl zu erwägen weiß und sich nicht in phantasiereichen Ergiessungen erschöpft oder in idealen Schwärmereien ergeht. Von des Gedankens Blässe sind sie nicht angekränkelt, philosophiren thun sie wenig, handeln aber um so mehr, wo es gilt. Hamlet ist kein Amerikaner. Der Amerikaner hat eine schwiele Hand und verdient und erwirbt sich selbst seinen Unterhalt. Wer nicht fleißig ist und nicht selber schafft, kommt nicht durch, wäre er auch in seidenen Kissen geboren. Selbst ist der Mann, gilt hier zu Land. Keiner zehrt hier vom Ansehen seines Vaters, vom Nimbus seiner Familie; man schätzt Jeden nur nach eignem Verdienst. Darum findet man die Pietät so selten, die Anhänglichkeit an die Stätten seiner Väter und seiner Kindheit. Keinem fällt es ein, sich darum zu kümmern, wo seine Eltern gelebt, oder der Stätte seiner Jugend ein Andenken zu weihen. Viele wissen gar nichts von ihren Vätern und Vorvätern; was brächte es ihnen ein? Denn dieses ist ja der Maßstab für Alles, was geschieht. Was nicht zum Erwerb und zur Bereicherung eigener Habe dient,

wird als unnützer Ballast über Bord geworfen. Dieser Realismus, besser Materialismus, erzeugt nun eine an Kälte streifende Nüchternheit, eine Poësielosigkeit, die erfrierend auf den Fremden wirkt. Für das Schöne, das Aesthetische hat der Yankee keinen Sinn und weiß es gar nicht zu würdigen, sei es, daß es ihm im Gemälde, im Stein oder im Lied entgegentrete. Die Kunst liegt darnieder, die Bänke der schönen Wissenschaften sind vereinsamt und verstaubt. Geistige Genüsse, feinere Speisen für den, dem „Suppe, Gemüs' und Fleisch" nicht genügt, wird man meist vergeblich suchen. Nüchterner, praktischer Sinn ist gewiß sehr zu loben und schwärmerischem, phantastischem Grübeln ins Blaue hinein weit vorzuziehen, da die Menschen von der Hände Arbeit und nicht von schönen Ideen leben und leben sollen. Aber dies allem Höheren, jeglichem Schönen abholde Wesen des widerlich materiellen Yankee, dem nur das Klimpern seiner Dollars Musik und nur die Conto-Bücher literarische Genüsse bieten, liegt unser Einem doch zu fern, um sich nur einigermaßen damit befreunden zu können. Von amerikanischer Industrie, von amerikanischem Handel, von amerikanischem Geschäftswesen ließen sich wohl ganze Bibliotheken schreiben; von amerikanischer Wissenschaft würde sich kaum ein Tintenfaß verbrauchen lassen. „Die Musen sind leider ausgeblieben", und nur der listig gewandte Merkur hat sich mit seinen Flügelsohlen über das Meer in die neue Welt herübergeschwungen. — Und doch ist das Alles ganz begreiflich und naturwüchsig. Amerika entbehrt die romantische, mittelalterliche Geschichte, die sagenhafte Vorzeit, die ritterthümliche Vergangenheit, die heroischen Könige, die heldenhaften Männer mit Speer und Harnisch, die alten Götter auf grünen Hügeln, die Tempel in den dunklen Hainen, die großen religiösen Umwälzungen, die Alles umgestaltenden politischen Kämpfe; es entbehrt vor Allem die Jahrhunderte, es entbehrt die einheitliche, sich eines Stammes fühlende Nation. Wie kann man da Pietät verlangen für Sitten und Thaten der Väter, wo keine Väter sind? wie Stolz auf eine Geschichte, wo das

nationale Band, das allumschlingende, fehlt? auf eine Geschichte, die kaum hundert Jahre alt ist? Amerika ist ein durch Verträge, Beschlüsse, Codicille und Einwanderungen zusammengesetzter, ein gemachter, nicht gewordener Staat. Seine Mission ist, die unendlichen Steppen zu bebauen, der Barbarei zu entreißen und die menschenleeren Länder zu bevölkern. Von allen Seiten der alten Welt strömen die Emigranten zu: Asien, die Wiege aller Menschen, sendet in Schaaren von Tausenden die Söhne des mauerumgebenen China herüber, Afrika sieht seine schwärzesten Männer über den Ocean fahren, Europa befördert ganze Flotten aus allen Ländern in den fernen Westen; über Allen weht nun das eine Sternenbanner. Haus und Heimat haben sie verlassen, haben hier in der Fremde sich ein neues Vaterland durch ihrer Hände Fleiß erworben und fühlen Alle sich als Söhne, Bürger eines großen, starken Staates. Während dermalen in Europa die nationale Frage alle Staaten bewegt und gleich der Sphinx alle Geschlechter verschlingt, die diese Frage falsch beantworten, ist das kosmopolitische Prinzip hier das lauter redende. Jene machen Sprache und Abkunft zum Maßstab und zur Grenzschranke der Völker, hier sollen alle Schranken fallen, und Menschen von allen Enden der Erde, woher sie kommen, sollen alle hier Raum und Heimat finden. Die von uran von den Stämmen des Abendlandes streng gesonderten Japanesen und Chinesen haben seit Kurzem die Thore ihrer Reiche der Mitte geöffnet und fluthen, ein reißender Strom, ostwärts in die große neue Welt, wo noch so viele Millionen Platz finden, bis die letzte Scholle umgegraben, bis die Quellen dieses Continents versiegt, bis seine Kornkammern aufgezehrt, seine Räume überfüllt sein werden. Eine Freistatt für alle Bürger der ganzen Welt, wo Jeder sich als Glied des großen Ganzen fühlt, Jeder seine Eigenart bewahrt, alle Dämme fallen, die der Strom der Zeiten angeschwemmt, Allen auf Erden zum Willkommen weit die Arme öffnend, Allen eine Hütte weisend, Land und Feld zu bauen, zu schaffen, streben, kämpfen, siegen, — das ist die Signatur

der Union. Ist das nicht allgewaltige Poësie? — Eine Entschuldigung für das Brachliegen von Kunst und Wissenschaft finde ich darin, daß von auswärtigen Staaten doch meistens nur die niederen, arbeitenden Klassen auswandern und an hiesiger Küste hauptsächlich landen, um Brot und ein häusliches Dach sich zu suchen. Von den gebildeteren Klassen kommt man hauptsächlich herüber, um Geschäfte zu machen; man bekümmert sich um sonst nichts und hofft nach einigen Jahren mit voller Tasche diesem Ufer den Rücken zu kehren und heimwärts die Segel lüften zu können.

Da es in diesem Lande, welches durch Einwanderung geworden und immer noch im Werden begriffen ist, keine Geburtsaristokratie geben kann, so fühlt sich Jeder seinem Nächsten gleich, Keiner dünkt sich weniger, Keiner mehr als der Andre; Jeder zeigt ein Selbstbewußtsein und Selbstgefühl, das mir gefällt. Ich kann es zwar begreifen, wenn sich Europäer durch diese sogenannte Gleichheitsflegelei abschrecken lassen, aber historisch betrachtet kann es gar nicht anders sein. Geburts-Aristokratie bedarf als unerläßlichste Lebensbedingung des Reliefs der Jahrhunderte, ohne diese zerfällt sie geradezu in Nichts. Darum kann von solchem Erbadel gar keine Rede sein. Geistes-Aristokratie ist etwas zu Subjectives und zu Relatives, um sie genau zu fixiren, auch würde sie in diesem materiellen Lande am wenigsten aufkommen. Wollte man nun absolut eine Aristokratie, einen Standesunterschied haben, so könnte das hier nur der Geldadel sein, der entsetzlichste aller privilegirten Stände. Gott sei Lob und Dank, daß dieser nicht zur Alleinherrschaft gekommen. Das Geld herrscht zwar hier ganz allein und nur die Sucht nach Habe und Reichthum, — aber die Besitzer sind doch nicht durch eine Kluft von Anderen geschiedene Leute. Da wäre der zur letzten Consequenz geführte Kosmopolitismus der Dollar-Aristokratie am Ende noch vorzuziehen. Jeder Einzelne fühlt sich an Würde und Person dem Höchsten gleich, der General wird neben dem Arbeiter sitzen, der Herr neben seinem Diener,

wenn die Dienststunden vorüber sind. Keiner dünkt sich zu hoch, um mit dem Aermsten und Geringsten zu verkehren, Alle sind gleichberechtigte Söhne und Bürger eines Landes. Jedem stehen nach Befähigung die höchsten Stellen offen. Dies Bewußtsein, Niemandem nachstehen zu müssen, bringt eine gewisse persönliche Würde hervor, ein Ich, wie man es unter uns Deutschen selten findet. Sklavischen Seelen, knechtischen Naturen begegnet man selten, der Amerikaner weiß sich stolz im Gedanken, einem mächtigen, reich aufblühenden Staate anzugehören, der seine Flagge in alle Meere entsendet. — Daß die schöne Form, die Eleganz, das feine Benehmen dem Amerikaner mehr mangelt als dem Engländer, dem Franzosen oder überhaupt dem Manne guter Gesellschaft nach unsren Ansprüchen, ist sehr begreiflich, wenn es auch nicht gerade sehr anmuthet. Im Gegentheil, ich finde es immer peinlich, Leute, die den Ersten der Welt nicht nachstehen wollen, sich mit anspruchsvoller Formlosigkeit benehmen zu sehen. Von der feineren Gesellschaft vermag ich nicht viel zu reden, — ich spreche nur im Allgemeinen und Großen über das, was mir begegnet; meine Erfahrungen habe ich auf der Straße, im Hotel, auf der Reise gesammelt. — Keinem fällt es ein, den Hut beim Grüßen zu lüften, man legt die Füße auf den Tisch und spuckt ins Zimmer. Allgemein begegnet man aber dem lebendigsten Interesse eines Jeden an Politik und öffentlichen Geschäften; selbst der Geringste studiert mit Eifer die Zeitung und unterrichtet sich über das, was in seinem Staat, in seiner Grafschaft oder im Congreß vorgeht. Als ich das bemerkte, war ich überrascht, da der Amerikaner sich sonst für geistige Dinge nicht sehr erwärmt. Aber Jeder, sich seines Rechtes bewußt, seine Stimme in die Wagschaale des Vaterlandes zu legen, fühlt das Bedürfniß, sich zu belehren über das, wofür oder wogegen er streiten soll. — Wie überall in unsren Tagen, so ist auch hier in Amerika die Menschheit recht arm an eminenten Persönlichkeiten; daher diese massenhaften Vereine zum Schutz für oder zur Abwehr gegen hunderterlei Dinge. Wenn ich auch vollkommen den hohen

Werth und die wirklich tiefe Bedeutung zu würdigen weiß, die im Strom unsrer Zeit liegt, nichts mehr für sich allein, sondern Alles gemeinsam mit vereinten Kräften zu thun, alle Hände, eng geschlossen, einem Ziele zu arbeiten zu sehen, in strammem Zusammenhalten sich als Söhne eines Landes, als Brüder desselben Stammes zu bewähren, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß ein großes Bewußtsein der Schwäche dem zu Grunde liegt, und daß diesem Drang nach Vereinigung außer der erwähnten Lichtseite auch der tiefe Schatten, die Gewißheit der eignen Schwäche, innewohnt. Unser Jahrhundert bedarf dieser vielen Vereine, weil die Einzelnen eben wenig Gehalt mehr besitzen; es gibt wenig Einzelne von großer Bedeutung mehr; man schämt sich, ein Einzelner zu sein. In früheren Jahrhunderten hätte man, selbst wenn damals die mildere Anschauung unserer Tage verbreitet gewesen wäre, dieser vielen Verbindungen und Festzüge und Bruderküsse und Fahnenschwenkungen und Standbildenthüllungen nicht bedurft. Der Einzelne fühlte Kraft im Busen, seine Sache selbst zu fördern, seine Habe selbst zu vertheidigen. Er that es ohne Autorisirung von Seite eines Präsidenten oder Vice-Präsidenten, ohne Kokarde und ohne einer hohen geehrten Versammlung hievon die ergebenste Mittheilung zu machen. Heute ist man weniger stark; die Kraft, die früher den Mann beseelte, ist in die Vereinslokale gezogen, wo sie Alle gemeinsam beseelt, man ist brüderlicher, milder, minder roh, aber auch hülfloser geworden. Jede Zeit hat ihr pro und contra, ihr Soll und Haben. Man hat unendlich viele Vereine in Amerika; eine Frage taucht auf, sogleich thun sich Hunderte zusammen, um mit einander Nutzen aus ihr zu ziehen. Uebrigens scheinen mir die hiesigen Vereine doch nicht so entsetzlich phrasenhaft wie die in unsrem Heimatland; eben der mehr praktische Sinn der neuen Welt hindert sie, ins Allgemeine zu verduften, und befähigt sie, mehr auf Zweck und Kern der Sache Rücksicht zu nehmen. Von Seiten der Regierung sind natürlich alle Vereine und Zusammenkünfte gestattet, ohne deren politische oder sonstige Gesinnung

zu kontroliren. Das finde ich sehr gut; alle Anschauungen haben dadurch Gelegenheit, sich nach der ihnen einwohnenden Kraft zu entfalten, die guten sowohl als die gefährlichen. In Wirklichkeit kann der Staat doch nicht die Gesinnungen der Menschen verändern; er kann sie nur verhindern, etwas zu thun, was gegen seinen Willen ist. Hier ist Alles gestattet, was nicht gröblich gegen die Grundgesetze des Staates oder die öffentliche Sicherheit verstößt. Verbieten läßt sich überhaupt nichts Böses; es muß im Kampf durch das Gute überwunden werden.

Die Politik dieses Landes ist wohl seine schwarze Nachtseite. Schon früher habe ich einmal erwähnt, daß des Amerikaners Sinn sich ausschließlich auf Gelderwerb richte, daß all sein Ringen und Trachten allein ein Opfer dem Gotte Mammon sei. Das geht so weit, daß eigentlich Alles, was geschieht, das Höchste und scheinbar Beste, in der einzigen Absicht ins Leben gerufen wird, die eigne Tasche zu bereichern. Die größten Leistungen auf dem Gebiet der Industrie, des Völkerverkehrs, die man nur unbedingt anstaunen muß, entspringen aus Geldspekulationen einiger Weniger, die entweder fabelhaft reich oder blutarm aus der Affaire herausgekommen sind. Diese Geldgier und Geldwuth, dieser Geldkrebs frißt furchtbar um sich und ist schon zur entsetzlichen Krankheit geworden, welche, wenn die Lebenskraft dieses Continentes vermöge seiner wirklich unerschöpflichen Quellen nicht so eisern wäre, ihn schon auf das moralische Siechbett gestreckt hätte. Fast alle Leute werden hier nur durch ein Bindemittel an einander gefesselt, es ist das schnöde Geld. Geld ist die Angel, um die Leib und Leben des Amerikaners in rasender Schnelligkeit rotiren. Nichts geschieht ohne Aussicht auf Gelderwerb; kein Finger wird gekrümmt, es sei denn, um das eitle Geld, „die Mätresse dieser Welt“, einzusäckeln. Zur Erreichung dieses Zweckes ist jedes Mittel heilig; keine Kraft, keine Zeit, kein Opfer wird gescheut, wenn es gilt, den Beutel zu füllen. Daß es demnach mit der Ehrlichkeit nicht immer seine Richtigkeit haben kann, versteht sich von selbst. Betrug und

Corruption sind das furchtbare Erbübel dieses Landes. Kein großes Unternehmen geschieht, ohne daß von der einen oder der andern Seite die ungeheuersten Unterschleife begangen würden. Wiederholt ließ ich mir sagen, daß die ganze Welt kein zweites Beispiel derlei maßlosen Betruges aufzuweisen habe, als beim Bau der Pacific-Bahn begangen worden. Es kam den Unternehmern natürlich niemals in den Sinn, eine Straße für den Welt- und Völkerverkehr zu errichten, sondern sie hatten schlau berechnet, wenn dies Unternehmen in Angriff genommen würde, dann ließe sich so und so viel Gewinn dabei machen. Sie wußten wohl, daß die Idee einer direkten Verbindung von Ocean zu Ocean in aller Welt zünden würde, und ließen sich von der Staaten-Regierung fabelhafte Summen im voraus bewilligen. Selbst dann noch lag ihnen gar nichts ferner als der Gedanke, die Bahn überhaupt nur zu bauen; sie dachten, die großen Summen ruhig einstecken zu können. Als ihnen dann das Gouvernement schließlich den Daumen aufdrückte und verlangte, daß endlich mit dem Bau Ernst gemacht werden sollte, da wurde mit einer Hast und einem Leichtsinn sonder Beispiel das ganze Werk in unglaublich kurzer Zeit ausgeführt. Ob die Dämme und Brücken sicher, ob die Bahn überhaupt brauchbar, ob verläßliche Leute dabei angestellt, daran lag ihnen nicht das Geringste. Hatten sie doch ihre Millionen schon in Sicherheit. Das Menschenleben hat hier keinen Werth, man opfert es hin, um Capital für sich daraus zu schlagen. Wie mit der Pacific-Bahn, so soll es mit allen öffentlichen Unternehmungen gehen; überall wird betrogen und gestohlen, und zwar in so öffentlicher und schamloser Weise, daß wir uns keinen Begriff davon machen können. Wer ein Amt hat, denkt nicht daran, daß er des Amtes warte, sondern nur daran, wie er in den vier Jahren des jetzt herrschenden Systems sich den größten Gewinn erwerben und erschwindeln könne. Man setzt es fast im vorhinein von jedem Beamten voraus, daß er sein Amt als eine Geldmine betrachte; die Güte seiner Verwaltung wird vielfach darnach bemessen, daß

er mit Geschick, Finesse, Anstand und Glück den Staat und dessen Angehörige seinem finanziellen Erwerb dienlich macht. Darum diese unendliche Concurrenz um öffentliche Aemter, diese unerhörten Geldopfer, um eine Anstellung von der Regierung zu bekommen; man hat Aussicht, seinen Aufwand in Bälde gewinnreich einbringen zu können. Am meisten wird in der Zollbranche nach Gewinn gehascht. Die Beamten sollen oft geradezu Unglaubliches leisten. Mir erzählte jüngst ein Bekannter, bei seiner neulichen Ankunft in New-Orleans seien die Zollbeamten selbst an Bord gekommen und hätten sich ihm angeboten, gegen Vergütung seine Cigarren unbemerkt ans Land zu schwindeln. Er ging darauf wenig Schritte hinter dem her, dem er seine Habe anvertraut, und als er nach einigen Minuten an der verabredeten Stelle das Seinige wieder in Empfang nehmen wollte, war der Beamte verschwunden und hatte außerdem noch die Hälfte der Cigarren heimlich entwendet. Das fand ich geradezu empörend, in so schamloser Weise den Diebstahl zu betreiben. Anklagen helfen gar nichts, weil man dieselben, um nicht zu viel zu Tag zu fördern, vertuschen wird. Da hilft Einer dem Andern, um im Brot und Erwerb zu bleiben. Was man unter öffentlicher Sittenverderbniß versteht, davon hatte ich früher keine Ahnung. Ich dachte mir, in großen Städten geschähen mehr Verbrechen, würden mehr Laster verübt als in kleinen, eben weil mehr Menschen vorhanden seien. Als man mich aber in New-York in's Custom-Haus führte und dazu bemerkte, hier sei vielleicht die Stelle auf der Welt, wo die meisten Meineide geschworen würden — denn beinahe alle die vielen hundert Menschen, die ich hier beisammen sehe, seien nur gekommen, um mittelst Bestechung und falschen Eidschwurs ihre überseeischen Waaren ans Land zu schmuggeln, da entsetzte ich mich geradezu in meinem Innern und ahnte, was man unter Immoralität einer solchen Weltstadt zu verstehen habe. Ein zweites entsetzliches Zeichen sittlicher Verkommenheit ist das furchtbare Ueberhandnehmen des Kindermords vor der Geburt, welcher so fabelhaft im Schwange

geht, daß die Bevölkerung der Neu-England-Staaten in den letzten Jahren notorisch abgenommen hat. Keine Familie bekommt mehr als zwei oder drei Kinder; das ist so üblich und befremdet Niemanden mehr. Wie groß erst die Unterschleife und Bestechungen vor den Wahlen sind, davon könnte man gar viel erzählen. Nur ein Gutes hat die Sache, nämlich, daß Jeder den Andern kennt, daß „Jeder sich für einen Schelmen gibt und seines Gleichen auch für einen Schelmen nimmt“. Niemand hält Gutes von seinem Gegner, nimmt es auch gar nicht übel, daß er ein Schurke ist, sondern er lobt ihn seiner Klugheit wegen, und verlangt nur, daß er seine Schelmerei nicht mit plumper Ungeschliffenheit, sondern mit einer gewissen Feinheit verübe. Was hier ganz fehlt? Die Treue. Die kennt man nicht, unter der Menge der eigentlichen Stock-Amerikaner wenigstens nicht. Sittliche Bande existiren nicht. Nur das Geschäft, das Geld knüpft die Menschen an einander. Man hat schon Vater und Mutter, Weib und Kind verleugnet, wenn erklecklicher Gewinn dabei zu hoffen war. Daher hörte ich auch so allgemein über das hiesige Familienleben klagen. Es waltet keine Pietät im Hause, die Kinder werden sorglos erzogen, haben keine Sitten, keine Achtung vor den Eltern, sind ihnen vielmehr eine Last. Der durch das ganze Leben fortwaltende Einfluß des Vaterhauses, die Familiensitte hat hier keine Stätte. Ist der Junge groß, dann zieht er fort und denkt nicht mehr der Heimat, vergißt seiner Jugend über neuem, mäßigem Erwerb. Auch dies entfließt der einen trüben Quelle, daß in Amerika keine einheitliche Nation und darum kein Vaterland existirt, wie wir es zu verstehen gewohnt sind. Denn Familie und Vaterland sind so innig verknüpft, daß, wo das Eine mangelt, leicht auch das Andere fehlt.

Was ich hier Alles angeführt, gilt natürlich nicht von allen Einzelnen und Verhältnissen; das versteht sich von selbst. Es sollte nur von der Ton angebenden, hier am meisten verbreiteten Richtung gesagt sein. In diesem Sinn ist es denn zu deuten, wenn ich oft des Ausdrucks mich bedient: „alle Leute; man kennt

in diesem Lande nicht, u. s. w." Gott Lob! gibt es auch ehrliche, wackere Leute, die diesen Krebsschaden ihres Staates tief beklagen. Diese halten sich darum ganz fern von der Politik und allen öffentlichen Aemtern. Letztere gelten bei ihnen als unehrliche Geschäfte, die man nur bei Verlust seines guten Rufes ergreifen dürfe. Es herrscht nämlich so viel Schurkerei im Beamtenthum, daß man es im vorhinein von einem Staatsdiener nicht anders erwartet, als daß er mit hascht, wo Alle zugreifen. Ob er es thut oder nicht thut, er wird dafür angesehen. Da ist es doch nur zu begreiflich, daß der redliche Mann sich ferne davon hält, wo keine Ehre sondern nur Schmach zu erwarten ist. Es gilt dies nur von den öffentlichen Staatsdienern, deren gesammtes Personal mit dem jeweiligen Präsidentenwechsel außer Dienst kommt. Jeder weiß, daß ihm nur vier Jahre gelassen sind, und sie denkt er zu nützen. Dieser periodische Massenwechsel scheint mir fehlerhaft und demoralisirend zu wirken. Nach Allem, was ich drum gehört, gelesen, gesehen und erfahren, ist es mir ziemlich einleuchtend, daß die Regierung dieses Landes eine recht üble und unmoralische sein muß, wo alle ehrlichen Leute sich zurückziehen und nur mehr oder minder gewissenlose emsig darum buhlen. Die Regierung scheint mir gar nicht ihrer hohen Aufgabe zu entsprechen; es kann gar nicht anders sein. Es kommt mir nun nicht in den Sinn, dies dem Republikanismus als solchem zur Last zu legen; dasselbe würde bei eintretendem Cäsarismus sich ergeben, weil dann verächtlicher Nepotismus hinzutreten würde. Wenn die Kräfte des Landes bei stets überhandnehmender Corruption einmal geschwächt sein werden, dann kann vielleicht ein Despot, ein Tyrann einmal für kurze Zeit erscheinen, wie dies der ewige Lauf der Dinge in allen Republiken war. Vor der Hand liegt dieser Zeitpunkt, hoff' ich, noch fern.

Wie nichts auf Erden absolut und nur vom Uebel ist, so hat auch die oben erwähnte Geldgier und Erwerbsjagd den Vortheil für das Land, daß stets alle Kräfte in Bewegung gesetzt werden,

daß nichts schlummern darf, daß die größten Leistungen erzeugt und träger Stillstand fern gehalten wird. Wenn auch die Motive oft noch so verwerflich sind, die Resultate sind doch immerhin vorhanden, welche, wenn auch dem Egoismus entsprungen, dem Ganzen dennoch zu Gute kommen. Zum Glück regiert das Gouvernement wenig und läßt allen Dingen, Verhältnissen und Zuständen unbeschränkte Freiheit, welche frische Luft ist für den Körper des Staates. — Ueber Präsident, Senat und Congreß erwähne ich hier nichts, weil ich mir in diese Verhältnisse nur zu oberflächliche Einsicht verschafft, weil ich den Sitzungen des Parlaments nicht beigewohnt, mit einem Worte, weil ich nichts darüber weiß.

Laß mich Dir Einiges über die kirchlichen Fragen und Verhältnisse sagen, sofern ich in dieselben einen Einblick habe.

Die vollkommene Religionsfreiheit, die hier uneingeschränkt waltet, gestattet das Aufkommen von mehr denn hundert verschiedenen Sekten, was man so vielfach tief beklagen hört. Ich kann nicht damit einstimmen. Sektenwesen bekundet immer religiöses Bedürfniß, wenn auch oft falsche Wege eingeschlagen, falsche Mittel benützt werden; Sektenwesen beweist immer eine gewisse Exclusivität der mütterlichen Kirche, welche mit der neuen Sekte keine Gemeinschaft pflegen will. Bei uns in Deutschland entstehen wenig Sekten, weil die weltliche, zugleich kirchliche, Obrigkeit es nicht gestattet oder weil die Leute kein Bedürfniß fühlen, ihrem religiösen Leben gerecht zu werden. Dort ist es mehr Indolenz als Frömmigkeit. Freilich trifft man hier auf große Absurditäten in kirchlichen Fragen; aber den Staat hat das gar nicht zu kümmern. Der hat nur dafür zu sorgen, daß die Bürger ihren weltlichen Pflichten nachkommen. Und warum soll er die römisch-katholische Religion mehr dulden als die Quäker, als die Independenten? Es ist Sache des Individuums, wie es seine Seligkeit erwerben will; dasselbe ist dem lieben Gott dafür verantwortlich, aber es geht Regierung, Parlament und Büreaukratie gar nichts an. Nur die eine Pflicht hat das Gouvernement: es hat den Staatsangehörigen in Ausübung

ihrer religiösen Pflichten und Gottesdienste vollen Schutz gegen Vergewaltigung angedeihen zu lassen. — Trotz der vielen strengen Sekten ist der öffentliche Unglaube dennoch in Amerika eine große geschlossene Macht. Wie könnte es anders sein bei der vorhin erwähnten Corruption? Dieser vulgäre Unglaube streitet aber weniger offen gegen Christenthum und Kirche, weil er sie für längst überwundene, dem Zeitgeist ungefährliche Dinge hält. Etwas Allgemeines kennzeichnet fast alle Sekten Amerikas. Es ist dies eine mosaisch-puritanisch-äußerliche Heilighaltung des Sonntags, d. h. sie faullenzen an diesem Tag und meinen Gottes Gebot zu erfüllen, wenn sie alle Arbeit einstellen und die Hände in den Schoos legen. Es ist die rein negative Seite des Gebots, welche sehr bequem zu erfüllen ist. Die evangelisch-lutherische Kirche verwirft entschieden diese Werkheiligung, die mit neutestamentlicher Freiheit nicht zu vereinen ist. Im Allgemeinen kann man sagen, daß alle Religionsgenossenschaften dadurch blühen und gedeihen, daß sie nur aus solchen Gliedern bestehen, die sich aus freier Ueberzeugung dazu bekennen und warmen Antheil am Aufblühen und Erstarken der eigenen Confession nehmen. Am meisten wendete ich mein Interesse unsrer eignen Confession zu und habe entdeckt, daß dieselbe in entschiedenem Wachsthum begriffen ist; ja man kann vielleicht sagen, daß sie relativ unter allen amerikanischen kirchlichen Denominationen mit am meisten gedeiht. Das kann nicht verwundern. In dem Land der viel gerühmten Glaubensfreiheit und schrankenloser Selbstständigkeit muß sich diejenige Einzelkirche am glücklichsten entwickeln, die das festeste Bekenntniß hat und am exclusivsten dasselbe bewacht. Dies thun die Lutherischen, wenigstens in vielen ihrer Synoden. Laue Elemente haben überhaupt keine Aussicht, im großen Kampf der Partheien ihren Platz zu behaupten, und die positiven werden von der allerpositivsten allmälig aufgesaugt. Das ist der natürliche Verlauf der Dinge. Wenn man aus der jämmerlichen Misere der evangelisch-lutherischen Landeskirchen in Deutschland herüberkommt und sieht nun hier seine Glaubensgenossen

in gesundem, frischem kirchlichen Leben, mitten im Taumel der vielen schwindelhaften, schwarmgeistigen Sekten auf dem festen, unerschütterlichen Fels des Bekenntnisses ihre Kirche erbauen, so kann uns das nur mit großer Zuversicht erfüllen. Freilich muß stets gerungen werden um die Reinheit des Glaubens, daß er im Kampfe makellos bleibe, aber die Feinde zehren dort nicht so am innersten Lebensmark wie in unsrer Heimat. Union, Protestantenverein, ungläubiges Consistorium u. s. w. sind hier nicht vermischt mit der Kirche. Von diesem Ballast hat sie sich längst befreit. Hier ist nicht die Stelle, dies des Näheren zu entwickeln. Die römisch-katholische Kirche repräsentirt auch keine unbedeutende Macht; wo sie auftritt, da geht es immer äußerlich großartig zu, mit großen Mitteln, großem Pomp, großem Einfluß. Während zur Zeit der französischen Revolution nur ein Bischof in der Union war, gibt es jetzt deren gegen fünfzig. Unter den Sekten sind die Methodisten die verbreitetsten. Ihre auf Gefühl und Sinne wirkende Art des Gottesdienstes gewinnt ihnen viele Anhänger. Wer in der Kirche vom Geist ergriffen wird, bekommt Anfälle, Visionen, Entzückungen, Verzerrungen, Taumel. Das nennt man einen Bußkrampf. So vollzieht sich die Bekehrung des Einzelnen in sichtbarlich öffentlicher Weise. Hierüber vermag ich jedoch nur diese kurze Andeutung zu geben, da ich mich mit den Details dieser Fragen nicht abgegeben. — Dies ist in Kurzem, was ich Dir über die Vereinigten Staaten erzählen wollte. Riesiger Aufschwung im Völkerleben, grenzenlose Corruption im öffentlichen Verkehr, stilles Blühen und Gedeihen der Gemeinde Gottes. Groß in allen Zügen; in allen Verhältnissen, im Guten wie im Schlimmen. So ist Amerika. Man kann hier mehr lernen und erfahren als in irgend einem Lande. Durch den rastlosen Fortschritt, den ungemessenen Aufschwung, die Sucht nach Reichthum, den Cultus der Industrie und der Menschenwerke ist es recht ein Bild des neunzehnten Jahrhunderts, nicht minder durch das erneute Erwachen des Glaubens an einigen Orten. Im Mittelalter war die Sage allgemein geglaubt, über

dem Atlantischen Meere, fern im Westen lieg' eine Insel mit einem Brunnen, der die Kraft besitze, alle, die in seinen Quell sich tauchten, wieder jung zu machen. Groß war die Sehnsucht nach diesem Jungbrunnen. Gefahr und Tod und Untergang scheute man nicht, um ihn zu entdecken. Der Jungbrunnen ward gefunden. Millionen schon haben sich in diesem Quell gebadet, ein neues, junges Reich geschaffen, riesenkräftig, feurig, hoffnungsreich. Und immer ziehen Völkerzüge noch hinüber, um auch ihren Durst zu löschen. Möchte dieser Brunnen nicht versiegen, nicht verschlammen, sondern Millionen nochmals ihre Glieder stärken, ihnen Jugendkraft verleihen und der ganzen Welt zum Segen dienen.

XXV.

Habana, 18. Februar 1871.

Wie lange habe ich keine Silbe mehr geschrieben! Meine Correspondenz liegt ganz darnieder. Woher es wohl kommt? Ich weiß nicht. Vielleicht daher, daß der hiesige Aufenthalt, so interessant, bunt und abwechslungsreich er auch ist, verhältnißmäßig wenig geistige Anregung gewährt, viel weniger als die andren Orte und Städte, wohin mich meine Straße geführt. Nun braucht man zwar zum Leben nicht immer neue geistige Kost von außen, man kann ja auch zur Noth aus den eignen, zur Zeit der Fülle vollgespeicherten Scheunen sein Dasein fristen und fährt nicht selten dabei am besten. Zum Briefschreiben bedarf ich aber der Anregung von außen her, sei es durch Lesen, durch Bekanntschaften oder durch fesselnde Persönlichkeiten; ich meine, um gediegen, anziehend zu schreiben, damit die Leser sich nicht langweilen. Dazu muß ich lebhaft sein, und das werde ich nur durch äußere Eindrücke. Das Aufsichangewiesensein macht zwar tiefer, ernster und gründlicher (große Menschen unergründlicher) — aber nicht so mittheilsam.

Und das muß ich gestehen, bei allem Reiz der Tropen, aller Neuheit der hiesigen Welt, allen prachtvoll üppigen Pflanzen, vermisse ich ungemein die nähere Bekanntschaft angenehmer Menschen. Der vierwöchentliche Aufenthalt in der größten Stadt der Antillen hat mir bis jetzt keine nähere Bekanntschaft gewährt. Ich vermisse das, weil ich sehr darauf reflektirt hatte. Ich hatte von arkadischem, ans goldne Zeitalter erinnerndem Leben mit den hiesigen Leuten in der herrlichen Natur geträumt. Habana macht auch Anspruch, eine vollkommene Großstadt zu sein und auf der Höhe der Zeit zu stehen. Es fällt mir nicht im entferntesten bei, der hiesigen Bevölkerung irgend etwas aufbürden oder überhaupt über die Habanesen aburtheilen zu wollen; ich beklage nur meinen besondern Unstern, der mir die Bekanntschaft interessanter, liebenswürdiger Leute versagt hat. Meine freilich ungenügenden Empfehlungsbriefe mögen wohl Schuld daran sein. Vielleicht auch ich selbst am meisten. Manche, denen ich empfohlen, erschienen mir viel merkantiler und in ihr Geschäfts- und Handelsleben mehr versunken, als ich sie im großen, kommerciellen Nord-Amerika gefunden. Es ist gewiß eine schöne Sache, seinem Geschäft und Amt mit Fleiß und Hingebung zu dienen und Zeit und Kraft denselben zu widmen; aber alle Verhältnisse des Erdballs, alle Menschen und Ereignisse nur in sofern zu beurtheilen und zu würdigen wissen, als sie zu einem ansehnlichen Gewinn beizutragen vermögen, nur Interesse und Verständniß für seine Zuckerfässer und Frachtgeschäfte nach New-York zu bekunden — das erzeugt doch eine derartige Einseitigkeit und Beschränktheit, das macht dermaßen uninteressant und ungenießbar, das raubt den Leuten dergestalt das objektive Urtheil über die Lage der Dinge, daß für einen Reisenden wie mich, der fremde Länder, Menschen, Sitten, Anschauungen mit eignen Augen kennen lernen will, bei ihnen gar nichts zu holen ist. Viele fremde Kaufmänner kommen nur nach Westindien, um in möglichst kurzer Zeit mit gefüllten Taschen nach Hause kehren zu können; am Land, an dessen Entwicklung und Geschicken liegt ihnen wenig. Grund-

Eigenthum mögen sie nicht erwerben, damit sie in der Stunde der Noth, ohne etwas hinterlassen zu müssen, abreisen können. Leute, die nur des Geldes wegen auf der Welt zu sein scheinen, haben begreiflicherweise für mich wenig Reiz, obgleich ich auch ihnen selbst für die geringste Freundlichkeit, die mir, dem Fremdling, erwiesen wird, stets dankbar sein werde. Von allen Erwerbszweigen auf Erden läge mir der Handelsstand am fernsten; denn er wurzelt im Egoismus, nährt sich vom Egoismus und opfert seine Früchte auf den Altären des Egoismus. Und doch hört man Handelsleute so oft rühmen, sie seien gerade die wahren Apostel der Freiheit und Aufklärung in allen Landen.

Leider kenne ich wenige creolische Familien, und doch soll in Habana eine superbe Gesellschaft sein; keine andere Stadt halte mit ihr in dieser Beziehung den Vergleich aus. Für den Augenblick nun, da im Osten der Insel die Rebellion wüthet, welcher sich viele der reichsten und angesehensten cubanischen Familien angeschlossen, ist Habana der eleganten Welt ziemlich bar. Die Rebellen leben theilweise im Ausland, besonders in New-York, und von den spanisch Gesinnten haben Viele ihre Familien ins Mutterland geschickt. Dem Reisenden ist die gegenwärtige Periode nicht günstig. — Wenn ich im Antilibanon oder zu den Ruinen von Kom Ombos reiste, so würde ich niemals erwarten oder nur daran denken, gebildete, interessante Menschen kennen zu lernen — da wäre mein ganzes, ausschließliches Interesse den urewigen Stätten verschollener Cultur und mysteriöser Glaubensahnungen gewidmet; hier aber, wo alle Formen der Civilisation gelten, hatte ich auch erwartet, im vollsten Maaße daraus Vortheil ziehen zu können.

Heute Mittag bin ich von einer neuntägigen Expedition nach Zuckerpflanzungen zurückgekehrt, nachdem ich vorher nach meinem ersten Ausflug nach Victoria wieder sechs Tage in Habana gewesen. Von den Pflanzungen muß ich doch etwas Näheres erzählen. Ihr seid gewiß recht gespannt? O, ich war es auch stets, als Kind, wenn ich davon las und so große Sehnsucht darnach

hatte, und erst jetzt, wo die Erfüllung so nahe lag! Doch nur Geduld, Ihr sollt eins nach dem andern in aller Ordnung erfahren. Aufgepaßt!

Von einem Geschäftshaus in Matanzas hatte ich ein Empfehlungsschreiben an einen Plantage-Besitzer, Mr. Thompson, einen Nord-Amerikaner, erhalten und fuhr eines Morgens (31. Januar) mit der Eisenbahn bis zur Station Caobas, wo ich etwa nach einer guten Stunde ankam. Ein junger Creole deutscher Abkunft hatte mich dahin begleitet. Von der Bahn hatten wir nur fünf Minuten bis zur Pflanzung zu gehen. Den Hausherrn und seinen Administrador, zwei alte Junggesellen, trafen wir gerade beim Frühstück und wurden sogleich gebeten, daran Theil zu nehmen. Ersterer ist ein liebenswürdiger, unbedeutender, sich und Andre unendlich langweilender Mann, der den größten Theil des Jahres in New-York zubringt, im Winter aber der Zucker-Ernte wegen einige Monate auf die Insel kommt. Er besitzt eine ganz edelmännische Haltung und war sehr aufmerksam für mich. Seine Tage bringt er mit Zeitungslektüre hin, den Büchern thut er kein Leid und um seine Pflanzung bekümmert er sich auch wenig. Wir radebrechten mit einander spanisch, da er nur sehr mittelmäßig französisch spricht. Der Administrador ist ein langer, spindeldürrer, schwarzer, höchst unleidlicher Franzose mit absonderlich widerwärtigem Gesicht. Die beiden Hagestolzen können einander nicht leiden und zanken sich beständig, natürlich zu meiner größten Unterhaltung. Bei meiner Ankunft sprach ich den Wunsch aus, einige Tage da bleiben zu dürfen, um Alles gründlichst kennen zu lernen. Dies wurde mir sehr bereitwillig gestattet, ja ich wurde sogar auf's freundlichste eingeladen. Bald aber entdeckte ich zu meinem Kummer, daß in diesen Tagen, aus welchem Grunde weiß ich nicht, weder geerntet noch Zucker gekocht wurde; ich hätte also sofort wieder abziehen können. Doch war ich einmal da und blieb drei Tage.

Ich verbrachte die meiste Zeit mit Schreiben, lief herum, ritt auch einmal. Der Alte war zur Unterhaltung zu langweilig und

sein Beamter zu unangenehm, als daß ich mich mit ihm abgeben wollte. Von der Zuckerfabrikation sah ich nicht das mindeste. Der Stall zählte ein einziges lahmes Pferd. Die Pflanzung ist überhaupt sehr klein und umfaßt nur hundert Sclaven in Allem. Das Wohnhaus liegt wirklich reizend; es erhebt sich auf einer Anhöhe zwischen Bäumen und ragt stolz über die Umgebung hervor. Gallerien und Veranden ziehen rings um das Gebäude zu ebener Erde und im ersten Stock. Ein kleiner, netter Garten umgiebt das Haus. Das Essen war ganz schmackhaft und die Betten gut. Abends spazierte ich Stunden lang auf der Veranda, erging mich in Plänen, Luftgebäuden und Erinnerungen. Nach drei Tagen fuhr ich mit meinem Gastgeber nach Matanzas zurück, übernachtete dort und kam den andern Morgen mit dem ersten Zug hier an. Dabei darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß die Bahn zwischen Habana und Matanzas die schnellste ist, die ich in meinem Leben befahren. Zuweilen geht es so rasend geschwind, daß ich meinte, schwindlig zu werden. Im Wagen zu stehen ist geradezu unmöglich, und es flimmerte mir vor den Augen.

In den letzten Tagen sollte ich nun reichlich für all' das neulich nicht Gesehene entschädigt werden. Durch eine konsularische Vermittlung war mir eine Einführung auf eine der besten Pflanzungen der Insel zugesagt. Leider verzog sich das mehrere Tage. Einmal war das Consulat durch öffentliche Ermordung eines Deutschen vollauf in Anspruch genommen, dann geschah dies und jenes, meine Paßangelegenheit war schließlich nicht in der Reihe und so vergingen sechs Tage bis ich nur wieder abreisen konnte. Meinen Weg nahm ich wieder über Matanzas, wo ich mich abermals einen Tag aufhielt. Den kommenden Morgen fuhr ich mit der Bahn mehrere Stunden gegen Osten; bei der Station Perico stieg ich aus und miethete ein Pferd nach der etwa dreiviertel Stunden entfernten Zucker-Pflanzung España des Don Juan Zulueta. Ein reitender Bote nahm meine Tasche zu sich und zeigte mir den Weg. Ich bekam einen rostigen Sporn angeschnallt

und bestieg ein schmutziges kleines Thier, welches ich ohne Zaum nur mittelst Halfterstrick lenken mußte. So reist man im Innern des Landes. Ich habe mich vergeblich mit allen Kräften bestrebt, diese Art der Beförderung romantisch zu nennen — mein von permanentem Spornen des trägen Gaules steifes Bein hinderte mich daran. Endlich kamen wir an, nachdem uns der Weg fast immer durch Zuckerfelder geführt hatte. Der Eigenthümer hatte am selben Morgen seinen Rückweg nach Habana angetreten, nachdem er einige Wochen hier zugebracht hatte. So wurde ich denn vom Administrador und dessen junger, ganz hübscher Frau freundlichst empfangen. Er ist ein Baske von Geburt, sie eine Creolin. Nach hiesiger Sitte wurde mir sogleich Cognac angeboten und ich herzlich willkommen geheißen. Ein achttägiger Aufenthalt an diesem Ort, verbunden mit mehrfachen Excursionen auf Nachbar-Pflanzungen verschaffte mir einen kleinen Einblick in die Zuckerfabrikation und das Sclavenleben. Ob ich nun im Stande bin, Euch, was ich gesehen, anschaulich zu erzählen, müßt Ihr mir sagen, wenn wir uns wiedersehen.

Da in der Hauptsache alle Pflanzungen in Betreff der Gebäulichkeiten einander gleich sind und immer nur kleine, unbedeutende Verschiedenheiten obwalten, so genügt es diejenige zu beschreiben, auf welcher ich eigentlich gewohnt, um Euch einen Begriff zu verschaffen, wie es dort überhaupt aussieht. — Das Wohnhaus ist ein großer, einstöckiger, weißer Kasten mit hohen, luftigen Räumen, oben und unten in der Mitte ein großer Salon, an welchen sich nach allen Seiten die Schlafzimmer anreihen. Hinten schließt sich ein kleiner Hof mit Haushaltungsräumen an. Negerinnen dienen im Haus. Die Zimmer sind hübsch und geräumig. Etwa hundert Schritte vom Wohnhaus entfernt steht das große Maschinengebäude mit all' seinen Kesseln, Walzen, Rädern, Oefen u. s. w. Die dritte Seite des großen Vierecks nimmt die lange Casa Purga ein, ein Haus mit vielen Stockwerken und Böden, wo der schon fertige Zucker nochmals gereinigt wird. Die vierte Seite wird

durch das große Sclavenhaus gebildet, ein Gebäude zu ebener Erde mit vier Flügeln im Quadrat, in dessen Hof sich die gemeinschaftliche Sclavenküche befindet. Die vier genannten Gebäude liegen sämmtlich in gewissen Entfernungen von einander. Der große, von ihnen gebildete, nicht abgeschlossene Hof ist mit ausgepreßtem Zuckerstroh bedeckt, welches zum Trocknen dahin gestreut wird, um schließlich die Maschinen damit zu heizen, wobei man Holz und Kohlen erspart.

Das Zuckerrohr wächst auf weiten, unabsehbaren Feldern und so dicht und hoch, daß man nur mit Mühe durchdringen kann und daß man seinen Nachbar nicht sehen würde, der nur einen Schritt entfernt stände. In der Gestalt erinnert das Rohr an Mais, doch ist es dicker und höher. Schilfartig setzen die Blätter am Stengel an, das äußerste wird immer dürr und fällt dann ab; oben wächst ein kleiner Blüthenbüschel, ähnlich dem des Wälschkorns. Das Rohr wächst alljährlich auf derselben Stelle, wo das frühere geerntet wurde, ohne frisch gesät oder gepflanzt zu werden. So üppig ist der Boden, so fruchtbar die Zuckerstaude. Die Ernte dauert den ganzen Winter hindurch. Sclaven, Männer und Weiber, mit großen Schlachtmessern bewaffnet, hauen das Rohr ganz unten am Boden ab, reinigen es von allem Geäste und Geblätter und legen das glatte, bläuliche oder röthliche Rohr, welches verschiedene Ringe zeigt, auf einen Haufen, während sie die Abfälle auf dem Felde liegen lassen. Ein Aufseher steht dabei und läßt von Zeit zu Zeit seine schrille Stimme ertönen oder zeigt seine Peitsche, um den erkalteten Fleiß wieder anzufachen, oder gebraucht sie wohl auch im Fall besonderer Trägheit oder Widersetzlichkeit. In der heißen Mittagszeit ist den Sclaven einige Stunden Ruhe gegönnt. Nach Verlauf derselben ziehen sie wieder in langer Procession zur Arbeit. Das Rohr selbst ist ihnen eine sehr beliebte Speise, sie zerbeißen es mit ihren Elfenbein-Zähnen, saugen den Saft aus, verschlucken ihn und spucken das Holz aus. Erstaunt war ich, daß sie trotzdem so süperbe Zähne haben; doch sagte man

mir, gerade das käme vom Zuckeressen; nichts heilsameres gäbe es für ein schönes Gebiß als den Saft des Rohrs. Wie verschieden doch in den verschiedenen Ländern die Anschauungen sind! Mir schmeckt der Zuckersaft gar nicht, ich finde ihn ungemein fad, süß ohne jede andere Eigenschaft und dabei so warm, daß er nicht einmal eine Erfrischung gewährt. Wenn man sich unaufhörlich mit Zucker beschäftigt, sei es im Feld oder an den Maschinen, so sollte Einem, denk' ich, der Genuß des Zuckers bald verleidet werden. Natürlich dürfen die Neger Rohr kauen à discrecion. Das geschnittene Rohr wird auf Wagen geladen und von Ochsen oder Stieren zur Maschine gefahren. Die Presse besteht aus mehreren großen eisernen Walzen, welche, von der Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, das zwischen sie hineinfallende Rohr zermalmen und den Saft abfließen lassen. Was ich, da ich doch verhältnißmäßig wenig Spanisch kenne, von der Erklärung der Zuckersiederei verstanden, will ich hier kürzlich mittheilen. Der ausgepreßte Saft wird vorerst durch Pumpen in große offene Kessel geleitet, dort wird er siedend gemacht, und der auf der Oberfläche sich bildende Schaum oder sonstige Unrath wird abgeschöpft. Zu weiterer Reinigung muß dann der Saft durch große, breite, mit Knochen-Kohlen angefüllte, eisenblecherne Cylinder filtriren. Mehrere Tage dauert es, bis aller Saft durchgesickert ist. Hierauf wird zum ersten Kochen geschritten. Durch Pumpen wird der Saft in den großen Kessel gebracht, und dann wird in demselben so lange gebraut und gekocht, bis der Zucker die Schwere von 26 Grad erreicht hat. (Ich spreche nach, wie man es mir mitgetheilt, ohne näheren Commentar zufügen zu können.) Der einmal gekochte Saft heißt Meladura. Zur ferneren Reinigung muß die Meladura nochmals durch größere Cylinder mit Knochen-Kohlen filtriren und kommt dann in den größten Kochkessel, wo er bis auf die erforderliche Höhe von 40 Grad Schwere gebracht wird. Ist dies geschehen, dann hat sich der Zucker krystallisirt; der nicht mehr krystallisirbare, übrig bleibende Saft (Melasses, Syrup) fließt in eigene Behälter ab.

Jetzt hat der Zucker die letzte Reinigung zu bestehen; man füllt ihn in kegelförmige Hüte, mit der Spitze nach unten, und legt oben darauf feuchte Erde. Das Wasser sickert durch und nimmt allen noch übrigen Unrath mit sich fort. Die Zuckerfabrikation ist fertig. Der Zucker sieht nun aus wie gestoßener Candis-Zucker; an manchen Orten wird er auch schneeweiß raffinirt. Der gelbe schmeckte mir sehr gut; ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, welchen zu naschen. Das letzte, was noch zu geschehen hat, ist die Verpackung in Kisten und Fässer und der Transport zur Eisenbahn.

Die Maschinen arbeiten Tag und Nacht, in der Woche und am Sonntag; rastlos wird gearbeitet. Die Sklaven lösen bei Nacht einander ab. Die Ernte auf dem Felde geschieht jedoch nur bei Tag, des Abends wird nur in den Maschinenräumen gearbeitet. Großes Vergnügen gewährte es mir immer zu sehen, wie in der Dunkelheit bei großem Reisigfeuer die Sclaven das Rohr zur Presse trugen. Die schwarzen Gestalten bei greller Beleuchtung, eine warme, mondhelle Tropennacht, dabei ihre afrikanischen Gesänge, womit sie rythmisch ihre Arbeit begleiten — das nahm sich Alles so seltsam aus, so ganz anders als Alles, was man in unsren civilisirten Ländern zu sehen pflegt, man glaubt sich ohne allen Zusammenhang mit Allem, was man gewöhnt ist, man sieht leibhaftig, was den fabelhaften, phantastischen Kindertraum erhitzt; man wird es nie und nimmer vergessen. Mehrere Aufseher stehen dabei, weiße und schwarze, die immer mit Wort, Fluch und Geberde zum Fleiß anfeuern und nicht wenig gefürchtet sind. Zeigt sich einer oder der andre der Arbeiter läßig oder gar ungehorsam, so fliegt ihm die Peitsche in der schnalzendsten Weise um die Ohren und auf die Schultern. Unzählige Sclaven sah ich mit geschundenen oder vernarbten Rücken und Armen. Unbarmherzig schlägt der Aufseher darauf los, unbekümmert, wohin seine Streiche fallen, ob ins Gesicht, ob auf die Brust oder wohin am Körper sonst. Fürchterlich blecken sie die Zähne, wenn sie geschlagen werden und

schreien in schrillen Tönen; hin und wieder nimmt Einer Reißaus, der Sklavenbändiger hinter ihm her mit geschwungener Peitsche. Ohrfeigen und Fußtritte sind tägliche Kost und werden ohne jede Widersetzlichkeit von den Empfängern hingenommen. Vor Empörung fühlte ich zuweilen das Blut in meinen Adern kochen, und es hätte mir fast eine Befriedigung gewährt, wenn der Aufseher von seinen Gemißhandelten zwischen die Räder der Maschine geworfen worden wäre. — Dann Abends spät, nachdem ich lang dem seltsamen Schauspiel beigewohnt, verlor ich mich spazierend in die Felder. Rohr hier und da, ein einzelner Baum, einige Ochsen, in der Ferne Alleen, Reihen von Palmen, tiefblauer Himmel, wiederum wie vor einem Monat bei meiner Ankunft die volle Mondesscheibe, die warme, linde, südliche Nacht, in der Ferne gellender Gesang der Halbwilden, flackerndes Wachtfeuer, sonst tiefe Stille, ganz allein, es waren Momente eigenthümlichster Befriedigung. Losgelöst von Allem, was mein ganzes Leben mich umgeben, von Allen getrennt, die ich liebe, von Allen, die mir zuwider, weit über dem Weltmeer, ohne Freunde, auf heißer tropischer Erde, unter von unsren Begriffen ganz und gar verschiedenen Verhältnissen, keine Klänge meinem Ohr als castilianische, die Sprache des Cid und der Romanzen — ich kann wohl sagen, daß ich momentan mich glücklich schätzte. Denn das vor Augen zu sehen, was man unbewußt, aber feurig, begehrt, das zu genießen, zu haben, kann man doch in manchem Sinne Glück nennen. In solchen Augenblicken lernte ich den ganzen Werth dessen erkennen, daß ich ohne Begleiter die weite Fahrt unternommen. Selbst in Begleitung des intimsten Freundes, ja gerade in seiner am allermeisten, würde man stets an hundert Alltäglichkeiten erinnert, an tausend Dinge, die man zusammen erlebt; man spräche immer von Haus und Heimath. Das hat wohl seinen großen Werth und berührt warm und mild, in weiter Ferne Heimathstöne zu vernehmen. Ich kann selbst aus Erfahrung davon reden. Auch mag es großen Genuß bringen, sich gegen einen Freund auszusprechen über Alles, was

das Herz bewegt und den Sinn erfreut. Ich will es glauben. Ich verlange es nicht, und wenn ich es verlange, so kann ich's schriftlich thun. Aber der Genuß, den ich suchte und den ich fand, der läßt sich nicht empfinden, wenn man in Gesellschaft reist. Ich meine den Genuß: auf eine Weile Alles dahinten lassen, was mich je und je bewegt, die Augen zu in die Wellen stürzen, jenseits anlangen, ganz andre Dinge schauen als je zuvor, andre Lüfte athmen, nach andern Bildern blicken, andre Menschen sehen, über andre Sitten staunen, andre Pflanzen, andre Thiere finden. Alles momentan vergessen, nur ganz dem Augenblicke leben, dem einmaligen, fremdartigen, exotischen, phantastischen, vollkommen sich dem Heute überlassen, ganz den Eindrücken sich hingeben, rückhaltlos den Traum durchträumen, so lang er währt, gar nichts wünschen, nur dem Heute froh vertrauen, ins Allerfremdeste sich tief hinein versenken, und im ganz Seltsamen ganz zu Haus sich fühlen — so verstehe ich das Reisen! Ich finde es hier am Platze, einige Worte über meine Auffassung der Sklaverei, wie sie sich in den letzten Tagen mehr oder minder geklärt hat, hier einschalten zu lassen. Sollten sie schülerhaft ausfallen, so ist es zu entschuldigen — denn meine Beobachtungen und Besprechungen waren nur flüchtig — zudem hatte ich keinen gebildeten Menschen zur Seite, mit dem ich eingehender über diese wichtige Lebensfrage der Insel Cuba hätte reden können. Was ich also anführe, entspringt entweder den flüchtigen Erfahrungen, die mir geworden, oder fließt aus meinen allgemeinen, prinzipiellen Anschauungen. Nur fürchte ich mich in Allgemeinheiten zu ergehen, was ich sehr gern vermiede.

Daß die Sclaverei als solche etwas Verächtliches, von jedem nur einigermaßen sittlich denkenden Menschen zu verwerfen ist, steht zu sehr außer aller Frage, um hierüber näher einzugehen. Sie widerspricht noch vielmehr den Prinzipien und Gesetzen des Christenthums und der Christenliebe als den allgemein menschlichen und humanen, eine für mich ziemlich undefinirbaren Begriff.

Sie beraubt ganze Menschen-Racen vollkommen der Rechte, die sie als Brüder und Nächste von uns beanspruchen können, und erniedrigt dieselben zu Lastthieren und zum Schlachtvieh. Der Sclave existirt nur für seinen Herrn, sein einziger Lebenszweck besteht in der Arbeit für den, der ihm Brot und Stiefel gibt; für seine Familie kann er nicht sorgen, nicht an die Zukunft seiner Kinder denken, nicht seine alten Eltern unterstützen, er lebt von heute auf morgen, von einem Jahr zum andern gleichmäßig fort, ohne Hoffnung, ohne Wunsch, ohne Sorge, ohne Furcht, ohne Zukunft. Er denkt nur ans Heute; was sein Herr mit ihm beschließt, das muß er dankbar annehmen und muß sich stumm der Peitsche krümmen, die auf ihn niederschlägt. Welch ein entsetzliches Dasein! nur zum Schaffen, zum Ziehen, zum Füttern, zum Peitschen. Wie entwürdigend für die, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind. Davon wissen sie aber nichts, nichts davon, daß auch für sie Alle dasselbe Blut zur Versöhnung geflossen, daß um ihrer elenden Existenz, um ihrer Verachtung willen der lebendige Gott noch größeren Schimpf erlitten. Hätten sie davon eine Ahnung, so würden sie frei sein, selbst unter dem Druck der Sclavenkette. Keine bessere Eigenschaft, kein edler Trieb, keine hohe Regung, kein erhabener Gedanke kann da geweckt werden, wo Herr und Diener die Peitsche als alleinigen Dolmetscher zwischen sich aufgestellt. Muß da nicht jeder nicht schon ganz verglommene Funke von Ehr- und Selbstgefühl baldigst verschwinden und Haß, Neid, Schlauheit, Gier, Tücke, Lug und Trug sich wuchernd entwickeln? Menschen, die ohne jedes Ziel auf Erden leben, müssen furchtbar verkommen und unter die Thiere sinken an sittlichem Werth. Der Mensch stammt zwar nicht, wie man so gerne meint, vom Affen, aber er kann dem Affen verwandt werden, wenn er Alles verliert, was ihn als Mensch über die Thierwelt erhebt. Es haben diejenigen, die dieses Unwesen befördert und zu ihrem eignen materiellen Vortheil diesen Gräuel weiter getrieben und entwickelt, einen furchtbaren Fluch und gräßliche Verantwortung

auf sich geladen. Ja man sollte es kaum für möglich halten, daß in unsren christlichen Zeiten die nach diesem Namen sich nennenden Menschen nach den Schaaren der schwarzen Unbekehrten fahndeten, nicht etwa, um sie zu bekehren, sondern um sie ihrem Eigennutz, ihrer Geldgier dienstbar zu machen und um sie nach Herzenslust durchzuprügeln. Es müßten freilich noch Generationen schwinden, bis man die Neger durch fortgesetzte, eifrigste Sorge und unermüdlichste Ausdauer auf eine höhere geistige und sittliche Stufe bringen könnte. Aber davon kann keine Rede sein, denn der Zucker würde darunter leiden — und der Neger ist ja nur des Zuckers halber auf der Welt. —

Nun, die Sclaverei geht auch auf Cuba ihrem Ende entgegen, daran ist kein Zweifel,*) wenigstens der Form nach. Ob aber dann für die Schwarzen eine bessere Zeit beginnen wird, eine Zeit, wo auch ihrer Seele Speise und Trank geboten werden wird, das vermag ich nicht zu sagen. Sie werden befreit werden und dann als bezahlte Arbeiter ihr Leben fristen. Seit langen Jahren schon ist der Import fremder Sklaven aus Afrika in die Insel verboten, seit sechs Jahren aber so strenge, daß es selbst der schlausten Schmuggelei nicht möglich wäre, Rekruten zuzuführen. Dadurch schon ist die Sclaverei auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Auch sterben ihrer jährlich mehr als geboren werden. Die Sprößlinge von Schwarzen und Weißen, die Mulatten, werden vom Gesetze nicht als Sclaven betrachtet. Jeder Sclave darf sich mit einer gewissen Summe Geldes frei kaufen, und es ist strenges spanisches Gesetz, keinem, der die Taxe bezahlt, die Freiheit zu verweigern. Die Wenigsten wollen jedoch frei sein, weil sie dann keinen Anspruch mehr haben auf Versorgung im Alter und in Krankheit. Auf España sind etwa fünfhundert Schwarze, deren Beköstigung, Bekleidung und Versorgung ausschließlich dem Eigenthümer obliegt, der auch verpflichtet ist, die Kinder, die Alten, die Schwachen und

*) Ist inzwischen schon abgeschafft worden.

Kranken so zu erhalten, als ob sie arbeitsfähige Leute wären. Kann da eine Familie bestehen, wo der Vater sich nicht um Weib und Kind kümmert, sondern Alle aus einem gemeinschaftlichen Kessel gefüttert werden? Von Vater-, Mutter-, Kindes- und Geschwisterliebe kann wohl auch nicht die Rede sein.

Die Neger arbeiten fleißig und flink, bei jeder Witterung und zu allen Jahreszeiten. Wenn sie dabei auch kein heiteres Gesicht zeigen, so singen sie doch sehr häufig und machen Spektakel. Ihre Gestalt ist schön, muskulös und athletisch: breitgewölbte Brust, stramme Schulter, sehnige Arme, schlanker Leib, in jeder Hinsicht gut gewachsen. — Die Weiber, sofern sie jung sind, geschmeidig, voll, schlank, kräftig, stolzen Ganges, rund und glatter Formen. In der Farbe variiren sie in allen Schattirungen zwischen pechschwarz und chokoladebraun. Weiße Haare sah ich selten, verkrüppelte Gestalten beinah' nie. Nur Eines ist bei ihnen von abnormster Scheußlichkeit, von solcher Häßlichkeit, daß es fast schreckenerregend ist — das sind ihre Füße. Gänzlich form- und gestaltlose Klumpen, Knollen, Ungethüme, mit an allen Seiten geborstenem Leder oder Pergament überzogen. So erschienen wenigstens Viele. Ob das von der heißen Arbeit in Fabrik und Feld herkommt oder ob es ihnen eigenthümlich, weiß ich nicht zu entscheiden. Sie sehen aus wie versengt, verbrannt, verdorrt, verkohlt, kurz von auffallender Ungestalt, ganz affrös. — Die Kleidung der Männer besteht aus allen Zwischenstufen, die nur denkbar sind, vom winzigsten Läppchen bis zu Hemd und Hose; Abends, wenn's kühl wird, sieht man sie wohl hie und da einen Paletot von sackartigem Schnitt tragen. Hüte von Stroh tragen sie Alle in der Hitze, auch ein buntes Tuch um den Kopf gewickelt. Nicht ganz so dürftig ist die Kleidung der Sclavinnen: von der Hüfte abwärts ein Rock und eine flatternde Schürze vor dem Busen; — Manche legen eine Menge Fetzwerk an, wie es ihnen gerade einfällt. Oft sind beide Geschlechter völlig gleich gekleidet und bei einem jugendlichen Gesicht weiß man dann nicht, ob man einen Jüngling oder

ein Mädchen vor sich hat. Unter den Mädchen sah ich sehr hübsche Gesichter und Gestalten und, was mir besonders auffiel, eine sehr schöne, elastische, amazonenhafte Haltung des Oberkörpers. Die Glücklichen haben nie einen Tanzlehrer gehabt, haben nie Ballatmosphäre geathmet, wissen gar nicht, was usage du monde ist, aber ihre Gestalt wissen sie zur Geltung zu bringen. In freier Luft, unter strenger Arbeit lernt man das, nicht am Stickrahmen. Die Kinder sind geradezu scheußlich, wie Affen, kriechen auf allen Vieren und gehen vollkommen nackt, besonders die Mädchen. Selbst die Kinder des Administrador, eines vermögenden Spaniers, zwei Mädchen, zeigten sich mit Vorliebe ganz unbekleidet. Die Kinder der Sclaven wachsen gerade wie Thiere auf, ohne Schule, ohne Religion, ohne jede erziehende Hand. — Viele aus Afrika importirte Neger rühmen sich, so und so viel Menschen verzehrt zu haben; hier angelangt, sind sie jedoch ziemlich zahm. Die lange, qualvolle Seereise im vollgepfropften Schiff hat sie mürbe und furchtsam gemacht. Furcht ist auch das einzige Mittel, womit sie niedergehalten werden. Wie sollten sich sonst fünfhundert wilde Menschen von einigen wenigen Aufsehern beherrschen lassen? Revolten kommen gar nicht vor, desto häufiger die Flucht. Während meiner Anwesenheit in España flohen eines Morgens sechs Schwarze in mehrere Stunden entfernte Wälder. Mit speziell hiezu abgerichteten Hunden wurden sie wieder eingebracht. Diese Hunde werden nur zum Negerfang gehalten, zerreißen das Wild aber erst auf besonderes Geheiß. Sie stellen den Geflohenen, d. h. zuerst spüren sie ihn auf, mag er auch noch so weit entkommen sein; wenn er sich gefangen gibt, ist's gut, wenn nicht, dann wird der Hund gehetzt. Ist dies nicht die scheußlichste aller Jagden? — Die Neger werden zwar alle, die im Lande gebornen bald nach der Geburt, die importirten nach der Landung getauft, aber es fehlt ihnen jeder Religionsunterricht, jede Kirche, jede christliche Anschauung. Christlichen Sinn in einer zusammengeprügelten, von Hunden gehetzten Masse zu suchen, wäre an sich schon ein Unsinn. Bei meiner Ankunft in España lachte

man nicht wenig, als ich, auf ein hervorspringendes Gebäude mit Glockenthürmchen deutend, frug, ob das eine Kirche sei. Gottesdienst kommt auf den Pflanzungen nicht vor; der Sonntag dient zur Arbeit, nicht zur Ruhe und Feier. — In ehelicher Beziehung nehmen es die Schwarzen nicht sehr genau; Jeder nimmt Weiber, so viel er will, und jedes Weib hält sich zu so viel Männern, als ihr gefallen. Wirkliche Treue zwischen Mann und Frau gehört zu den Seltenheiten. Oft heiraten sie auf so und so lange und gehen dann wieder von einander. Ein Neger erzählte mir lachend, er habe fünf Frauen. Bei den Weibern entscheidet nicht sowohl die Schönheit eines Mannes oder die Liebe zu ihm, sondern meistens, wie viel er zahlt. Darum sind ihnen die Chinesen, die keine Weiber mitbringen, durch die sie abgezogen werden könnten, am liebsten; die Chinesen haben Geld und zahlen gut. Es kömmt oft vor, daß ein Chinese ganz mit einer Negerin lebt und ihr Alles gibt, was er verdient. Ich finde diesen Geschmack der Negerinnen theilweise begreiflich; sie wollen sich doch auch einen Schmuck kaufen. Die Schwarzen bekommen von ihren Herrn zwar kein Geld, es geht ihnen aber deßhalb materiell doch nicht schlecht. Sie wissen sich ihre kleinen Nebenverdienste zu erwerben, und Viele haben Hühner, Schweine, Gemüse u. s. w. Kommt es ja doch vor, daß sie so viel ersparen, um sich frei zu kaufen. — Man sagte mir, daß die schwarzen Weiber ihre gelben Kinder meist lieber hätten als die der eignen Farbe. Dasjenige Paar, welches gerade mit einander lebt, hat auch sein eigenes Zimmer, das ich zu gleicher Zeit als Hühner- und Schweinstall verwendet sah. Doch muß ich gestehen, daß ich mir diese Behausungen schmutziger und elender vorgestellt, als ich sie wirklich getroffen. Der große Hof inmitten des Sclavenhauses dient zu gemeinsamer Benutzung, zum Trocknen der Wäsche, zum Weiden der Hausthiere, zum Spielen der Kinder. Die allgemeine Küche steht im Mittelpunkt. Von den Negerwohnungen gesondert sind die Behausungen der Chinesen, deren es jetzt auf allen Pflanzungen viele gibt, wenn auch immer weit weniger

als Schwarze. Die Chinesen sind nicht Sclaven, sondern sie verdingen sich durch achtjährigen Kontrakt als Arbeiter und haben nach Ablauf dieser Zeit Freiheit, zu gehen oder noch länger zu bleiben. Sie sind körperlich nicht so kräftig als die Neger, ihnen aber geistig weit überlegen und darum zu allen feineren Arbeiten mehr verwendbar. Sie müssen z. B. nicht auf dem Feld Rohr schneiden, sondern werden mehr an den Maschinen verwendet. Auch ihre Wohnungen verrathen durch eine gewisse Nettigkeit und Ordnung, daß sie Leute sind, die dem Naturzustand entrückt sind. Ein ähnliches Kontrakts-Verhältniß dürfte sich später nach Aufhebung der Sklaverei zwischen Schwarzen und Pflanzern ergeben.

Interessanten Umgang fand ich in dieser Woche auf den verschiedenen Pflanzungen fast gar nicht. Die Leute hatten kein Buch im Haus und ihre Gespräche waren mir so langweilig, daß ich mich ganz auf mich selbst zurückzog und nur mit ihnen verkehrte, insofern es zu meinem Verständniß der Zuckerbereitung erforderlich war.

Man lebt auf solcher Plantage ziemlich träg und behäbig; man sitzt unaufhörlich in Schaukelstühlen, geht ab und zu einmal spazieren, trinkt Cognac oder Bier mit Zucker und Wasser, frühstückt, dinirt, reitet einmal aus und freut sich dann immer wieder, von Neuem ausruhen zu können. Doch ward mir auch große Abwechslung zu Theil durch bedeutende Excursionen, die wir unternahmen. Einmal waren wir zwei volle Tage von Haus weg. Wir ritten zu dreien in der Frühe fort und kamen ungefähr nach einer Stunde zu einer der schönsten Pflanzungen der ganzen Insel, genannt Flor de Cuba. Hier besahen wir zuerst die Maschinen und Arbeits-Räumlichkeiten und machten dann den Eigenthümern, zwei alten, unverheirateten, sehr gebildeten Herrn, die sich lebhaft für meine California-Reise interessirten, einen Besuch. Wir wurden gebeten, länger zu bleiben, frühstückten bei ihnen trefflich und blieben bis drei Uhr Nachmittags zusammen. Dann wurden unsre Pferde wieder vorgeführt; wir ritten eine Stunde weiter zu einer Pflanzung,

Alava, die ebenfalls Eigenthum des Don Juan Zulueta ist, erfrischten uns mit einem Schlückchen Cognac und avisirten unser Erscheinen zum Speisen um sechs Uhr. In der Zwischenzeit wurden die Maschinen bewundert, wobei ich erfuhr, welch wahrhaft erstaunliche Masse Zucker hier jährlich fabricirt wird. Die Zahlen habe ich leider vergessen. In Alava sind neunhundert Sklaven. Diese Pflanzung gehört zu den bedeutendsten auf Cuba. Nach Tisch, als es bereits dunkel war, bestiegen wir eine Pferdebahn, welche nur zwischen den Pflanzungen Zulueta's verkehrt und fuhren nach der sehr nahe gelegenen Biscaya. Dort trafen wir mit unsren Reitpferden zusammen, die vorausgeschickt waren; denn wir sollten noch denselben Abend weit fort, um einen Ball einer Schwadron freiwilliger Kavallerie zu besuchen, in welcher der Administrador von España Lieutenant ist. Nun kam einer der schönsten Momente meiner ganzen Reise. In heller, mondbeglänzter Tropennacht durch die Zuckerfelder Cubas galoppiren, gefolgt von einem Piket daher sprengender Cavallerie, — das fand ich so außerordentlich, so selten, so romantisch, so herrlich, daß mir das Herz vor Entzücken an die Rippen schlug. Wir flogen nur so dahin. Endlich waren wir am Ballplatz angelangt. Vor einer Schenke sahen wir einen Haufen Pferde angebunden, einige Wagen standen herum, die Thüre war geschmückt, drinnen rauschte Musik, Jubel und Geschrei. Die kleine Schenke war der Vereinigungspunkt aller der von nah und fern Erschienenen. Der Ball hatte begonnen. Der Saal war ganz voll; rings herum saßen die mehr oder minder geputzten Damen, nur wenige hübsch. Die ganze Sache erinnerte mich an einen ungarischen Pußta-Ball. Es wurden manche nationale cubanische Tänze aufgeführt, welche auch wieder an den ungarischen Czardas mahnen. Einmal tanzte ich auch. Es wurde Polka gespielt, und ich tanzte Polka, meine Dame aber tanzte unverwandt Walzer; sie war nicht zu bewegen, ihren Vorsatz zu ändern, — sie immer Walzer, ich immer Polka, es war ein schreckliches Ringen nach Takt. Schwebend war es gerade nicht,

aber ermüdend. Ich gab es bald auf; es machte mir mehr Freude, in der schönen Mondnacht umherzugehen als mich in der heißen, rauchigen Kneipe zu langweilen. Wir hatten eine Stunde nach Haus zu reiten und kamen um drei Uhr Morgens nach Alava zurück. Wir schliefen in den halben Tag hinein, blieben den Sonntag noch in Alava, besichtigten einige Pflanzungen in der Nähe und ritten erst folgenden Tages, nicht ohne unterwegs in einer Pflanzung, die wir passirten, vorzusprechen, wieder nach España. Das ungewohnte, lang entbehrte Reiten auf den Paß gehenden kleinen Pferden machte mich recht müde. — Ein andres Mal blieben wir nur einen Tag aus, sahen mehrere Plantagen, unter anderen eine, auf welcher als Gastfreund seit langen Jahren ein deutscher Naturforscher wohnt, der ein recht hübsches Museum ausgestopfter Thiere der Insel Cuba angelegt hat, wofür er, als er die ganze Sammlung im Jahre 1867 auf die Pariser Ausstellung gebracht hatte, eine silberne Medaille bekam. Er ist ein gemüthlicher alter Junggeselle, der ganz erpicht ist auf seine alten ausgestopften Vögel. Bei herrlichem Vollmond ritten wir Abends nach Haus. — So verging fast eine Woche auf allen diesen Pflanzungen, und ich hatte ein anschauliches Bild der Zuckerfabrikation und des Sklavenwesens bekommen. Von schöner Gegend oder besonderer Vegetation, die mir aufgefallen wäre, wüßte ich gar nichts zu erwähnen. Das Land ist meistens endlos flach, Zuckerfeld an Zuckerfeld. Der Boden besteht aus einer dunkelrothen Erde, deren Staub fast in alle Kleider dringt und schwer herauszubringen ist. Gerade diese rothe Erde soll dem Gedeihen des Rohrs besonders dienlich sein. Die Wälder sind dicht mit Schlingpflanzen verwachsen und geben ein beredtes Zeugniß von der Ueppigkeit des Bodens. Auf den Feldern kommt fast nur die Königs-Palme vor, zuweilen in langer Allee.

Cuba gehört zu den fruchtbarsten Ländern der Erde; hier wird der dritte Theil alles Zuckers gepflanzt, der auf der ganzen Welt aus Rohr produzirt wird. Und doch ist bei weitem noch

nicht der größte Theil der Insel angebaut. Das Wetter war während der ganzen Zeit beständig, fortwährend günstig, die Hitze drückte mich nicht, und wir hatten prächtige Mondnächte. Ich klage viel weniger über die Wärme als die hiesigen Leute und kleide mich stets gleich. Mir ist es z. B. unerklärlich, wie ein Tropenbewohner in jetziger Jahreszeit sich über Hitze beklagen kann. Ich in Winterkleidern verspüre gar nichts. Daneben hört man unablässiges Gewinsel über Kälte, wenn einmal ein frisches Lüftchen weht. Wie froh bin ich, daß auf mich die Witterung gar keinen Einfluß ausübt und daß ich stets so gesund bin. Als Lektüre hatte ich nur spanische Studien und mehrere in St. Louis erhaltene Schriften bei mir.

Ich schreite nun zu etwas recht Materiellem und will Euch erzählen, wie man auf den Pflanzungen ißt und trinkt. Morgens gleich nach dem Aufstehen erhielten wir eine Tasse so vortrefflicher Chocolade, wie ich früher nie etwas ähnliches getrunken. Das roch, duftete, sah aus und schmeckte wie Chocolade, nicht wie Mehlbrei, wie Gewürz, wie Milch und Zucker, nur wie Chocolade, ganz wie Chocolade. Ach, und ich habe vergessen, mich nach dem Rezept zu erkundigen. Das wird Tante Louise nie begreifen können. Die Chocolade war so dick, so matt glänzend, so appetitlich, schmeckte stets nach einer zweiten Tasse; und ich hätte nicht die Unbefangenheit, darum zu bitten. Dies war aber auch das einzige, wahrhaft Gute, was den Tag über in meinen Magen kam. Um elf war Frühstück, um sechs wurde dinirt. Beide Male gab es unendlich viele Schüsselchen und Sächelchen; ein einziges Stück saftigen Roastbeefs wäre mir weit lieber gewesen. Schweinsknöchelchen figurirten als eigene Speise, Hühnerfüßchen, Speck, Reis, Spargeln als Salat, Alles und Jedes wird extra servirt; verkohlte, verbrannte Bananen durften auch nicht fehlen. Dabei wird Alles mit Oel zubereitet, woran ich mich schwer gewöhnen konnte. Jeden Tag gibt's Wecksuppe, Wasser mit breiweichem Weißbrod, etwas fett, dick, heiß, mundete mir durchaus nicht. Selbst der Braten,

auf den die letzten Hoffnungsstrahlen gerichtet waren, erschien ölgetränkt. So kam es, daß ich beim Frühstück meinen Hunger mit Reis und beim Diner mit Malaga-Trauben stillte. Ach, und der Reis war mit Safran zubereitet. Der tägliche Bordeaux und die spanischen Weine waren trinkbar, der Rheinwein ziemlich, der Champagner warm, das Wasser lau. Die Hausfrau war immer schmutzig angezogen, eigentlich weiß, aber nicht mehr frisch, befettet, unsoignirt; das älteste Mädchen, welches mit speiste, putzte sich nie die Nase und hatte ein ganzes Arsenal von Vorräthen zwischen Mund und Nase angehäuft. Die zärtlichen Blicke, die ich ihm zuwarf, waren alle erheuchelt; denn ich fand dies Kind odios. Der Administrador that sein Möglichstes, um mir den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Schließlich ließ er mich zur Bahn fahren. In sechs Stunden war ich in Habana. — Hier bin ich nun noch, ohne zu wissen, was mein nächstes Reiseziel sein wird. Eine Fahrt nach Mexiko war projektirt. Doch fährt man vier Tage zur See, vier Tage zurück, acht Tage elend. Ich ließ diesen Plan nicht aufkommen. Andre Umstände traten hinzu, die diese Excursion sehr erschweren. In Mexiko reist man nicht auf der Eisenbahn, sondern mit der Post. Dieselbe soll aber so oft den Ueberfällen von Räubern ausgesetzt sein, daß es dem Einzelnen nicht gerathen ist, ohne Noth mit dem Eilwagen zu fahren. Die Zusammenstellung einer Karavane erfordert aber zu viele Mittel — und schließlich würde man sich für all die gebrachten Opfer nicht einmal entschädigt finden.

Wie ich vernommen, muß man, um zu irgend einer andern westindischen Insel zu gelangen, über St. Thomas. Auch dorthin fährt man fünf Tage.

Neulich bestieg ich das Castillo de la Cabaña. In jetzigen kriegerischen Zeiten ist der Eintritt allen Unbefugten strenge untersagt. Nur die spezielle Erlaubniß des Gobernador General öffnet die Thore. Durch Vermittlung des norddeutschen Generalkonsuls erhielt ich solche für die Festung und die Forts. Von letzteren

besuchte ich nur den Morro. Man hatte mir strenge gerathen, wegen der später großen Hitze jedenfalls schon um sieben Uhr in der Frühe den Weg anzutreten; ich kehrte mich aber nicht daran, zumal es gerade Morgens regnete, und verließ meine Wohnung erst um zehn Uhr. Der Weg führte mich zum Hafen. Zuerst ging ich den Quai auf und ab, um mir eine kleine Schaluppe auszusuchen. Sie liegen zu Dutzenden elegant und bewimpelt am Ufer; die Ruderer bieten sich dem Vorübergehenden an. Ich wählte eine, handelte um die Fahrt, stieg ein und ließ mich quer über den hier sehr schmalen Hafen an den Fuß der Cabaña setzen. Allein stieg ich den steilen, schattenlosen Weg hinauf, der in mehreren Krümmungen sich hinan windet. Von unten hält man die Festung nicht für hoch; anders, wenn man hinauf klettert und dann hinab sieht. Der Felsen, auf dem das Castell erbaut ist, steigt fast senkrecht aus den Fluthen empor. Ein schmaler, unbebauter Rand trennt den Hafen vom Beginn der Steigung. Hie und da erblickte und begegnete ich Soldaten in der Uniform der Voluntarios. Mir kam es weniger vor, als ob ich ein großartiges kriegerisches Etablissement besuche, sondern viel eher wie der Eingang zu irgend einem mysteriösen, sagenhaften Schloß. Die Mauern scheinen so verwittert, so ehrwürdig, rings Alles so still, so kühl zwischen den hohen, schattigen Bastionen. Oben am Thor mußte ich meine Boleta vorzeigen und ward eingelassen. Dann frug ich nach dem Festungs-Commandanten, einem spanischen General, an welchen mein Erlaubnißschein nebst Empfehlung gerichtet war. Sein Haus steht isolirt, durch eine Flagge weithin sichtbar, oben auf der höchsten Spitze der Feste. Er war gerade beim Rapport, empfing mich mit kastilianischer Grandezza und ausnehmender Liebenswürdigkeit, offerirte mir Platz und ersuchte mich, einen Augenblick zu verziehen, indem er sich mit seinem Dienst entschuldigte. Nachher führten wir eine artige Conversation, sofern es nämlich meine Gewandtheit im Spanischen zuließ. Schließlich beauftragte er seinen Adjutanten, mir die Festung mit allem Zubehör zu zeigen. Sein treffliches Opernglas gab er mir mit, damit ich die Aussicht nach allen Seiten

geniessen könnte. O, ich habe ihm seine Zuvorkommenheit schlecht gedankt; später auf dem Morro ließ ich das Glas fallen und zerbrach die Einfassung. Fast niemals im Leben war ich in solcher Verlegenheit, als da ich ihm mein Vergehen eingestand; es hat mir außerordentlich schwer gefallen. Mich entfernen aber, ihm sein Glas überschicken, hätte ich auch nicht vermocht. Das hätte noch mehr nach bösem Gewissen ausgesehen. Er war so taktvoll, gar nichts zu sagen, als ob nichts geschehen. Dem Adjutanten folgte ich also, Treppe auf, Treppe ab, über Zinnen, Mauern, Platformen, durch dunkle Gänge, große Thore, kühle Casematten, durch ein ganzes unentwirrbares Labyrinth. Dabei rühmte er die Uneinnehmbarkeit dieser Festung und des Hafens von Habana. Mannschaftszimmer, Officierswohnungen, Corridors, Küchen, Magazine, Kammern, — Alles wurde besichtigt. Grell waren die Uebergänge in der Temperatur. An schattenlosen Stellen war die Hitze unerträglich; — an dunklen Orten, wohin nie ein Strahl dringt, war es kühl und feucht. Es war mir ein besonderes Vergnügen, eine unverkennbare Aehnlichkeit der Mannschaftsräume mit denen in unsren Cavalleriekasernen zu entdecken. Die nämliche Art, die Betten zu stellen, die Kleider und Kopfbedeckungen aufzubewahren. Da flickte sich Einer die Hosen, Andre schliefen; — kurz ich fühlte mich nach Neusiedl am See versetzt, wo ich meine cavalleristische Existenz begonnen. Als wir uns satt gesehen hatten, traten wir in die hohe, kühle, leere, uninteressante Wohnung des Adjutanten. Er bot mir Cognac an. Sein Privatdiener Alejandro konnte denselben lange nicht finden. Dieser ist ein Mulatte, ältlich aussehend, weißen Haares, doch ganz stramm und militärisch. Mein Erstaunen war grenzenlos, als ich hörte, daß Alejandro schon 110 Jahre alt sei. Dann ging's weiter, wir kletterten, stiegen, schlüpften, krochen und setzten uns hie und da. Endlich kamen wir an ein weit vorragendes, ausspringendes Eck an der Bastei. Ich schwang mich hinauf und nahm in der Spitze des Winkels Platz. Da lag tief zu meinen Füßen das zaubervolle Habana mit seinen

Thürmen, Palmen, seinem Rauschen, seinen Düften; senkrecht unter mir der wie Schlangenhaut in der Sonne schillernde Hafen mit seinen tausend Wimpeln, Segeln, Flaggen, Barken. Links im Hintergrund hemmten andre Castelle den Blick in weite Ferne; zur Rechten aber, schlank und unerschütterlich, erhob sich der Faro am Morro aus den Fluthen, dahinter in unendlicher Ferne sah man die Gewässer des Golfes sich heben und senken. Welch prächtiges Bild! In so engem Rahmen, und wie reich, wie bunt, wie voll Abwechslung! Ich wollte meine Clause gar nicht verlassen, denn ich war fest überzeugt, einen ähnlichen Blick in langer, langer Zeit nicht mehr zu genießen. Berg, Wasser, Stadt — Castillo de la Cabaña, Golf von Mexiko, Habana, Alles in einem Moment, mit einem einzigen Blick! und von so stolzer Höhe herab! Es war wundervoll, einzig in seine Art, herrlich! Ich habe das mir groß dünkende Glück, bei jeder Gelegenheit das Eigenthümliche in der Situation sofort herauszufinden, mich fest daran zu klammern und alles Andre, was noch daran hängt, vollkommen zu vergessen, ja nicht einmal zu bemerken. Ich werde daher auch nicht leicht durch triviale Aeußerlichkeiten enttäuscht; sie fallen mir gar nicht auf, stören nie die Harmonie zwischen dem Gedachten und Erblickten. Unten in der Stadt wähnt man die Festung ganz nahe und glaubt, man könne einander zurufen; wie anders, wenn man oben sitzt und tief und fern das Getreibe der Stadt, den Ruderschlag der Schiffer, das Läuten der Glocken vernimmt. Auch das ging vorüber, ich kroch herab von meinem Sitze und folgte wiederum dem Adjutanten, bis er mich einem Soldaten überlieferte mit der Weisung, mich zum Morro zu führen. Wir gingen über einen felsigen Fußpfad an Klippen vorüber und waren in wenigen Minuten schon im Wall des genannten Forts. Romantisch, zackig, meerumspült, starrt es an der Pforte des Hafens aus den Wassern; im Vergleich zur Cabaña ist es sehr klein, dabei winklich, finster und öde. Mein Führer schien nicht sehr bekannt, denn es dauerte lange, bis er Jemand erkundete, der mich zum Commandanten

brächte. Ihn selbst hieß ich warten, bis ich wiederkäme. Auch hier war man sehr freundlich gegen mich und ließ mir Alles zeigen. Es ist übrigens am Morro nicht viel zu sehen. Bald war Alles abgethan. Etwas ist doch herrlich, und zwar noch mehr zu hören als zu sehen. Das sind die Wellen zur Zeit der Fluth. Wie die mit dröhnendem Schlag und Anprall daher brausen, an den Mauern bersten und mit dumpfem Murmeln zurückschießen in den Schoos des Meeres! In den gewölbten Räumen des Forts hat es wahrhaft schauerlich gerauscht — man sieht ja nichts und hört nur das allgewaltige Sausen der Wogenmassen, als ob sie den Fels in ihre Tiefe reißen wollten. Absonderlich schön ist es auch, wenn man des Abends vom Castillo de Punta aus zusieht, wie die Fluthen sich gegen den klippengethürmten Morro einher wälzen, wie sie sich riesig, himmelhoch, senkrecht aufthürmen, den Fels überschwemmen, das Gemäuer überspritzen und auf der andern Seite in Millionen von Tropfen herunter perlen und in die See rieseln. — Dann ging's auf den Faro, den Leuchtthurm, der auf der äußersten Felsklippe sich erhebt. Oben hatten wir eine reiche Aussicht auf das Meer, nach beiden Seiten. Das enorme Teleskop wurde bewundert, welches so scharf ist, daß ich die einzelnen Kleidungsstücke der auf dem Paseo spazierenden Leute unterscheiden konnte. Von ungeheurer Dicke und seltsam prismatisch geschliffen ist das die Leuchte umgebende Glas, welches den Schein wohl hundertmal wiederspiegelt. Hier sah ich auch ein Register aller Flaggen, aller Schiffszeichen, der Seesprache u. s. w. Immer muß Jemand auf der Warte stehen, um, wenn am Horizont ein Schiff sich zeigt, sogleich zu erkennen, welchem Land es angehört, welcher Gestalt es ist, woher es kommt, wohin es fährt. Alles dies wird sofort am Morro durch entsprechende Flaggen bekannt gegeben. Dann ging ich wieder auf die Cabaña zurück, weil am Morro keine Nachen liegen, und stieg dann den Hinweg wieder herab, trat in ein Boot und fuhr tanzend und schaukelnd hinüber zur Stadt. Welcher Contrast! Dort die kühle Ruhe, tiefe Stille,

Chinesen in flatternden Hemden laden Kohlen; — hier lebhafte Bewegung, Matrosen fluchen, Voluntarios schlendern einher, Sclaven, braun und nackt, schleppen Ballen auf dem Kopfe. Auf der Plaza der Amas, gegenüber der Kapelle des Columbus, kaufte ich bei einer schwarzen Obsthändlerin mehrere Orangen und sog ihren Saft, der nach all dem Steigen und Ermüden sehr erfrischend war.

Einmal unternahm ich einen hübschen Gang. In der größten Mittagshitze fuhr ich eine Strecke weit mit der Pferdebahn am Ufer des Meeres hin, nach Westen zu. Bei der Mündung eines Baches stieg Alles aus. Ich folgte dem Laufe des Gewässers, welches zwischen niederem Gestrüpp dahin murmelte. Gerne hätte ich gebadet; da ich aber fürchtete, meine Kleider möchten mir gegestohlen werden, unterließ ich es dann. An einer Kalkbrennerei führte es mich vorüber, obgleich den Fremden der Weg mittelst Anschlags verboten war. Dann begann ein sehr schmaler, fast unsichtbarer Pfad zu steigen; unter mir sah ich das Flüßchen zwischen steilen, saftig bewachsenen Ufern sich hinwinden. Ochsen und Kühe vertraten mir den Weg; ich zog kreuz und quer, ohne Schatten, bei flammender Sonne. Im Ganzen hatte ich mir die Richtung gemerkt und konnte nicht leicht irren. Hirten sah ich still und träge unter Bäumen liegen, um gar nichts bekümmert, ruhig den Tag, das Leben verträumen. Ihnen genügt vollkommen ihre Existenz, sie haben keinen stürmenden Ehrgeiz, füllen ihre Sphäre vollkommen aus, leben mit Allen in Frieden, erleiden keine Hallucinationen, keine Gesichte, keine Offenbarungen — sie sind ganz zufrieden, in der That beneidenswerth. Zwischen Aloe-Hecken auf steiniger Straße führte mich das Pfädchen später durch ein Dorf, schlängelte sich um den Hügel des Castillo del Principe und mündete beim Jardin Botanico in den Paseo de Tacon. An der Statue Karls III. mit dem Rococo-Zopf und der großen Ramsnase vorüber kam ich in die Stadt, gerade recht, um mit vollem Appetit mein Diner einzunehmen. — Die Abende

bringe ich verschieden zu. Bald schlendre ich durch die Straßen, alles Ungewohnte beobachtend, bald spaziere ich in den botanischen Garten, bald betrachte ich die am Morro brandenden Wogen. — In den dem Quai nächsten Straßen bei der Aduana trifft man betrunkene Matrosen und Soldaten, singend, jubelnd, tobend. Zuweilen spielt auch militärische Musik auf einem der Kriegsschiffe oder am Ufer. Des Morgens besuche ich auch die Markthallen. Sie bestehen nun mehr aus hölzernen Buden, in denen Alles feil geboten wird, was zur Nahrung dient. Was ist da nicht Alles? Gemüse, Fleisch, Hühner, Gänse, Wurst, Früchte, Fische, frisch und gesalzen, Fett, Oel, dazu die Sclavinnen und Verkäuferinnen mit verbissenen Tabakstengeln zwischen den Zähnen, die ohnehin schon penetrant ausdünstende Haut der Schwarzen, welche nicht durch Gewänder bedeckt wird, — unbeschreiblich die Mannigfaltigkeit der Wohlgerüche. Ergötzlich ist das Gewühl des Volkes. Das schwatzt, schnattert, gackert, ruft, singt, johlt, flucht, drängt, schiebt, stoßt, zupft, grinst, ganz anders doch als auf unsern Märkten in gebildeteren Städten. Alte Negerinnen sind gewöhnlich entsetzlich, geradezu ekelhaft, und ich muß deren so viele sehen. Die Chinesen tragen hier vielfach keinen Zopf mehr, rasiren auch nicht mehr den Schädel, sondern lassen Alles wachsen. Das früher viel geschorene Haar wuchert nun in üppigster, beneidenswerthester Weise. — Dieser Brief ist bestimmt, Euch Freude zu bereiten und Euch meine Grüße zu bringen von Habana.

XXVI.

Santiago de Cuba, 2. März 1870.

Rasch und kurz entschloß ich mich vorige Woche, Habana zu verlassen und meine Reise nach den andern großen Antillen fortzusetzen. Anfangs war es beschlossen, hier auf der Insel zu

bleiben, bis das Frühjahr käme; ich dachte, noch verschiedene Pflanzungen besuchen zu können. In Habana aber hatte ich nichts zu thun, alles Sehenswerthe war betrachtet; so packte ich plötzlich zusammen und reiste nach dem Osten der Insel. Am letzten Tage machte ich mir die Freude, mich von einem galizischen Schiffer im Hafen umher rudern zu lassen. Ich wollte einen Herrn erkunden, welcher auf einem Bremer Dampfschiff gekommen war, um ihm Aufträge nach New-Orleans zu geben. Als ich zum Quai des Hafens kam, fand ich Alles ungewöhnlich lebendig; eine Menge Matrosen in bunter Kleidung wogte auf und ab und im Hafen selbst war Alles laut. Im selben Augenblick begann eine Schiffskapelle ihr Concert; ich dachte, es gelte mir als Abschiedsserenade, nahm es dankbarst an, bestieg ein Boot und hieß den Fährmann mich nach dem deutschen Dampfer rudern. Am selben Tage waren drei ausländische Schiffe mit Post angekommen. Man muß in Habana oder überhaupt auf einer Insel-Kolonie gewesen sein, um zu wissen, welche Aufregung es verursacht, wenn fremde Fahrzeuge einlaufen. Sie leben ja Alle, was den großen Handel, Zeitungen, Nachrichten u. s. w. anbelangt, von dem, was New-York, Liverpool, Paris, Hamburg ihnen zuführen. Darum war es gerade an diesem Abend in der Bai besonders lebendig und bewegt. Mein Matrose spannte sein Segel, welches in einem Seil endete, nahm das Aeußerste desselben zur Hand, setzte sich ans Steuer und war unendlich neugierig und geschwätzig; ein' und dieselbe Sache erzählte er mir wenigstens dreißig Mal und ließ mich keinen Augenblick in Ruhe. Schließlich machte er mir Complimente über mein fließendes Spanisch, worauf ich mich mit ihm versöhnte. Der Abend war günstig, der Himmel so klar, die Bai voll Schiffe jeder Größe, die laute Stadt zur einen, das stolze Kastell auf der andern Seite, das Bewußtsein, Alles das heute wohl zum letzten Male im Leben zu sehen, — es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung bleiben. Besonders interessirte es mich, an den Flaggen die Nationalität der verschiedenen Schiffe

zu erkennen. Das roth-gelb-rothe Banner ist natürlich am häufigsten zu sehen — Handelsbarken und Kriegsfregatten liegen viele im Hafen unter diesem Pavillon; manchmal sieht man auch auf einer schlanken, eleganten Barke die schwarz-weiß-rothe norddeutsche Flagge, sehr oft das herrliche amerikanische Sternenbanner, dessen Schönheit jedoch durch den roth und weiß gestreiften, bettzeugartigen Untergrund sehr gedämpft wird; sehr oft sieht man das stolzeste Banner der Meere, die Flagge des mächtigen Alt-England in der Brise flattern. Diese finde ich süperb: weißer Grund, in der Mitte durch die ganze Länge und Breite ein schmales rothes Kreuz und oben im Eck nochmals ein gewöhnliches und ein Andreaskreuz, roth in weißem Feld. Das ist die Kriegsflagge. Die Handelsflagge ist ähnlich, aber nicht so brillant. Lange fuhren wir hin und her in der Bai, um den Bremer Dampfer zu finden. In Habana liegen nämlich nicht, wie in den meisten Häfen, die Schiffe an der Werfte, sondern einzeln zerstreut im ganzen Hafen. Mir gefällt das viel besser. Endlich kamen wir an den großen deutschen Dampfer, der denselben Morgen eingelaufen war; aber es war nicht der erwartete, es war ein Hamburger. Der, welchen ich suchte, war schon des Morgens ausgelaufen. Es hat mir nur sehr schwer gehalten, meinen Galizier davon zu überzeugen; nicht, daß er etwa meine Sprache nicht verstanden, aber er beharrte darauf, dies sei der deutsche Dampfer, der diesen Morgen eingelaufen, er habe es gesehen. Ich hegte nicht den geringsten Zweifel, daß er es gesehen, mußte aber nichts desto weniger dabei bleiben, daß es nicht der rechte Dampfer sei. So war ich denn vergeblich da gewesen, habe es aber nicht bereut, denn eine solche Fahrt in der Abenddämmerung ist wirklich herrlich, besonders wenn man Alles mit dem Auge des Scheidenden betrachtet. Da schien mir Alles so herzlich zu winken und selbst das bisher Unbeachtete war vertraut und altbekannt. Nachdem ich ausgestiegen, blieb ich noch lange am Quai stehen und wollte mich vom überaus schönen, niemals mehr zu sehenden Hafen nicht trennen.

Den nächsten Morgen (25 Februar) mußte ich sehr früh aufstehen; noch bei Dunkelheit fuhr ich mit meinem Gepäck zur Bahn. Ich benützte einen Separatzug, der für alle die Passagiere fuhr, welche die Fahrt längs der Südküste unternehmen wollten. Wir fuhren genau in südlicher Richtung quer durch die Insel, da wo sie am schmalsten ist, und waren in zwei Stunden in Batabanó, einem kleinen Landungsplatz am karaibischen Meerbusen. Die Gegend, die wir passirten, bot nichts nennenswerthes; niederes Hügelland charakterisirte diese ganze Strecke, und bei Batabanó ist das Ufer vollkommen flach und reizlos. Die Bahn führte uns direkt bis zum Küstendampfer Cienfuegos, welcher nur unsrer Ankunft harrte, um seine Abfahrt zu beginnen. Es dauerte eine geraume Weile, bis alles Gepäck verladen war; und nachdem auch dies geschehen, schaufelten wir ab. Diese westindischen Küstendampfer sind, wenn auch nicht so groß und elegant als die des Missisippi, immerhin recht nett, bequem und comfortabel. Nicht so flach und breit als jene, haben sie ein schlankeres Aussehen und können mehr an europäische Flußdampfer erinnern. Im unteren Raum des Hintertheils befindet sich der ganz nette Salon mit verschiedenen Tischen, Stühlen und Stroh-Kanapes; zu beiden Seiten desselben sind die Kajüten erster Klasse. Vor dem Salon ist ein Raum, der sowohl zum Speisesaal als auch zum Aufbewahren von Kisten, Fässern und allerlei Waaren dient; ist er angefüllt, so muß im Salon gegessen werden. Auf dem Deck, gerade über dem Salon, ist ein gegen die Sonne geschützter, nach den Seiten aber offener Gang, wo man sich eigentlich den ganzen Tag aufhält. Da hat man auch Tische, Stühle, Bänke und freie Aussicht nach allen Seiten; man kann da stehen, sitzen, gehen, liegen, lesen, schreiben, sich unterhalten, sich langweilen, je nach Wunsch, Stimmung oder Bedürfniß. Von der Schiffsmannschaft ist man gar nicht belästigt, denn sie arbeitet in den unteren Räumen. Den Kapitän lernt man gar nicht kennen, wenn man nicht gerade neben ihm sitzt bei den Mahlzeiten. Meine Kajüte war auch auf dem oberen Deck, ein win-

ziges Loch mit zwei Betten, einer Waschanstalt und einem gemeinsamen Handtuch für die viertägige Reise für zwei Personen. Zum Glück war ich auf der ganzen Fahrt allein; so benutzte ich die beiden Betten abwechselnd. Diese bestehen aus geflochtenen, durchbrochenen Strohbänken, worüber ein Betttuch gespannt ist, jedenfalls möglichst kühl. Eine dünne Decke und zwei Kopfkissen vollenden das Lager, auf welchem man, abgesehen davon, daß man der Hitze halber erst spät einschlafen kann, doch sehr gut und sehr lange schlummert. Die Mahlzeiten werden an einem großen, hufeisenförmigen Tisch eingenommen. Um halb zehn ist Frühstück, um vier Uhr Mittagessen. Alle Speisen stehen schon von Anfang auf dem Tisch, viel mehr Schüsseln als Personen. Da giebt's: Eier, Reis, Bananen, Fische, gebraten, gebacken, gesotten, Zunge, Leber, Kalbsfüße, Gemüse, grüne und dürre, Beefsteaks und Hammelsbraten, Confitüren, Früchte, Café und Thee. Dabei steht in großen runden Wasserkaraffen spiritushaltiger Bordeaux. Unmittelbar ehe die Süßigkeiten erscheinen, werden die Cigaretten angezündet — das ist cubanische Sitte. Auch offerirt man aus dem eignen Packet seinen Nachbarn und wieder deren Nachbarn, auch den Herrn gegenüber. Selbst ohne zu fragen oder den Betreffenden zu kennen, legt man ihm eine Cigarette hin. In zwei bis drei Minuten hat man sie geraucht und schreitet nun zum Dessert. Außer den beiden Hauptmahlzeiten trinkt man Morgens und Abends Café und Mittags zur Erfrischung Limonade. Für die vegetative Seite des Lebens ist also recht gut gesorgt. Gegen meine sonstige Gewohnheit hatte ich mir dies Mal vorgenommen, jedenfalls an Bord des Schiffes Bekanntschaften zu machen, es koste, was es wolle. Es ist mir nämlich immer ein Opfer, Leute, die mich gar nicht interessiren, über alltägliche, unwichtige Dinge anzusprechen. Als ich an Bord kam, sah ich Niemand, der meinem Vorhaben entgegenzukommen schien. Ich seufzte: „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht, du hast mir viel gegeben, schenke mir jetzt einen Menschen.“ Da bemerkte ich einen Jesuiten; sein

Gewand war mir eine gewisse Garantie, daß er ein gebildeter Reisegefährte sei. Ihn hatte ich erkoren — doch hatte ich keine Veranlassung, mich mit ihm einzulassen. Nach wenigen Minuten offerirte er mir sein Perspektiv, und unsre Unterredung war im Gang. Natürlich kann ich nicht genug Spanisch sprechen, um ein ernsteres, eingehenderes Gespräch auf die Dauer zu führen; deßhalb blieb unsre Unterhaltung mehr in den Grenzen der Allgemeinheit, und ich benützte den Priester als eine Uebung zur Bereicherung meiner Kenntnisse in seiner Sprache. Bei den Mahlzeiten waren wir Tischnachbarn und unterhielten uns außerdem viel miteinander, bis er nach zwei Tagen ausstieg, um sein Kloster im Innern der Insel aufzusuchen. In den letzten Tagen machte ich noch andre Bekanntschaften unter meinen Reisegefährten. Die Uebung im Spanischen war immer für mich die Hauptsache dabei. Das schöne Geschlecht hatte ein kleines, aber nicht sehr anziehendes Contingent auf unser Schiff entsendet. Ich hatte nicht die geringste Versuchung, galant zu sein, zu bestehen. Die Zeit verbrachte ich theils mit Studium, mit Lektüre über Egypten, theils im Betrachten der See und der mehr oder minder entfernten Ufer. Das karaibische Meer ist längs der Südküste von Cuba so ruhig und friedlich wie ein Gartenteich. Bei aller Disposition dazu und bei aller nur erdenklichen Einbildungskraft wäre es kaum möglich, seekrank zu werden. Ich hatte vorher keine Ahnung davon gehabt, daß das Meer so ruhig sein könne. Von meiner Freude, mehrere Tage zur See zu fahren, ohne krank zu werden, kann sich nur der einen Begriff machen, der beides erlebt hat. Nicht die kleinste Welle sah man kräuseln. Zur Linken konnten wir meistens in geraumer Entfernung einen schmalen Streifen des flachen Küstenlandes gewahren; rechts erschienen unaufhörlich, näher oder ferner, kleine grün bewachsene Eilande; wir kamen durch ein wahres Inselmeer. Sie sind natürlich alle unbewohnt, da sie viel zu klein sind, um Menschen und Thiere zu beherbergen. Den ersten Tag bot uns die Küste von Cuba gar nichts sehenswerthes — sie lag auch ziemlich entfernt; wir

sahen kein Haus, keine Hütte, kein Dorf, nirgends ein Schiff oder einen Nachen. Nur etwas entzückte mich sehr. Gegen Mittag hatte die See einen ganz lichtblauen Schimmer, wie ich ihn noch niemals auf dem Wasser gesehen. Nicht meergrün, nicht dunkelblau, nicht schwarz, nicht gelb, ganz heitres, helles Himmelblau. Vorher war es grünlich gewesen wie sonst, wie man es meistens sieht; Abends wurde es ganz dunkel. Jenes Lichtblau aber sah ich nur dies eine Mal in den Nachmittagsstunden. Der Reflex des Himmels wird es kaum gewesen sein; denn die folgenden Tage war das Wetter gerade so klar, der Himmel gerade so blau, aber die See hatte nicht mehr diese liebliche, lichte Färbung; so war es gerade nur diesen einen Nachmittag.

Als ich den nächsten Morgen erwachte, lagen wir an der Werfte vor Cienfuegos vor Anker. Um Mitternacht waren wir angekommen. Der Hafen ist prächtig, ziemlich groß, mehr Bai als Hafen, rings von Bergen eingeschlossen und mit dem Meere nur durch einen ganz schmalen, flußbreiten Eingang verbunden. Ein cubanischer Pflanzer hatte mir den Hafen von Cienfuegos als den schönsten auf der ganzen Welt geschildert. Wenn ich nun auch diese übertriebene Lobeserhebung des vaterländischen Gemüthes nicht unterschreiben möchte, so kann ich doch nicht umhin, die Scenerie auffallend schön zu nennen. Der Ausgang ins Meer ist so eng und so gewunden, daß man zwei Minuten zuvor keine Ahnung hat, wo man münden wird; zudem liegt unmittelbar vor demselben eine kleine Insel, die den Eingang verbirgt, bis man an ihn herankömmt. Ein süperbes Castell mit besonders malerischer Lage bewacht die Aus- und Einfahrt. Cienfuegos ist eine kleine, hübsche, freundliche, saubere Stadt, welche unmittelbar am Wasser liegt. Die Straßen sind breit und geradlinig, die Häuser niedrig und hell. An einer Seite der mit vier Königs-Palmen ausgezeichneten Plaza de Armas liegt die große, aber plumpe Kirche, an welcher dermalen noch gebaut wird. Nichtsdestoweniger wird schon Gottesdienst darin gehalten. Die Creolinnen pflegen in der Kirche

am Boden zu sitzen und sich ganz in ihre schwarzen, durchsichtigen Schleier einzuhüllen. Das kam mir sehr seltsam vor. — Unser Jesuit hatte fast die ganze Nacht nicht geschlafen, um ja die Kirche in der Frühe nicht zu versäumen. Zuweilen brach er im Gespräch ab und sagte, er wolle etwas allein sein, um zu beten, was ihn aber nicht hinderte, hin und wieder mit Jemand zu plaudern, Cigaretten zu bestellen, sie mir zu verehren, da die meinen zu Ende gegangen waren, und unausgesetzt auf und ab zu spazieren. Alles während des Gebets! Ich habe ihn aber doch sehr gern gehabt, da sein Ausdruck seelenvoll und seine Gespräche lebendig und anziehend waren. — Noch im Lauf des Vormittags verließen wir Cienfuegos und hatten von jetzt an zur Linken stets die schönsten und groteskesten Gebirgsformen, welche aber niemals schroff zum Meer abfielen, sondern stets einen Streifen flaches Land zwischen sich und dem Seeufer ließen. Rechts folgte wieder unaufhörlich Insel nach Insel, das Wetter war klar, das Meer ruhig. Unser Kiel ließ auf der glatten Fläche ein breites gewelltes Band als Spur zurück. Eine kleinere gekräuselte Spur sah man öfter gleich daneben; es war die eines großen Fisches, der unserm Fahrzeug folgte, ob es nichts zu erhaschen gäbe. Nach etwa vier Stunden kamen wir in großer Hitze nach Trinidad de Cuba, wo wir uns jedoch nur sehr kurz aufhielten. Der Hafen ist gar nicht schön; die Stadt liegt am Rücken der Berge, etwa zwanzig Minuten vom Wasser entfernt. Vom Meer aus sieht sie sehr malerisch aus. Die Sonne brannte jedoch dermaßen, daß ich mich gar nicht viel um Hafen, Stadt und Leute bekümmerte, sondern mich in den Schatten setzte und in ein Buch vertiefte. Immer die schönen, hohen Berge zur Linken, fuhren wir weiter und kamen den nämlichen Abend bei Dunkelheit nach Las Tunas de St. Espiritu, einem kleinen obscuren Dorf, wo wir nur ganz kurz blieben. Hier stieg unser Geistlicher aus, nachdem er mir zum Andenken ein lateinisches Gebetbuch geschenkt hatte.

Zuweilen verbrachte ich einige Abendstunden auf dem Vorderdeck

des Schiffes, wo eine Abtheilung spanischer Soldaten ihr Lager aufgeschlagen hatte. Hier ging es nun lustig zu. Sie sangen, tanzten, jauchzten und musizirten. Manche unter ihnen trugen roth-wollene catalonische Mützen, was ihnen ein ganz absonderliches Aussehen verlieh. Einer, ein bildschöner Mann, saß mit unbeweglichem Blick Stunden lang auf derselben Stelle; er hatte an seine Mütze ein buntes Tuch gebunden, welches ihm am Hinterkopf herunterfiel und seine Schultern bedeckte, hielt eine Guitarre im Arm und spielte unverwandt seine melancholischen Melodieen. Er sah aus wie ein Moreske, der zu Füßen der Marmor-Löwen-Schaale den Fall der Alhambra beweint. Ein enorm großer, schwarzer, langhaariger Hund war integrirendes Mitglied des Schiffpersonals; er hatte die für mich lästige Gewohnheit, sich sehr oft, sogar Tage lang, an den schmalen Eingang meiner Cajüte breit niederzulegen. Dabei mußte man sehr vorsichtig sein, ihn nicht zu treten oder nur zu berühren. Das hätte er sehr übel genommen, denn er benahm sich ganz als grand Seigneur.

Am dritten Tage, Sonntag Abends, kamen wir an das sehr flach gelegene, recht elende Städtchen Manzanillo, wo wir bis folgenden Mittag zwölf Uhr blieben. Noch Abends wollte ich an's Land gehen, kehrte aber bald wieder um, weil die Straßen so entsetzlich schlecht und dunkel waren, daß ich es für gerathener hielt, meine Excursionen beim hellen Tageslicht zu unternehmen. Das that ich nun, als es Tag geworden, mit dem Schirm in der Hand, bei Regen und fürchterlichem Koth. Ich wollte die Hauptsache, die Kirche, die besten Straßen und Läden sehen. Ein ohrenzerreißendes Kirchweihgezeter schon am frühen Morgen zog meine Neugierde an und beschleunigte meine Schritte. Es schien, als ich mich näherte, aus der Kirche zu kommen, deren Thüren auf allen Seiten offen standen. Ich trat ein. In Ermangelung einer Orgel geigten und flöteten drei sehr widerliche, schmutzige Mulatten; ein vierter, noch ekelhafterer, sang und krächzte dazu entsetzlich unter scheußlichen Grimassen, wobei er sich mit der einen Hand immer

im Gesicht herum wischte. Der Geistliche hatte unter seinen Kirchengewändern sehr schmutzige, weiße Hosen; er rasselte seine Gebete mit fabelhafter Geschwindigkeit herunter und moquirte sich während dessen hin und wieder mit seinem Ministranten über die feierliche Musik. Der Ministrant, ein häßlicher, alter Gelber in Civil mit einer großen Brille, stand mit verschränkten Armen und hängenden Knieen hinter dem Priester und ertheilte unablässig Befehle an zwei Chorknaben. Es gehört eine wahrhaft orientalische Phantasie dazu, um hinter all diesem Wust eine christliche Feier zu entdecken. Später trat ich in eine Schenke, um mich mit einigen Schnäpsen gegen die Einflüsse des Regenwetters zu sichern. An den Wänden hingen Bilder, die das Leben der unglücklichen Königin Johanna Gray vorstellten, und die grell bemalten Wappen der einzelnen spanischen Königreiche. Auf Umwegen suchte ich hierauf mein Schiff zu erreichen.

Manzanillo war die zweite Stadt der Insel, welche sich zur Rebellion bekannt hat. Noch sieht man die Barrikaden, welche von den Spaniern gebaut wurden. Jetzt haben sich die Rebellen alle ins Innere der Insel zurückgezogen und führen dort einen mit ihrer Vernichtung endenden Guerillakrieg. Die Küsten sind sämmtlich in Händen der Regierung. Erst nach Mittag dampften wir weiter und passirten um fünf Uhr das Cap Santa Cruz. Ich war darauf vorbereitet, daß die See von hier an hoch gehen werde, und erwartete mit Ergebung den gefürchteten Augenblick. — Von weitem schon sieht man die Stelle, wo das ruhige Meer mit dem wellenbewegten sich vereint. Bei diesem Cap macht das Meer eine scharfe, rechtwinkliche Wendung nach Osten, und man fühlt sich plötzlich wie aus einem Teich in den hohen Ocean versetzt. Dies Mal hatte ich mir vorgenommen, nicht an die Seekrankheit zu denken und ihr wo möglich zu trotzen; ich setzte mich sogar auf die vorderste Spitze des Kiels und schaute trotzig in die Weite. Was helfen aber alle Vorsätze, wenn jede einzelne Bewegung des Schiffes mir mitten durch den Kopf zu gehen scheint? Das Heben des Schiffes

spüre ich weniger, aber das darauf folgende Hinunterschießen und -tauchen jagt mir einen Schauer durch den ganzen Körper. Mein ganzes Sein dünkt mir in solchen Momenten nur Hirn und die ganze mich umgebende Welt ein Rad, und beide drehen sich mit rasender Geschwindigkeit um sich selbst, um einander und um alles Uebrige. Dann habe ich das Gefühl, als ob aller Boden unter meinen Füßen weiche und ich allein über einer ungeheuren Tiefe schwebe. Dann schleicht man ganz bescheiden in seine Zelle, legt sich nieder und schließt die Augen. Alle Sinnesorgane sind in diesem Falle reger als je, und alle führen nur Verschlimmerung herbei. Durch Augen, Nase, Mund und Ohren kommen Schwindel, üble Gerüche und widerlicher Geschmack. Schließe ich mich in die dunkle Kammer, wo ich nichts sehe, rieche, höre und schmecke, so ist mir besser. Auf diese Weise verbrachte ich einen nicht enden wollenden Abend und die darauf folgende Nacht ohne Fatalitäten in meiner Zelle. Als ich den nächsten Morgen zeitig erwachte und um frische Luft zu athmen aufs Verdeck eilte, hatte ich einen prächtigen Anblick. Durch eine ganz schmale, von steilen Bergen eingefaßte Schlucht fuhren wir in die herrliche Bai von Santiago de Cuba ein. Hoch zu unsrer Rechten prangte stattlich und zinnenbewehrt das zackige Castell El Morro, welches in senkrechter Höhe den Eingang bewacht. Ganz genau ein halbes Jahr zuvor, am 1. September, ward mir in der Frühe der wundervolle Blick der Einfahrt nach New-York zu Theil, das Erste, was von der neuen Welt mir erschien; dies Mal, am 1. März, war es eine ähnliche Situation, wenn sich auch die Scenerie nicht so großartig präsentirte. Bald erweitert sich die Bai zu einem großen Kessel, der rings von romantischen Bergformationen umschlossen wird. Im Hintergrund liegt die Stadt malerisch an der Berglehne aufsteigend; von der Wasserseite sieht sie geradezu imposant aus. Nach einer guten Viertelstunde landeten wir an der Werfte. Verschiedene Segelschiffe, einheimische und überseeische schmücken den Hafen und verkünden einen lebhaften Handelsverkehr in dieser zweitgrößten

Stadt auf Cuba. Zum ersten Male sah ich einen der Art von allen Seiten durch Berge umschlossenen, mit dem Meere kaum erkennbar verbundenen Hafen; entzückt war ich über den so neuen Anblick. Alles drängte zum Aussteigen, denn Alle waren am Ziele. Der Dampfer fährt nicht weiter; nach wenig Tagen tritt er die Rückreise nach Batabanó an. Ein Neger nahm meinen Koffer auf den Kopf, da keine Volante zur Stelle war, und brachte ihn keuchend nach dem Hotel Lassus, wo ich befriedigende Unterkunft fand. Ein Bad, Café und darauf folgendes Frühstück beseitigten die Reisemüdigkeit. Sofort vertiefte ich mich in die spanischen Localzeitungen und las Schauerberichte über Unthaten der Rebellen in diesem Theil der Insel. Es focht mich gar nicht an. Mir war äußerst behaglich.

XXVII.

Cap Haiti, 21. März 1870.

Abermals gab es eine entsetzlich lange Pause in meiner Schreiberei; seit Wochen schon habe ich keine Feder mehr berührt. Vielleicht ist das Klima daran Schuld, vielleicht aber auch nur meine Disposition. Sei denn, wie es wolle, leid wird es mir später sein, aus diesen Zeiten so dürftige Aufzeichnungen gemacht zu haben. Mein glückliches Gedächtniß muß mir dann das Fehlende ergänzen. Achtzehn Tage weilte ich in Santiago de Cuba und verbrachte die größte Zeit mit Spazieren und Reiten in der wahrhaft herrlichen Umgebung dieser prächtig gelegenen Stadt. Anfangs war es meine Absicht, nur wenig Tage zu bleiben und mit dem alle Monate nur ein Mal verkehrenden französischen Dampfer nach Kingston auf Jamaika zu fahren und von dort nach ganz kurzem Aufenthalte mit einem englischen Steamer nach Jakmel auf Haiti zu reisen; es war dies Alles so eingetheilt, daß es mit der

Zeit sehr wohl gestimmt hätte. Außerdem hätte die Verwirklichung dieses Projektes mir Gelegenheit verschafft, Jamaika, die dritte der Antillen, wenn auch nur flüchtig, doch immerhin besuchen zu können. Man erzählte mir jedoch so viel von den schönen Ausflügen und der reizenden Umgebung von Santiago, daß ich mich bestimmen ließ, meinen Reiseplan zu verändern und meine Abreise auf die Rückkehr des französischen Schiffes von Panamá, welche am 18. des Monats erfolgte, zu verschieben und mit demselben dann direkt nach Cap Haiti auf gleichnamiger Insel zu reisen. Damit nun meine Anwesenheit in Santiago richtig angewandt werde, wurde in den ersten Tagen eine sehr verlockende Expedition verabredet, welche, aus vier Herren bestehend, etwa zehn Tage währen sollte. Als Maitre de Plaisir fungirte ein Herr Rousseau, der uns zuerst auf seine eigene Pflanzung führen und dann noch weiter ins Innere des Landes geleiten wollte. Derselbe fühlte sich sehr geschmeichelt, als ich ihn frug, ob er mit seinem berühmten Namensvetter verwandt sei; er lächelte freundlich, verneinte es aber bescheiden. Der Anfang unsres Ausflugs sollte zu Schiff gemacht werden, mit einem Küstendampfer nach dem östlich gelegenen Hafenort Guantamano, wo wir die bestellten Reitpferde treffen sollten. Abends um zehn Uhr verläßt das Boot den Hafen von Santiago und ist mit dem Morgengrauen an Ort und Stelle. Die betreffende Company besitzt zwei Schiffe, die an bestimmten Tagen zwischen beiden Häfen verkehren. Leider waren alle beide in diesen Tagen dienstuntauglich und verzögerten den Beginn unsrer Expedition fast um eine Woche. Es sollen alte, gebrechliche Fahrzeuge sein, die sehr oft heilbedürftig werden. Nachdem sie wieder flott geworden, wurde das eine von der Regierung zu einer weiteren Fahrt belegt, und die präcise Rückkehr des andern schien ungewiß. Da nun diese für mich eine unerläßliche Bedingung für einen bestimmten Tag war und uns deßhalb nur sehr wenig Zeit zu einem Besuch der Insel geblieben wäre, so wurde die ganze Tour fallen gelassen, worüber ich Anfangs recht ärgerlich war, nachdem ich nur ihretwegen

mich solange in Santiago aufgehalten hatte. Wie ich mich schließlich in andrer Weise entschädigt habe, sollst Du, liebe Tante, weiter unten erfahren. Erst muß ich Dir von der Stadt ein wenig erzählen.

Santiago ist die zweitgrößte Stadt auf Cuba, Metropole des ganzen östlichen Theiles der Insel und Sitz eines katholischen Erzbischofs. Die Lage ist herrlich; terrassenförmig steigt die Stadt von der Bai in die Höhe und gewährt von allen Seiten, sei es vom Wasser aus, sei es von den dahinter sich aufthürmenden Bergen herab, einen eminent schönen Anblick. Auf allen Seiten bekränzen hohe, dunkle Kuppen und Gebirgsrücken den Horizont und bilden einen großen romantischen Kessel, an dessen unterem Rande Santiago liegt. Von europäischer Civilisation darf man hier nicht viel erwarten; die Häuser sind alle ziemlich elend und unscheinbar, niedrig, geschmacklos und schmutzig; die Straßen sind so schlecht, daß man des Nachts sehr unsicher geht; kommt ein starker Regen, so wühlt er den ganzen Boden auf, und kein Mensch denkt daran, das Beschädigte wieder herzustellen. Große Erdspalten, dicke, unförmliche Steine und Koth aller Art sind nichts seltenes mitten auf den Gassen; nur die besseren Häuser haben eine Bel-Etage, alle übrigen blos ein Parterre. Da gar, wo sich die Stadt in die Berge verläuft, fangen die Häuser an Maulwurfshaufen zu gleichen und die Menschen den Höhlenbewohnern zu ähneln. Schöne Läden sucht man vergebens, und die ganze Stadt bietet überhaupt gar keine Annehmlichkeiten. Nur die Lage derselben und die ganze sie umgebende Vegetation ist wundervoll. — Im Hafen liegen immer etwa ein Dutzend fremder Handelsschiffe und hin und wieder ein englisches Kriegsschiff vom nahen Jamaica; sie beleben die Bai und machen das Getreibe und Geschäft am Ufer etwas rührig. Kleine Kähne und Schifferboote sind natürlich eine Menge vorhanden; von transatlantischen Post-Schiffen berührt jedoch nur die französische Linie diesen Hafen, ungerechnet, daß eine Linie nach New-York, eine nach St. Thomas und zwei Linien nach Habana,

eine längs der Nord-, die andere längs der Südküste existiren. Alle Post nach letzterer Stadt muß zu Schiff geschickt werden; Eisenbahn hat man noch nicht durch die ganze Insel, und seit Beginn der Rebellion ist die Postverbindung zu Land eingestellt. — Das größte Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, ein massives, plumpes Haus mit stumpfen Glockenthürmen, ohne Geschmack und Styl. Sie hat die Eigenthümlichkeit, ganz ohne Bänke zu sein; sie erinnerte mich dadurch an eine orientalische Moschee. Sonntags um 8½ Uhr lassen die Damen, wenn sie reich geputzt zur Kirche gehen, von ihren Sclavinnen kleine Sessel hinter ihnen her tragen; davor wird ein Teppich gebreitet, die Señora setzt sich darauf, die Sclavin kauert dahinter und läßt nicht ab, ihrer Herrin unverwandt die Falten des Kleides zu ordnen, während die Herrin beständig ihre Toilette mustert und sich mit dem Fächer kühle Luft bereitet. Alle Damen erscheinen in der Kirche mit einem großen schwarzen Schleier, worin sie sich ganz einwickeln können; selbst die Sclavinnen tragen einen solchen. Jene Messe gewährte mir ein ganz exotisches Gemälde; die weißen, gelben und schwarzen Weiber in all ihren verschiedenen Trachten und Schleiern, sei es ganz oder nur theilweise decolletirt, sitzend, stehend, knieend, hockend, liegend, kauernd auf bunten Teppichen, wobei Kinder unter ihnen herumlaufen und, die Sclavinnen nachahmend, die Damen an den Kleidern zupfen. Niemand, der's nicht wüßte, würde ahnen, daß man sich im Gotteshaus beim Gottesdienst befinde. Daß eine Heerde von Stutzern in kokettirender Beschaulichkeit sich breit macht, braucht nicht erwähnt zu werden. Es war höchst lächerlich oder höchst traurig. Von Feierlichkeit, von Andacht keine Spur, Alles nur Weltlust, Prunk, Theater, Ceremonie, Form, ohne jeden Funken von Geist und Leben.

Vor dem Hauptportal befindet sich die mit Bäumen und Alleen geschmückte Plaza de Armas, wo Militärkapellen zweimal die Woche spielen und die elegante Welt der Stadt um sich versammeln. Da die reichsten und angesehensten Leute seit Beginn der Revolution

großentheils fortgezogen sind, so konnte ich nicht besonders großartige Eindrücke von der haute-volée erhalten. Einige schöne Damen, manche häßliche, die Mehrzahl die breite Mittelstraße haltend, das war's, was ich gefunden, ganz dasselbe, was man an allen Orten findet und zu allen Zeiten angetroffen hat. Auf der andren Seite der Plaza liegt das Gouvernements-Gebäude, ein Haus, lang, nieder, massiv und luftig. Alles in diesen Ländern deutet auf Ruhe, auf Bequemlichkeit, auf Unlust an anstrengender Thätigkeit. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Creolen; der Handel ist aber größtentheils in Händen der Ausländer, weil diese gewöhnlich sowohl geistig als auch geschäftlich die rührigsten sind. In Santiago existirt e i n deutsches Handelshaus, das des norddeutsch-österreichischen Consuls. Es soll das bedeutendste und angesehenste in der Stadt überhaupt sein. Es freut mich immer zu bemerken, daß das deutsche Element unter allen europäischen am meisten Glück hat. Ueberall, selbst an kleinen, unscheinbaren Orten sind deutsche Häuser etablirt und erfreuen sich allgemein eines hohen Ansehens und einer sehr geachteten Stellung. Im Hause des Consuls habe ich viele Freundlichkeiten genossen und werde stets derselben eingedenk sein. Seine sämmtlichen Herren sind unverheiratet, Alle sind Deutsche, und es herrscht unter ihnen ein vollkommen familiäres Verhältniß. Ich ging täglich bei ihm aus und ein, lebte, so zu sagen, in seinem Haus und verbrachte unter seinem Dach die angenehmsten Stunden.

Die dienende Klasse rekrutirt sich, wie allgemein auf Cuba, aus der gelben und schwarzen Bevölkerung, von der auch die entlegeneren Stadttheile ausschließlich bewohnt werden. Die Mulatten sind die physisch und geistig bevorzugteren, namentlich die Frauen unter ihnen. Was die Männer anbelangt, so kann ich nicht leugnen, daß man unter den Schwarzen die bestgebauten findet. Brust, Schultern und Arme verrathen fast bei Allen fabelhafte Kraft und volle Harmonie des Lebens; die Mulatten sind schmächtiger und gefallen darum weniger. Bei den Weibern ist es

umgekehrt; die Negerinnen sind von Angesicht fast Alle scheußlich, die flache breite Nase, der dicke Mund, der ganz vorstehende Unterkiefer und die dünnen, affenartigen Finger, lassen wenig Geschmack an den Negerinnen aufkommen, zumal sie, obgleich mit einem eigentlich hübschen Auge begabt, durchaus keinen geistigen Ausdruck offenbaren. Die Mulattinnen sind viel lebhafter, geweckter und munterer, im Ganzen auch körperlich schöner entwickelt; sie flößten mir mehr Interesse ein als ihre dunklen Schwestern. Unter den gelben Weibern gibt es auffallend schöne Erscheinungen und von solcher Stattlichkeit, daß man sofort an Brunhilde denken muß; dabei treten sie mit größter Sicherheit und Unerschrockenheit auf. Ihr Kopf nähert sich schon viel mehr der europäischen Bildung, die Augen sind süperb, und an der gelben Hautfarbe stößt man sich gar nicht. Uebrigens verkehrt in Cuba kein Weißer mit Jemand, der, auch von Urvätern her, nur einen Tropfen farbigen Blutes in seinen Adern hätte. Die Klassen sind hier so streng geschieden, wie wir uns in Europa kaum vorstellen können. Standes-Unterschiede nach Geburt, Vermögen, Besitz, Talent, Leistungen u. s. w. kann man sich ja mehr oder minder gefallen lassen, aber den Standesunterschied nur nach der Hautfarbe bemessen, heißt anatomisch verfahren. Die Kinder der Farbigen gehen, um nicht zu sagen nackt, völlig unbekleidet, Knaben und Mädchen, Morgens und Abends, zu Hause oder auf der Straße. Die Negerkinder sind entsetzlich häßlich; sie bestehen nur aus einem kolossalen Bauch, über welchem ein kleiner wackliger Kopf sitzt und der in zwei dünnen Beinchen endet. Ich hatte keine Ahnung davon, daß man einen so unverhältnißmäßig dicken Bauch haben könne. Du gehst durch eine Straße und siehst von weitem einen stramm aufgeblasenen, schwarzen Ballon. Du fragst Dich, was er bedeute, wie er dahin komme. Näherst Du dich, so merkst Du, daß Du dich getäuscht hast; denn der Ballon hat sich in eine auf der Thürschwelle liegende, schwarz glänzende Kugel verwandelt. Aber warum liegt die hier am Eingang des Hauses?

Nun, ein Kind hält sie auf seinem Schooß. Aber wozu solch schwere Kugel? wozu braucht sie das Kind? Zum Essen. Es ist sein eigener, schwellender Bauch, den es vergnügt betappt. Entsetzt wendest Du dich ab ob solchen Monstrums und siehst auf der andern Seite ein wo möglich noch größeres Fäßchen. Die kleinen Mulatten sind lange nicht so unförmlich, haben einen schlankeren Bau und lebendigere Augen, sind auch einem freundlichen Blick eher zugänglich. Die Beschäftigung der lieben Kleinen besteht im Herumwälzen, Spielen, Bauen und Kochen im Straßenkoth.

Ich bringe hier die Zeit mit dem Studium der spanischen Sprache zu, mit Spaziergängen, Lesen, Reiten. Einige spanische Bücher, die ich las, verstand ich vollkommen, und ich kann mich auch im Umgang ziemlich fertig ausdrücken. Mir macht immer das am meisten Freude, was ich von mir selbst, ohne fremde Hülfe erlerne; und im Erlernen der spanischen Sprache habe ich niemals Jemanden lehrend oder rathend zur Seite gehabt. Ich fühle mich so weit, um überall, wo die spanische Zunge Geltung hat, durchzukommen. Die Bücher verstand ich besser als jemals im Leben französische. Mit meinem Hotel war ich recht zufrieden; es gehört einer französischen Dame. Ich hatte ein großes, luftiges Zimmer mit vielen Tischen, Sesseln und Schränken und war von der Kost vollkommen befriedigt. Morgens um zehn Uhr und Nachmittags um fünf wurde regelmäßig gespeist. Trefflicher Reis, saftige Platanas und herrlicher Café ließen mich die übrigen etwaigen Unbillen der Speisekarte nachsichtig ertragen. Ein tauber Franzose bediente mich vortrefflich; er brachte mir schon in aller Frühe den schwarzen Café und eine Zeitung an's Bett. Das Hotel lag in einer der besten Straßen und bot mir von der Gallerie aus eine schöne Aussicht auf die schiffgeschmückte Bai. Abends im Fauteuil da draußen zu sitzen, die herrliche tropische Nacht zu genießen, über sich den reinen, dunkelblauen, sternenreichen Himmel, am Horizont das Bild des südlichen Kreuzes, eine Constellation von vier Gestirnen, von

deren Einfachheit und ruhiger Erhabenheit ich mir, ehe ich dieselben gesehen hatte, keine Vorstellung machen konnte, — das sind Momente, die sich der Seele für immer fest einprägen und deren Andenken die Sehnsucht nach den Antillen noch nach Jahren wachrufen wird.

Gleich am ersten Tage meiner Ankunft unternahm ich mit den vorgefundenen Landsleuten einen Ausflug zu Wagen nach dem reizend gelegenen Landhaus eines ihnen befreundeten Gutsbesitzers. Wir fuhren in breitspurigen Volanten, der Neger ritt seitwärts auf dem Sattelpferd, es regnete tüchtig, und der Weg war entsetzlich schlecht. Wir konnten nur im Schritt fahren. Die Quinta (Villa) des Don Carlos liegt mitten in einem duftigen Garten voll der schönsten und buntesten Blumen und bietet von der das ganze Haus umgebenden Gallerie eine herrliche Aussicht nach allen vier Weltgegenden. Durch dichte, tief ziehende Wolken war uns an diesem Tage die Fernsicht leider benommen; die hohen Berge hatten sämmtlich benebelte Häupter, ließen jedoch ahnen, daß man bei heitrem Wetter einen geradezu überraschend schönen Anblick genießen müsse. Die höchsten Berge der ganzen Insel sind hier in der Nähe von Santiago. Von der flachen Westküste kommend war ich sehr gespannt, den so viel gerühmten östlichen Theil kennen zu lernen. Der Besitzer dieser überaus freundlichen Quinta ist seiner Abkunft nach Franzose; mit ächt kreolischer Gastfreundschaft wurden wir überall, im Hof, im Garten und im Haus umher geführt, Alles wurde uns gezeigt. Beim Abschied wurde ich mit einem so riesigen Bouquet von Rosen und Heliotrop beschenkt, wie ich mich nie erinnere, ein so umfangreiches je erblickt zu haben. Mehrere Tage besorgte ich es in meinem Zimmer mit aller Aufmerksamkeit und erfreute mich an seinem herrlichen Duft.

Einige Male ging ich schon in aller Frühe weit in die Berge hinein; zu Anfang mußte ich mich lange durch die schlechten, schmutzigen Vorstädte hinschleppen; dann aber war ich gleich in der schönsten und reichsten Natur. Cactus und Aloe umgaben die

Wege zu beiden Seiten mit dicken Hecken; Palmbäume und andre für uns seltene Gewächse erfreuen das Auge, wohin man sieht; Stunden lang kann man im Schatten gehen. Die Pflanzen sprossen so üppig und so dicht, daß sie die Sonne selten zu durchdringen vermag; und wenn es geregnet hat und alle Blätter und Aeste schwer und naß sind, dann duftet es so reich und macht so kühl, daß man ganz entzückt wird. Bergauf, bergab kann man wandern, durch hohen Wald und niederes Gestrüpp, vorüber an verlassenen Kalköfen und einsamen Negerwohnungen. Dann kommt man wieder an eine lichte Stelle, wo man die Stadt von ferne in schönster Beleuchtung oder das Meer wie ein silbernes Band gewahrt. Man geht Stunden weit, ohne einer lebenden Seele zu begegnen; dann trifft man wohl hie und da ein Paar Schwarze, die ihrem Gewerbe nachgehen, oder eine kleine Karavane an einander gekoppelter, belasteter Maulthiere oder gar einen in der Wildniß verirrten Esel. Es ist wirklich sehr erquickend, in dieser so reichen Natur einherzuwandeln, immer etwas Neues, Fremdes zu sehen, immer sich inmitten üppigster Vegetation zu befinden. Viele, viele fremdartige Vögel umflattern und umsingen den Wanderer, und kleine, allerliebste Kolibris huschen von Ast zu Ast. Hat es geregnet, so ist der ganze Weg mit großen, schwarzen Krebsen bedeckt, die windschnell davon laufen, wenn man sich naht, und während der Flucht sich hoch aufbäumen und zischend ihre Scheeren nach der gefährlichen Seite ausstrecken. Diese Krebse haben mit unsren, die wir roth gesotten à la serviette essen, gar keine Aehnlichkeit. Der Körper ist flach und rund wie eine Dose, daran befestigt sind die langen, dünnen Beine; Schwanz und Kopf scheinen sie eigentlich nicht zu haben, d. h. diese Partien treten nicht erkennbar aus der Schaale hervor. Ihre besondere Eigenthümlichkeit besteht jedoch darin, daß sie weder vor- noch rückwärts, sondern seitwärts laufen und zwar mit überraschender Geschwindigkeit. Als ich sie zum ersten Male sah, war ich sehr verwundert, da ich von ihrer Existenz gar nichts gewußt hatte.

Auch fand ich andre kleine, sehr nette Krebse, welche mehr den unsren ähneln und in Schneckenhäusern wohnen. Rührt man sie an, dann ziehen sie sich sofort ganz zurück und rollen sich zusammen. Sie sind eine sehr beliebte Speise. — Am meisten Vergnügen bereiteten mir indeß die Spazierritte; ich gewährte mir dasselbe fast täglich. Der norddeutsche Consul hatte mir seine Pferde angeboten, und einer seiner Herrn begleitete mich stets. Die hiesigen Pferde haben große Ausdauer und entwickeln eine besondere Geschicklichkeit im Hinauf- und Herabklettern steiler Berge; sie stolpern beinahe niemals. Gewöhnlich ritt ich Nachmittags von halb fünf bis nach sechs Uhr und durchstreifte die Gegend nach allen Seiten. Zuweilen verlegte ich mich darauf, alle mögliche enge und kleine Pfade ausfindig zu machen und zu verfolgen. Dann kam es auch vor, daß solch ein schmaler Weg plötzlich aufhörte und ich wieder umkehren mußte. Ein Blumenstrauß auf dem Hut wurde zuweilen als Trophäe mit heimgebracht. Wunderbar schöne Blüthen sah ich hin und wieder der Aloe entwachsen, und der kaum geöffnete Kelch, aus welchem die Blume hervor gesprossen, zeigte inwendig ein so brennendes, feurig glühendes Roth, daß ich vom höchsten Staunen erfaßt war. Sehr frappirte mich auch ein andrer Baum, welcher etwa die Gestalt unsres Apfelbaumes hat und jetzt im Winter, ohne Blätter zu tragen, oben an den äußersten Spitzen der dünnen Zweige mit vollen, rothen, üppigen Blumen geschmückt ist, — es nimmt sich wirklich herrlich aus. — Zu den in Westindien am allerverbreitetsten Bäumen gehört der Mango-Baum, dessen Gestalt vielleicht mit einem Nußbaum zu vergleichen ist; er hat dabei eine so regelmäßige Kugelform und eine solche Fülle und Reichthum der Blätter wie wohl kein andrer Baum auf der Erde; unter den Aesten dieser Stämme herrscht ewiger Schatten und undurchdringliche Nacht. Die Frucht gleicht jetzt, im unreifen Zustande, ebenfalls den Nüssen, soll aber später viel größer werden und sehr schmackhaft sein. Da ich sehr wenig Naturgeschichte behalten habe, kann ich mir leider die Namen und Eigenschaften

all der vielen tropischen Thiere, Bäume, Pflanzen, Sträucher und Früchte nicht merken, vermag daher auch schwer sie zu beschreiben. In Betreff der Früchte ist im Augenblick die ungünstigste Zeit. In ein bis zwei Monaten etwa beginnt die Reife; jetzt hat man nur die Orange, die zu allen Zeiten reift; sie ist unstreitig die beste und gesündeste Frucht des ganzen Landes. Man genießt sie sehr viel zur Kühlung, wie man bei uns Wasser trinkt. Die Ananas dagegen, die ebenfalls sehr aromatisch ist, läßt sich schwerer verdauen und ist daher weniger gesund.

Eines Tages ritt ich nach dem Castillo del Morro, dem Fort, welches den engen Eingang zum Hafen von Santiago bekrönt; es ruht auf einem schroffen Felsen, welcher sich senkrecht aus dem Meere erhebt. Am Thor des Castells trafen wir den Commandanten, welcher uns zwar in den großen Hof treten ließ, uns aber nicht gestattete, das Innere des Forts zu besichtigen. Seine Instructionen sind sehr streng in jetzigen Zeiten. Man hat von diesem Felsen herab eine prächtige Aussicht auf das Meer und kann die Schiffe in endloser Ferne erkennen. Man braucht eine Stunde, um von hier nach der Stadt zurück zu reiten. Der Weg führt immer durch grünen Wald. — Schon vor mehreren Monaten hat man in Santiago ein Tedeum für Beendigung der Revolution in diesem Theil der Insel gehalten. Darum war man nicht wenig erstaunt und erschüttert, als während meiner Anwesenheit nur wenige Meilen von der Stadt eines Nachts die Rebellen eine Zuckerpflanzung überfielen, sie abbrannten, mehrere Beamten tödteten und zwei Arbeiter sogar in den kochenden Zucker warfen. Die Rebellen sind wirklich eine scheußliche Bande. Ich erfuhr die Sache aus nächster Quelle, da ich zufällig nur wenige Stunden darauf eine Excursion mit der Eisenbahn in das Innere der Insel unternahm und an eine Station kam, welche nur eine Viertelstunde von der Unglücksstätte entfernt war. Hier traf ich einen der Beamten, der sich durch die Flucht vom grausamen Tode gerettet hatte. Einer der Verwundeten, der, in seinem Blute schwimmend, bleich, verbunden

und entstellt auf einer Bahre lag, hatte sich des allgemeinen Mitleids zu erfreuen.

Doch nun dazu, wie ich mich schließlich für den unterbliebenen Ausflug nach Guantánamo entschädigt habe. Eine andre Tour wurde für die letzten Tage meines Weilens in Santiago beschlossen, die so trefflich gelang, daß ich an jene gar nicht mehr dachte und vollkommen befriedigt von Cuba Abschied nehmen konnte. Die Schönheiten des Landes zu sehen, Café- und Cacao-Pflanzungen zu besuchen, das war mein Zweck. Er wurde ganz erreicht. Mit einem der jungen deutschen Herren verließ ich Sonntag den 13. des Nachmittags die Stadt zu Pferd und ritt zuerst nach dem Landhaus des oben genannten Don Carlos. (In spanischen Ländern nennt man alle Leute immer nur nach ihrem Vornamen; die Menschen fühlen sich eben noch mehr als Individuen, wenigstens in erster Linie; bei uns umgekehrt, erst ist man Glied der Familie, der Coterie, dann Persönlichkeit.) Hier übernachteten wir und machten uns den folgenden Morgen um fünf Uhr auf den Weg nach dem Gebirg. Wir bildeten eine ganze Karavane. Als Leiter derselben fungirte unser Gastgeber; ihm zur Seite ritt eine Señorita mit dem duftenden Namen Rosaria, in schwarzseidenem Kleid, ohne Schirm und Hut, ihren Teint der Tropensonne aussetzend; sie war recht hübsch, doch nicht mehr ganz jung und keineswegs interessant, obwohl sehr liebenswürdig. Sie ist bereits Braut; aber selbst ohne diesen Umstand würde sie unsre Galantrie nicht unter die Waffen gerufen haben. Immerhin verlieh es unsrer Cavalcade einen noch romantischeren Zug, daß eine Dame sich derselben angeschlossen. Sie hielt sich die drei Tage über sehr wacker zu Pferd auf den strapaziösen Wegen und erweckte meine volle Bewunderung, indem kein einziger Seufzer ihrerseits sich vernehmen ließ. Der fünfte von der Partie, der die Karavane schloß und unsren Rücken deckte, war ein Mulatte auf einem Maulthier, der auf den Quersäcken thronte, die verschiedene kleine Koffer und Taschen enthielten. Als wir nach eingenommenem café con leche (Milch)

unsre Reise antraten, war es noch ziemlich dunkel; man vermochte die Gesichter noch nicht zu unterscheiden. Wir drei Herren ritten Pferde des norddeutschen Consuls, die Señorita jedoch ein Pferd aus Don Carlos' Stall. Ob sie ihm verwandt, befreundet oder Erzieherin seiner Kinder ist, habe ich nicht genau ermitteln können; meine Vermuthung begünstigt letztere Annahme. Als es Tag geworden war, begann der Weg zu steigen und zwar ziemlich steil. Der Boden war sehr steinig und für die Pferde beschwerlich. Längs der Bergränder schlängelten wir uns hinauf und hatten nahe zu unsrer Rechten sehr steile Schluchten, die fast senkrecht hinabstarrten. Mitten im Weg lag hie und da ein Felsblock und die Pferde mußten sehr vorsichtig treten. Doch das sind sie in diesen Ländern gewöhnt, sie stolpern fast nie. Nichtsdestoweniger ritten wir, so oft es nur irgend möglich war, im hellen Trab; auch das fällt den Pferden hier nicht schwer. Sahen wir rückwärts, so genossen wir die schönste Aussicht — der weite, üppig bewachsene Bergkessel breitete sich vor unsren Blicken aus, in einiger Entfernung die Stadt, dann ein schmaler Silberstreif, die Bai von Cuba, und dahinter wieder hohe Berge, die mit ihrem grünen Laub den Horizont markiren. Immer erschien uns Alles kleiner, so oft wir uns umwendeten, und immer einsamer und stiller wurde es in den steilen Höhen. Ich glaube, wohl niemals schönere Blicke in den Haushalt der Natur gethan zu haben als an diesem Morgen. Nach ungefähr zwei Stunden waren wir oben an der Wasserscheide angelangt, warfen noch einen letzten Blick rückwärts in die hell beleuchtete Landschaft, auf das große Becken, die Stadt, die Bucht, das Meer, und setzten dann unsren Marsch fort auf der andern Seite bergabwärts in ein dunkles Thal. Ganz schweigsam ritten wir, Keiner hatte dem Andern viel zu sagen, Jeder war mit sich und den neuen, durch die Umgebung geweckten Eindrücken beschäftigt. Ich hing ganz meinen Gedanken nach und war sehr glücklich, in so absonderlich schöner und seltsamer Scenerie dahin zu ziehen. Ich empfand zum ersten Mal den vollen Genuß, an der Brust der

Natur zu liegen, und ihren warmen, rosigen Athem fühlte ich berauschend mir um die Schläfe spielen. Die düstren Wege, der steinige Boden, die kühnen Berg- und Felsgebilde, die reich duftenden Blüten, die exotischen Pflanzen, der lautlose Marsch, Einer hinter dem Andern, der Blick in die jähe Tiefe zu unsren Füßen — Alles das hätte mich glauben machen können, ich träume einen Traum aus den Zeiten der Kreuzzüge und der Hohenstaufen. So stumm mag wohl Heinrich IV., der Herrscher des Abendlandes über die Alpen nach Canossa gezogen sein, wo er sich vor dem größten Manne des Mittelalters zu stellen hatte, der ohne Schwert, Heere und Reisige, nur mit seinem Worte, mit einem Federzug alle Länder und Staaten Europa's wie Puppen regierte. Er war der größte Herrscher aller Zeiten, aller Aeonen, — die Welt wollte er lenken, die ganze Welt nur durch die Ueberlegenheit seines Geistes, ohne äußere Macht und Herrlichkeit, nur durch seine Bullen und Dekrete. Der Gedanke war riesengroß, unermeßlich, himmelstürmerisch. Wir begegneten fast Niemand auf dem ganzen Ritt, die Gegend war beinah gar nicht bewohnt; selten sahen wir eine Hütte von weitem; kein Ton drang zu unsren Ohren. Wir zogen bergauf, bergab; in kühlen Bächen ließen wir die Pferde trinken, ergötzten unsren Blick und erhoben unsre Stimmung an tiefen, schwarzen Schluchten, bewunderten das immense Bambusrohr, das wohl eine Höhe bis zu hundert Fuß erlangt. Es wächst und sieht aus wie Schilf, nur enorm viel höher und von der Dicke eines Baumes. Bei jeder Krümmung bot sich uns ein neues Bild, bis wir um neun Uhr am Ziel unsrer Expedition, der Café-Pflanzung Providencia ankamen. Dieselbe ist Eigenthum des Schwagers unsres Reiseleiters. In Abwesenheit des Besitzers übernahm Letzterer sogleich die Stelle des Hausherrn, quartirte uns ein und bewirthete uns zwei Tage daselbst mit der in den Antillen üblichen Gastfreundschaft. Jeder von uns erhielt sein eignes Zimmer, und nichts ging uns ab. — Cognac, Portwein und frisches Brod hatten wir von Hause mitgebracht, die trefflichen Perlhühner, Gemüse und

Obst mußte uns die Pflanzung liefern. — Vormittags ruhten wir gründlich aus, besuchten die Localitäten der Pflanzung und frühstückten mit bestem Appetit gegen Mittag. Nachdem ich dann in der verhältnißmäßig reichen, aber sehr staubigen Bibliothek lange nach spanischer Lektüre gesucht hatte, fiel ich in erquickenden Schlummer. Um drei Uhr bestiegen wir wieder unsre Pferde und machten einen mehrere Stunden langen, sehr lohnenden Spazierritt nach benachbarten Cafetales; wir kamen durch herrliche Thäler, wandsteile Berge hinab, über sonnige Abhänge, durch schattige, tropfenreiche Schluchten; wir genossen prachtvolle Aussichten und kehrten erst nach Sonnenuntergang zum Diner nach Providencia zurück. Ein Cafetal hat sich mir besonders im Gedächtniß eingeprägt; seine Lage war so einzig koquett, so tief im Thal, so verborgen, so bachbespült, so palmenschattig, so waldumschlossen, so märchenhaft. Abends hatten wir prächtigen Mondschein, den schönsten Sternenhimmel und die gelindeste Luft. Ich ging lange einsam einher, um die seltne Stunde, wie ich vielleicht nie mehr eine ähnliche erleben werde, minutenweis zu kosten. Die Providencia liegt oben auf der schmalen Kuppe eines nach allen Seiten abhangenden Hügels; viele hohe Berge umgeben sie schützend, und der Blick verliert sich weit hinein in die lachendsten Thäler.

Zucker, Café, Tabak — das sind die drei Hauptprodukte Cuba's, welche den Namen dieser Insel über alle Meere und Länder tragen und dies Eiland zu einem der reichsten der Welt stempeln. Die Pflanzung und Bearbeitung des Zuckers habe ich bereits im westlichen Theil, in der sogenannten Vuelta abajo gesehen, um so viel davon zu verstehen, als mich eben als Laien und Touristen interessiren mag. Die Bearbeitung des Tabaks habe ich in den Vereinigten Staaten in Fabriken betrachtet; damit hat man Alles gesehen. Denn der Besuch einer Tabak-Pflanzung soll nicht die Mühe lohnen — weil derselbe nämlich nicht en gros angebaut wird. Die einzelnen Gutsbesitzer pflanzen hie und da auf ihren Aeckern ein Feld mit Tabak, wie sie ein anderes mit Mais bestellen.

Die Pflanzung und Zubereitung des Cafés aber ist für den Reisenden sehr interessant, zumal wir uns einbilden, das uns Allen beliebte, unentbehrliche Gewächs in seinem Naturstand hier zu sehen, in seiner Heimat; als ob überhaupt nur eine entfernte Verwandtschaft bestände zwischen dem köstlichen, aromatischen Erzeugniß der westindischen immergrünen Fluren und dem Säftchen, das man in unsrer Heimat um vier oder fünf Uhr Nachmittags mit blauer Milch und eingetunktem Kuchen oder Bretzel aus mit Blumen bemalten Tassen schlürft, wobei man sich einbildet, so eine Tasse Café sei doch was unvergleichliches. Ja freilich, aber etwas unvergleichlich mattes. — Ich werde von jetzt an noch weniger gern Café trinken, als ich schon that; ähnlich wie ich alle Lust am Theater verloren, seit ich die reine, volle Declamation des Burgtheaters vernommen. Den einen großen Reiz haben die Cafetales vor den Zuckerpflanzungen, daß sie meistens in wild romantischen Gebirgsgegenden liegen, während letztere nur in der flachen Ebene angelegt werden. Die Gegenden der Zuckerfelder sind einförmig und langweilig, während ich getrost sagen kann, niemals noch in so interessanter Natur gewesen zu sein, als in den Paar Tagen meines Aufenthaltes in diesen Café-Bergen. Vielleicht hast Du schon verstanden, daß Cafetal im Spanischen Cafépflanzung bedeutet; Cafetales ist der Plural davon. Jetzt weißt Du schon wieder zwei spanische Worte mehr.

Die Café-Staude erreicht die mittlere Höhe von sechs bis acht Fuß, sie sieht sehr schlicht aus, hat eine dunkelbraune Rinde und hübsche, glänzend grüne Blätter. Die Kirsche, eine braune Schaale, in welcher zwei flach auf einander liegende graue Bohnen stecken, sitzt hart unter den Blättern am Stamm. Zur Zeit der Reife wird die Frucht gepflückt, ausgehülst, ausgestaubt, gewaschen, auf Tennen in der Sonne getrocknet, einzeln durchsucht und ausgelesen, in Klassen sortirt, in Säcke gepackt und zu Markte gebracht. Dies der langen Prozedur kurzer Sinn. Die Providencia braucht ungefähr vierzig Sclaven zu dieser Arbeit. Dieselbe ist sehr viel

einfacher als die Zuckerkocherei. Am einfachsten ist jedoch die mit den Cafetales gewöhnlich verbundene Cacao-Pflanzerei. Der Cacao-Baum gleicht dem Apfelbaum, nur ist er zierlicher, appetitlicher und schlanker. Ganz besonders hübsch finde ich seine Rinde, die mich wohl in der Farbe an die der Linde erinnern könnte, jedoch ganz glatt ist und wie gespannt scheint. Die Blätter sind verhältnißmäßig groß und laufen spitz zu. Die reife Frucht sieht roth oder gelb aus und wächst unmittelbar aus dem Stamm hervor, nicht an den Aesten, nicht an den Zweigen; hart sitzt sie am Stamm mit einem Ansatz von der Größe eines halben Zolles. Manchmal wächst die Frucht ganz unten am Stamm, gerade über dem Boden. Ihre Gestalt erinnert gar nicht an das köstliche Produkt, welches aus ihr gewonnen wird, und für welches ich so große Sympathie habe. — Ich möchte sagen, daß sie die Form einer großen Birne, einer Melone, eines Kürbis hat — kombinire Dir jetzt die Gestalt, wenn Du kannst, und leihe ihr das Ansehen von derjenigen der drei genannten Früchte, welche Dir am meisten zusagt. Nun, der Kürbis wird es gerade nicht sein. Von der Melone hat sie die ringförmigen, meridianartigen Einschnitte, doch wird sie an den beiden Enden spitzer als die Melone. Nimmt man die sehr fleischige, doch ungenießbare Schaale hinweg, so sitzen die braunen Kerne, durch eine teigige Masse verbunden, kolbenartig fest an einander. Man löst sie einzeln ab, trocknet sie, und Alles ist geschehen. Der braune, mandelförmige Kern sitzt nun noch in einer ebenfalls braunen, dürren Schaale und wird in dieser Form verschickt. Die Cacaobohne schmeckt sehr pikant, angenehm und aromatisch, obgleich etwas bitter. Ein Paar ganze Früchte habe ich für Euch mitgenommen; sie werden Dich interessiren.

Die meisten der Pflanzungen, die wir besuchten, sind von ihren Eigenthümern nicht bewohnt; der Administrador schaltet dann als Alleinherr. Die Mehrzahl dieser Cafetales haben ganz ideale Namen als: Placencia, Sympathie, Fraternité, etc. Allgemein wird daselbst französisch gesprochen, und die Sclaven verstehen theil-

weise das Spanische nicht. Den folgenden Morgen machten wir wieder einen Ritt zu anderen Pflanzungen; mit vollen Zügen genoß ich die mich umgebende herrliche Natur. Meist ritten wir in so dichtem Wald, daß wir uns bücken mußten, um mit dem Kopf nicht anzustreifen. Die Pfade, auf denen wir ritten, waren so schmal, daß wir einzeln hinter einander herziehen mußten. Immer gab es etwas zu sehen, stets zu fragen, unablässig zu bewundern, unaufhörlich zu sinnen, zu wünschen, zu hoffen; jeder Augenblick wurde genützt — doch in meiner Art. Namen von Thieren, Pflanzen, Steinen habe ich mir nicht gemerkt, aufgeschrieben habe ich mir nichts, kein Wort; aber die Bilder, die Momente, die Natur, die Wälder, Berge, Thäler, Schluchten, Früchte, Wolken, Mond, Himmel, Sterne — das Alles hat sich mir ganz fest eingeprägt. Die Namen hätte ich alle vergessen, einen Papierfetzen so leicht verlieren können; wie traurig, wenn diese die Vermittler meiner Erinnerungen gewesen wären. Aber die Eindrücke, die ich erhalten, die mein Inneres erfahren, die rafft mir weder der Wind aus dem Portefeuille, noch verliert sie der Hausknecht beim Ausklopfen meiner Kleider. Wozu auch die vielen exotisch lautenden Namen, mit deren Klang so manche Reisende ihre Unwissenheit vertuschen, womit sie sich wichtig machen wollen, besonders wenn sie recht seltsam klingen. Und wenn man dann solch ein Wort falsch accentuirt und Andre Einen corrigiren, welche Blamage! Viel besser, man schweigt gänzlich. Nach Sonnenuntergang ging ich wieder spazieren, wobei ich einem schwarzen, mir unbekannten Vogel einige Schwanzfedern wegschoß; er selbst flog lustig von dannen. Tags darauf gingen wir zu dreien von Hause weg, ohne Ziel, ohne Pfad. Mein Wunsch war, einmal fortzuwandern, wohin es uns führe, uns nur dem Moment vertrauend, durch Busch und Hecke zu ziehen, zu klettern, zu rutschen, mich im Schatten hinzustrecken, die Flora der Berge im tiefsten Wald zu schauen, die Reize der Natur belauschen, wo sie ganz sie selbst, ganz entschleiert ist. Wir hatten Gewehre mitgenommen, wollten schöne,

schattige Plätze und Pfade aufsuchen und im Vorübergehen schießen, was uns etwa begegnen würde. Nachdem ich einen Aasgeier gefehlt, schoß ich einen netten, bunten, kleinen Vogel und begnügte mich mit diesem Jagdresultat. Der Gang war herrlich, wir stiegen auf und ab, krochen durch Hecken und setzten über Bäche, keuchten im Schweiß und lagerten uns an schattigen Stellen unter tiefdunklen Bäumen. Unsere Schritte führten uns fort und fort durch Cacao-Wälder, vorüber an Café-Stauden, Palmen, Bananen, Feigen, Tamarinden, Cypressen, Mango, Bambus, Orangen, Cactus, Aloes, Ananas, Pfefferstengel rc. Stunden lang gingen wir dahin unter diesen seltsamen Gewächsen. Man konnte an die Zeiten denken, da es noch Märchen gab, der Königsohn des Märchens wär' man gern selbst gewesen. Fleur d' Orange, die poëtischste Blüthe der Welt, steckte ich mir auf den Hut und war so recht glücklich. Viele, Viele mögen mich um diesen Tag beneiden; denn einen solchen selbst erleben werden wohl Wenige. Die Mysterien der Natur offenbaren sich nicht Jedem und selbst dann Jedem nur nach seiner Art. Einen flüchtigen Blick habe ich damals hinter den Vorhang des Schönen gethan; o, dieser Blick ist Einem so selten gestattet, dem Hohepriester einmal nur im Jahr, dem Priester nicht, dem Leviten nie und dem Laien nimmerdar. Einmal lagerten wir am Rande eines kleinen Bächleins; unser Führer pflückte Kresse im Bett des Wassers, woraus dann Salat bereitet wurde. Später, als uns dürstete, schüttelten wir mitten im Wald ein Dutzend Orangen von den Bäumen, und labten uns an ihrem Saft. Der Boden war bestreut mit dieser goldnen Frucht, manch schönes Stück rollte über den Felsen den Hang hinunter. Ich fand es Schade; denn ich dachte wirklich jetzt an die runzligen, saftlosen, sauren Dinger, die bei unsren Diners als höchste Delicatesse zum Schluß servirt werden. Hier die schwellende, saftsprühende, farbenglühende Frucht, ohne jede Prätension, famos gefunden zu werden, in ihrer herrlichen Waldnatürlichkeit über Steingeröll den Berg hinunter zum Bache rollend! Als

wir weiter gingen, kamen wir in tiefster Waldesstille an ein friedliches, kühles Bassin, welches sich ein über Felsen rieselndes Wässerchen tröpfelnd gebildet hatte; Zu- und Abfluß waren sanft, der Platz war durch Bananen und Feigen überschattet. Es war die tiefste Tiefe der Einsamkeit, der Blick war durch wucherndes Gesträuch verdeckt, man hörte nur die murmelnden Wasserperlen, man athmete nur die vibrirende, dufterfüllte, blüthenschwangre Atmosphäre; ganz dunkel war's, nur durch kleine Spalten in dem Blätterdach spielte die Sonne mit zitternden Ringen in der Felsenquelle. Keines Menschen Schritt, kein Laut im ganzen Umkreis der Natur, der prächtigste Badeplatz auf der ganzen Welt. Bald war die lästige, nachparadiesische Hülle abgestreift und wir plätscherten lustig in dem kühlen, schmalen Becken. Ich lehnte meinen Rücken an die Wand des Felsens, legte das Haupt zurück auf den Stein und ließ die Tropfen über Haare, Schultern, Brust und Arme kühlend niederträufen. Wie das wohl that, wie das erquickte! Ich hätte immer an dem Felsen lehnen mögen. Einer der beiden Andern, der nicht badete, hatte im Wasser einen Krebs entdeckt und koncentrirte seine ganze Aufmerksamkeit auf dessen Gebahren; er hätte ihn ums Leben gern gefangen. Ich sollte ihm dazu verhelfen; beständig gab er mir Instructionen, wie ich ihn fassen solle. Mir aber lag gar nichts an diesem Krebs, doch sehr viel daran, nicht von ihm geklemmt zu werden. Alle Anträge des Gefährten lehnte ich ab und verharrte angelehnt am Felsen stehend und mich überrieseln lassend. Als ich die seichte Quelle verlassen, wartete ich, auf einem Stein sitzend, bis der warme Hauch der Luft mir die Glieder getrocknet hatte. Dem lauschigen, zweigebeschatteten Plätzchen sagte ich für immer Lebewohl, und wir setzten unsre Wanderung fort. Mein Begleiter, glücklicher und geschickter als ich, schoß noch einige Vögel. Für die Küche hatten wir leider nichts mitgebracht als jenen Büschel Kresse. Das Frühstück mundete vorzüglich nach dem beschwerlichen Gang. Am selben Tag noch, um halb fünf Uhr, traten wir den Rückweg an, ich mit

schwerem Herzen, denn die letzten Tage hatten mir sehr wohl gefallen. Wir zogen wieder still hinter einander unsre Straße. Oben auf der Wasserscheide hatten wir einen schönen Blick auf die ganze in der Abendbeleuchtung prangende Landschaft. Stadt, Bai und Meer lagen tief zu unsren Füßen. Wir warteten den Untergang der Sonne ab, wie sie stolz hinter den Thürmen der Kathedrale von Santiago hinab sank, und wie dann die Rosenguirlanden des Abendrothes den Himmel immer weiter und weiter umkränzten. Wir ritten denselben Weg, den wir zwei Tage zuvor gekommen, und doch wie ganz anders für mich! Damals zog ich zum ersten Mal in die gepriesene Bergwelt Cubas hinein; nie noch hatte ich tropisches Gebirg im Innern gesehen, ich war ganz gespannt, was mir bevorstehen sollte, Alles war neu, jedes Einzelne der Betrachtung würdig; — heute kam ich nach drei herrlichen Tagen aus den Bergen zurück; mehr hatte ich gefunden, als ich erwarten durfte, die glänzendsten Hoffnungen waren überreich erfüllt, das Schöne war vorüber, lag hinter mir, ich ging heimwärts. Tags darauf sollte ich Cuba, das herrliche Tropenland, in dem mir die südliche Farbenwelt zum ersten Mal vor die entzückten Sinne getreten war, verlassen. Damals Erwartung, Hoffnung, Spannung, nichts als das; jetzt Erfüllung, Befriedigung, Bewußtsein des Scheidens, leises Heimweh nach den Bergen schon! Damals zog ich in der Frische des Morgens in die kühlen, wilden Wälder der Berge, jeder Schritt brachte Neues, ganz was Anderes — jetzt ging's von der Berge Kämmen in die abendrothschillernde Landschaft hinein, immer näher kommend, immer mehr verbleichend, in der Dämmerung verschwebend, im Dunklen völlig schwindend. Vollmond war's, mir zum letzten Mal in der neuen Welt, aber der Himmel war bedeckt. Ziemlich müde kamen wir bei der Quinta unsres Gastgebers an, froh, den heißen Sattel mit einem kühlen Fauteuil vertauschen zu können, und traurig, eine so herrliche Expedition hinter uns zu haben. Wir blieben hier über Nacht und ritten um sieben Uhr in der Frühe nach der Stadt, die wir

in einer halben Stunde erreichten. Es war am 17. März. Vom französischen Steamer, der erwartet wurde, hatte man noch nichts gehört. Einige Stunden darauf wurde er signalisirt; ich rüstete mich, packte meinen großen Koffer, schickte ihn direct nach San Thomas, kaufte einen kleinen Handkoffer für die beabsichtigte Landreise durch Haiti, versah mich mit Briefen und Geld, sagte Cuba, wo ich zwei ganze Monate geweilt, Fahr' wohl! und schiffte mich den andern Mittag ein. Es war ein heißer Tag. Ich kam auf's Verdeck in dem Augenblick, da der Kapitän und der städtische Polizeikommissär, im heftigsten Wortwechsel begriffen, sich alle erdenklichen Grobheiten sagten. In Beiden schien das nationale Moment erwacht zu sein. Keiner mochte nachgeben. Der norddeutsche Consul übernahm die diplomatische Vermittlung zwischen dem Vertreter der grande nation und dem stolzen Sohn der Königreiche Castilien und Arragon, und in einigen Schlücken Cognac wurde der gegenseitige Haß sodann hinuntergespült.

Wir hatten ziemlich ruhige See, verließen den felsumgürteten Hafen von Santiago und schifften den ganzen Tag längs der zackigen Küste von Cuba hin. Wie mirs ging? Ach, schlecht, wie immer. Ich lag ruhig und still auf meinem Platz oben auf dem Verdeck und blickte in die See. Genießen konnte ich fast nichts. In der Cajüte war es heiß; dort war nicht meines Bleibens. Als ich den andern Morgen erwachte, war uns Cuba in der Ferne verschwunden, und wir hatten die blaue Küste Haitis zur Rechten, welche sich in abwechselnden, kühnen Berggruppirungen präsentirte. Gegen Mittag ließen wir die kleine gebirgige Insel Tortuga zur Linken. Später ertönten zwei Schüsse; sie waren nicht im Stande, mich aus meiner seekranken Lethargie aufzurütteln. Die Räder standen. Wir waren in Cap Haiti.

XXVII.

Cap Haiti, 23. März 1870.

Noch nie in meinem Leben habe ich mich in meinen Erwartungen und Hoffnungen auf einen zu besuchenden Ort dermaßen getäuscht als in diesen Tagen in Cap Haiti. Anfangs war ich trostlos, hier landen zu müssen und nicht in Jakmel oder in Port au Prince selbst, der Hauptstadt dieses Negerlandes. Diese Republik von Schwarzen reizte ihrer Originalität halber meine Neugierde ungemein, so daß ich glaubte, die letzten Monate meiner Reise nicht interessanter verwenden zu können, als wenn ich die Sitten, Einrichtungen und Städte Haitis bereiste. Hier ist eines der wenigen Länder auf der Welt, wo der Neger der civilisirten Welt für ebenbürtig gehalten wird, wo er selbst seinen eignen Staat sich gegründet nach europäischer Façon, mit europäischen Lappen seine Lumpen sich geflickt, wo er selbst eine gewisse Art von Bildung genießt, die ihm sonst überall versagt ist. Mit großer Spannung kam ich auf diese Insel. Cap Haiti hatte jedoch in meiner Vorstellung einen dermaßen öden Charakter, ein so nüchtern prosaisches Ansehen, eine so entmuthigende Flachheit, daß ich wirklich traurig war, hier landen zu müssen, und höchstens ein Paar Stunden da zu weilen für möglich hielt. Ich war nicht im geringsten neugierig, wie das Städtchen gelegen sein möchte. Als wir ankamen, rührte ich kein Glied und behielt meine Augen ruhig geschlossen, den Kopf zurückgelehnt, um ja durch keine Bewegung in meinem lästigen Zustand mich anzustrengen. Endlich aber raffte ich mich auf, nahm das Meinige zu mir, bestieg einen sehr alten, zerbrochenen, wasserhaltigen Nachen und ließ mich von dem darin sitzenden Negerbuben zum Port fahren. Es scheinen äußerst wenig Passagiere an dieser Küste zu landen, denn es fehlen selbst die aller elementarsten Vorrichtungen zum Landen derselben. Mein kleiner Mohr mußte seine Hosen über die Kniee hinaufwickeln, in's Wasser waten und den Kahn aufs Trockne ziehen; dann kam er

zurück, trug in derselben Weise mein Gepäck hinaus, und ich selbst mußte mit einem tüchtigen Sprung das Land zu gewinnen suchen. Originell war diese Ausschiffung in dies seltsame Land; ich merkte gleich, daß der Firniß der Civilisation hier nicht allzu dick aufgetragen sei. Gleich präsentirte sich mir ein noch schwärzeres Mohrenkind und erbot sich meine Effekten zu tragen. Zuvor gab's mit meinem Fährmann den gewöhnlichen Wortwechsel über den Fahrpreis; denn erstens verstand ich sein schlechtes, creolisches Französisch schwer, dann war ich mit dem landesüblichen Geld nicht vertraut, und schließlich schien er mir denn doch zu viel zu fordern. Natürlich war ich endlich der nachgebende Theil und hatte dann den Spaß, einer Zänkerei zwischen meinem Gepäcksmohr und dem Hafenmeister beizuwohnen. Letzterer wollte nicht leiden, daß ich am Hafenbüreau vorübergehe, ohne mich mit meinen Papieren auszuweisen. Er studirte einige Zeit mit wichtiger Miene in meinem deutschen Paß und ließ mich ziehen, nachdem ich meinen Namen eingeschrieben. Er war gleichfalls ein Schwarzer und schien mir ein durchtriebener Hallunke. Dann ließ ich mich zum norddeutschen Consul weisen, an welchen ich von Santiago spezielle Empfehlungen hatte, und bat ihn, mir ein Quartier auszumitteln. In Ermangelung jeglichen Hotels erboten sich zwei junge Deutsche aus des Consuls Comptoir, mich für einige Tage in ihr geräumiges Hotel aufzunehmen, was ich dankbarst annahm. Hier auf der ganzen Insel, selbst in der Hauptstadt, hat man keine Hotels; man muß sich auf die Gastfreundschaft der Einwohner verlassen. Man geht dabei nie fehl; diese Tugend ist bei Allen, selbst den Geizigsten, schön entwickelt. Dies ist ein schöner, hoch zu rühmender Zug bei diesem theilweise so gering entwickelten Volke. Alles, was man hat, wird dem Gaste zur Verfügung gestellt, und man verlangt nichts dafür, als daß derselbe frisch zugreife und Alles benütze, was ihm tauglich scheint. Zurückhaltende Bescheidenheit wäre gar nicht am Platze, würde viel eher verletzen.

Endlich kam ich dazu, mich mit der Stadt und ihrer Lage zu

beschäftigen. Letztere ist reizend und auffallend schön. — Das Meer bildet östlich des eigentlichen Caps, eines ins Wasser starrenden zackigen Felsens, eine kleine Bucht, und am Rande derselben, an's Gebirg gelehnt, in seine Schluchten sich hinein verlierend, liegt die Stadt. Am Horizont, soweit das Auge reicht, begrenzen den Blick hohe, grün bewachsene Berge mit steilen Wänden und kühner Bildung. Man kann sagen, daß die Stadt zwischen das Wasser und die Berge gezwängt sei. Kaum sah ich jemals eine Stadt so romantisch gelegen; — sie ist von allen Seiten vollkommen abgeschlossen und präsentirt sich wie ein edler Stein im Ring gefaßt oder wie eine schöne Blume in einem Kranz von grünem Eichenlaub. Ich war sehr glücklich, eine derartige Enttäuschung erleben zu können, und ließ mich gern bestimmen, ein Paar Tage hier zu bleiben, ehe ich die Reise zu Pferd nach Port au Prince anträte. Drei Tage mindestens soll man hierzu brauchen und durch die schönste Strecke Landes im ganzen Bereich der Antillen, was Landschaft und Aussicht betrifft, gelangen. Auf diesen Ritt freue ich mich jetzt schon ungemein. Was aber der Stadt Cap Haiti den romantischsten und poetischsten Charakter verleiht von allen Städten, die ich jemals gesehen und wahrscheinlich in meinem ganzen Leben sehen werde, was mich in eminenter Weise zauberisch gefesselt hat und mich zuweilen fürchten läßt, ich träume nur, — das ist ein Umstand, der in einem höchst beklagenswerthen Ereigniß seinen Ursprung hat. Im Jahre 1842 wurde die große und reiche Stadt, das „Paradies der Antillen", mit allen ihren reichen Palästen, Kathedralen, Straßen und Wohnungen ein Opfer des Erdbebens. Die ganze Stadt wurde in Trümmer gelegt, sieben Achtel der Bevölkerung fanden darin den Untergang. Nur ganz wenig blieb stehen, und von dem Zerstörten ist nur das allerwenigste wieder aufgebaut. Man geht nun durch viele lange Straßen von Ruinen und Trümmern aller Form, aller Gestalt, verschiedensten Aussehens. Hier stehen die Reste eines stolzen Portals, dort ein großes Mauerwerk mit öden Fenstern, hier ein geborstner Pfeiler mit Spuren

von Stuccatur im Renaissance-Geschmack; hier große, erhabene Ruinen, die einen reichen Palast beweinen, dort die vollkommen erhaltenen Mauern der großen Domkirche; das Dach fehlt, alle Einrichtung mangelt, sie entbehrt jedes inneren Schmuckes, aber Apostel-Statuen schmücken noch die öde, hohe Front. Jeder Schritt zeigt ein neues, seltsames, interessantes, malerisches Bild. Und alle diese Trümmer sind nur zum geringsten Theile sichtbar, weil sie sämmtlich mit einer Fülle üppiger, tropischer Gewächse, berauschender Blumen und umrankender Schlingpflanzen überwuchert sind, daß man sofort an das Märchen vom Dornröschen erinnert wird. Man geht zu gleicher Zeit durch eine untergegangene Stadt und durch ein wahres Eden der Natur. Hier ist der Platz, wo die Ringe des Todes und des Lebens in einander greifen, und gerade durch diesen frappanten Gegensatz wirkt die Scenerie unendlich wohlthuend und anziehend. Aus allen Fensterhöhlen rankt sich ein schlingendes Gewächs die zerbrochenen Mauern hinan; auf jedem der Pfeiler, die der Vernichtung getrotzt, erblüht der reichste Blumenstrauß; zwischen allen Straßensteinen wuchert hohes Gras, in allen Höfen zwischen zerbröckelnden Mauern gedeiht ein hoher Wald. Der phantastischste Traum kann sich nichts seltsameres erdenken; ich hatte mein Leben lang von nichts derartigem gehört und war geradezu verzaubert. Einen flachen, merkantilen Hafenort ohne jeden Reiz zu erwarten, und das feenhafteste, nie geahnte Gemälde zu finden, — hat man da nicht Grund, zufrieden zu sein? Die Heidelberger Ruine, mit dieser Vegetation geschmückt, müßte ein Wallfahrtsort für alle Geschlechter der Erde werden. Immer ist die Natur erhaben, ob sie vernichtet oder baut, ob sie zerstört oder neues Leben schafft. Die ganze Stadt gleicht einer Leiche im Sarge, die zwar durch zerstörende Krankheit unkenntlich geworden, die aber von liebender Hand mit solcher Fülle von Blumen, Kränzen und Sträußen geschmückt wurde, daß man beim Eintreten vergißt, daß man im Hause des Todes weilt, und nur den Schmuck und den Duft der Blumen genießt. Die verhältniß-

mäßig wenigen wieder aufgebauten Häuser liegen nun mitten in dieser Trümmerwelt, die Wohnungen der Lebendigen zwischen denen der Todten. Wenn ich in der Frühe unmittelbar aus dem Bett heraus auf den Balkon trete, so breitet sich zu allen Seiten der lieblichste Garten vor mir aus; unser Haus ist von lauter Trümmern und von lauter Blüthenwelt umgeben. Der erste Blick fällt dann auf die in ihren Trümmern noch majestätische Kirche, durch deren Fensteröffnungen Wind und Regen dringen und in deren grün bewachsene, leere Räume Sonne und Mond herabscheinen. An die Gotthardskirche bei Amorbach wurde ich erinnert, die auch so dachlos über Berg und Thäler starrt. Um die einst heiligen Räume vor Profanation zu schützen, hat man sämmtliche Eingänge mit Steinen zugeschüttet. Der einstige Domplatz liegt nun todt und grasig da; ein kleiner Glockenthurm in der Nähe ragt wie ein hohler Zahn in die Höhe. Man kann in dieser gewesenen und aus dem Tode neu erblühten Welt Tage lang umher gehen und wird stets etwas Neues finden, was Einem früher nicht aufgefallen. Eine Ruine an sich erweckt, wenn sie sich nicht in gigantischen Proportionen erhebt, oder wenn man nicht tiefe, längst verklungene Mären damit verknüpft, Gedanken der Trauer und des Todes; eine Stadt in Trümmern aber, aus deren Leiche tausend und aber tausend neue Leben entkeimen, mahnt an das Waizenkorn, das, der Erde übergeben, hundertfältige Frucht bringt, mahnt an Auferstehen, an Ueberwinden des Todes. Herkulanum und Pompeji können, von den Fünden der Kunst abgesehen, unmöglich pittoresker sein. Wenn man am Eingang einer Straße steht und dieselbe entlang blickt, so verliert sich das Auge allmälig in Aesten, Blüthen, Schlingen, Blumen und Blättern. Man sieht in Wirklichkeit fast nichts und ahnt doch so viel; — man könnte glauben, an der Schwelle eines Zaubergartens zu stehen. In den Winkeln und Ecken der Ruinen hat sich viel armes Gesindel angesiedelt; — in den zerfallenen Resten einstiger Wohnlichkeit haben diese Dürftigen nun ihre ärmlichen Hütten aufgeschlagen. Die jetzige bewohnte Stadt läßt sich

mit der früheren durchaus nicht vergleichen; ich sah noch kein einziges hübsches Haus. Eine kleine, scheuerartige Kapelle vertritt nun die Stelle der Kathedrale. Ohne die zauberhaften Ruinen würde Cap Haiti einen traurigen Eindruck machen. Selbstverständlich unternahm ich schon viele Gänge nach allen Seiten, kreuz und quer; auch ritt ich schon einige Meilen weit. Die ersten Tage regnete es tüchtig, und die Wege waren ziemlich unpassirbar. So mußte auch die für heute projektirte Tour nach der Citadelle, einer auf einem hohen, steilen Kegel erbauten Festung, dem größten Wunder Haiti's unterlassen worden. In wundervollen, berauschenden Duft ist die ganze Stadt nach einem erfrischenden Regen gehüllt; — die tropfenschweren, blüthenreichen Alleen und Wäldchen, die ganze Ruinenvegetation athmet dann all ihre Wohlgerüche aus, und wenn dann noch zerrissene, graue, tief streichende Wolken die Häupter der Berge umhüllen und über den greisen Mauern wie ein befranzter Teppich hängen, so hat man abermals ein ganz eigenthümliches, völlig neues Gemälde. Sehr schön und dankbar ist der Weg am Wasser entlang nach dem eigentlichen Cap, einem jähen Berg- und Felsenvorsprung. Man kommt dabei an ganz kleinen, schön und malerisch gelegenen Forts vorüber und stößt auch auf Spuren unverkennbarer, ehemaliger Civilisation. Man trifft nämlich Gemäuer und Ueberreste von Baulichkeiten, die vielleicht Bäder oder Villen gewesen sein mögen. Ob sie nun auch durch's Erdbeben oder durch Vernachlässigung der jetzigen Generation verfallen sind, vermag ich nicht zu bestimmen, kann es aber eben so wenig von den hiesigen Deutschen erfahren. Manchmal wurde schon der Versuch gemacht, die Trümmer mit ihrer wuchernden Vegetation vor mir zu entschuldigen, und die Hoffnung geäußert, in wenig Jahren solle das Alles verschwunden sein. Wie doch der Geschmack verschieden ist! Was ich über alle Maßen wundervoll finde, nennen Andere häßlich und möchten es verschwinden machen.

Der Weg zum Cap zieht fast hart am Wasser hin, manchmal ganz unten am flachen Ufer, dann wieder an der Felswand steil

darüber. Er ist sehr schmal und ganz in Hecken verloren. Ich ging ihn gern. Es begegnete mir Niemand. Dann war Abends das Meer so eigenthümlich beleuchtet, die Fluth war ganz ruhig, nur an den Felsen des vorspringenden Caps brandeten die Wellen; — hier verlor sich auch der Weg; weiter konnte man nicht. Die Bucht war so ruhig, wenig Schiffe sah man liegen, wenig weiße Segel im Abendwinde flattern, — die Stadt selbst ist still und friedlich. Es waren Momente tiefeigenster Ruhe, ungestörten Friedens. Häuser, Gärten, Wege, Wald, Wildniß, Alles geht hier in einander über; man kann nie genau bestimmen, wie man den Ort gerade nennen solle, wo man sich befindet. Tritt man aus dem Hause, biegt man in eine Straße ein und will die Stadt nach irgend einer Seite verlassen, so steht man plötzlich zwischen dichten Hecken, zwischen wildumrankten Mauern, auf kaum erkennbarer Wegspur. Das schlängelt sich nun so fort, durch einen Garten, über Wiesen, hinauf, den Berg herab, in den Wald, an's Meer. Man geht so fort, man fragt nicht, man kümmert sich nicht, wohin? Es begegnete mir auf meinen Excursionen, daß ich mich derart in den weglosen Wald verstiegen, daß ich nicht mehr weiter konnte, denn die letzte Spur war längst verschwunden. Hinaus muß ich jeden Tag, entweder reite ich in Gesellschaft, oder ich laufe allein auf eigne Faust. Man räth mir täglich, mich nicht zu sehr zu erhitzen und zu ermüden. Obgleich ich aber nicht sehr folgsam bin, habe ich bis jetzt noch keine schlimme Einwirkung des hiesigen Klimas erfahren, trotzdem, daß die Sonnenstrahlen jetzt zu Mittag schon ganz anders glühen als vor zwei Monaten in Habana. Wir haben Tage, an denen die Hitze eine sehr große Rolle spielt, — doch fühle ich mich immer wohl. In der Frühe wandre ich öfter zur Stadt hinaus, auf die der Bucht entgegenliegende Seite; durch mehrere grasbewachsene Straßen, an verschiedenen Ruinen früherer Paläste vorbei verliert sich dann der Weg ins Gebirg hinein. Wald ist zu beiden Seiten. Steil hinan auf gepflastertem Weg steigt man zu einem halb zerfallenen, früher bewohnten Landhaus.

Die Pforte ist offen, ich trete ein, schreite durch den vernachlässigten Garten und komme an seinem Ende in eine düstre Schlucht, wo ein kleiner Wasserfall sich plätschernd herabstürzt und unten als Bach im Garten weiterfließt. Hier ist es so einsam, ist man so ganz unbelauscht. Da vertreibe ich mir die Zeit mit Baden, plätschre in dem kleinen Katarakt und trockne mich an der Sonne, obwohl man mir letzteres auch abgerathen. Einmal ging gerade ein Neger, der aus dem Walde kam, vorüber, meine Kleider lagen weit von mir; ich, aller Hülle baar, fürchtete, er werde mich berauben. Doch freundlich grüßend schritt er weiter und überhob mich meiner Angst. Hier zu Land muß man Morgens baden. Abends, nachdem den Tag über das Blut sehr erhitzt worden, soll es sehr ungesund sein. Man befolgt das sehr strenge.

Im Hafen liegen nur wenig Schiffe vor Anker, der Verkehr ist eben nicht bedeutend. Regelmäßige Postverbindung existirt, glaub' ich, nur eine monatlich, eine französische nach San Thomas und von dort dann nach allen Häfen der alten und neuen Welt. In der Zwischenzeit wird die Post über Land nach Port au Prince und von dort entweder direkt oder über Jakmel befördert. Dermalen ist ein amerikanischer Kriegsdampfer hier, welcher übermorgen nach Port au Prince geht; nächster Tage wird auch ein amerikanisches Packetschiff mit gleicher Bestimmung erwartet. Doch werde ich mich dadurch nicht verleiten lassen, mein Projekt, über Land zu reisen, aufzugeben. Handelsschiffe liegen nur wenige hier vor Anker. Das Haupt-Cafégeschäft geht von hier nach Hamburg; die meisten hiesigen Deutschen sind Hamburger Kaufleute. Es mögen deren etwa dreißig sein, ziemlich viel für den kleinen, unansehnlichen Platz. Natürlich ist auch das Geschäft vorzüglich in Händen von Europäern.

Die elegante Welt von Cap Haiti hat in einer alten, großen Ruine ein Casino errichtet, wohin man mich einführte; der Eingang ist dunkel wie zu einem Burgverließ. Ohne Laterne des Abends hinein zu reiten ist unmöglich. Um gelbe und schwarze Bekanntschaften

habe ich mich bis jetzt nicht bemüht, da ich mich hier nur als flüchtig Durchreisenden betrachte; ich verspare mir Alles auf Port au Prince. Historische, politische oder soziale Notizen über die Insel werde ich auch erst von dort mittheilen, wenn ich etwas Interessantes erfahre. Vielleicht geht es mir aber auch wie so oft an fremden Orten: ich öffne meine Augen, betrachte, was mir vorkommt, laufe umher, erfreue mich an der Natur, an den augenfälligen Sitten, ohne mich des Näheren von den Einwohnern belehren zu lassen. Das kann ich vor der Reise oder nachher viel besser Alles aus Büchern erfahren; ich selbst komme nur, um zu sehen, deßhalb schreibe ich auch nur, was ich unmittelbar selbst erlebt. Sonst gäbe es ja keine Reiseerinnerungen, sondern statistische, dürftige Notizen.

Die Schwarzen und Farbigen sind hier die herrschende Klasse, nur sie sind stimm= und wahlfähig. Kein Weißer darf Eigenthümer eines Hauses sein, sie dürfen nur miethweise darin wohnen. Rechtliche Stellung und Garantie hat der Weiße gar nicht, wird nur geduldet. Man mag es wohl selten finden, daß der durch geistige Kraft überlegene Theil der Bevölkerung gesetzlich und politisch eine untergeordnete Rolle spielt. Anfangs war ich ganz frappirt zu sehen, wie kordial die verschiedenen Racen mit einander verkehren und wie anständig die Eingebornen sich benehmen. In den Vereinigten Staaten und auf Cuba treten die Farbigen nur in dienender Stellung auf; hier haben sie den Versuch gewagt, ihre Race in den Augen der Welt zu rehabilitiren; und theilweise ist es ihnen sicher gelungen. Sie stürzen zwar von einer Revolution, von einer Katastrophe in die andere, kein politischer Zustand ist nur wenige Jahre dauerhaft; aber sie haben doch wenigstens versucht, ein öffentliches Gemeinwesen nach europäischer Weise zu errichten; sie empfinden das Bedürfniß nach Bildung, Wissenschaft, Ordnung und Gesittung. Kenntlich unterscheidet sich der Neger Haiti's von seinen Brüdern in andern Ländern, wo er nicht Herr des Bodens ist, sondern in dienender Unterwürfigkeit dahinwandelt.

Gleich am ersten Abend nach meiner Ankunft war ich in einem deutschen Haus zum Ball geladen. Die ganze Gesellschaft der Stadt war gebeten, Weiße, Gelbe, Schwarze. Die meisten Geladenen kamen im Frack und schwarzen Beinkleid. Nirgends noch auf meiner ganzen Reise erschienen mir die Leute so elegant gekleidet. Mehrere Mulatten und Schwarze sah ich sich sehr fein und anständig benehmen, den Damen die Cour machen, Erfrischungen reichen und recht gut tanzen. Sehr viele Haitianer genießen ihre Erziehung in Paris und thun sich dann nach ihrer Rückkehr nicht wenig auf ihren europäischen Schliff zu Gute. Die gelben Damen waren theilweise ganz hübsch gekleidet, auch decolletirt; schwarze sah ich keine einzige. Ich tanzte keinen Schritt, theils wegen meines sehr dürftigen Reiseanzugs, theils wegen eines engen Stiefels, theils wegen der andern Art zu tanzen, obgleich die nämliche Musik gespielt wurde wie bei uns. Einige englische Marine-Officiere eines Kriegsdampfers, der den folgenden Tag den Hafen verließ, verschönerten den Ball durch ihre sehr reichen, sehr vornehmen Uniformen. Wegen des schlechten Wetters holten die jungen Herrn sämmtliche Damen aus allen Theilen der Stadt nach und nach in zwei Equipagen ab. Neben jedem Wagen ritt ein Herr mit einer Laterne. Dabei kam es zuweilen vor, daß der Reiter in den Koth fiel. Ich hatte nur einen Verlust zu beklagen, den meines wollenen Regenschirms; statt seiner blieb ein seidener stehen. Ich war vollkommen getröstet.

Sehr komisch und ordinär erscheint mir das hiesige Militär — ich sah einige Krieger in dunkelgrünen, altfranzösischen Fräcken. Paraden sollen äußerst lächerlich sein; Keiner ist angezogen wie der Andre, theils beschuht, theils barfuß, theils mit Czako, theils mit Strohhut. In Port au Prince hoffe ich etwas der Art zu erleben. Die neuliche Sonntags-Parade unterblieb wegen des ungünstigen Wetters. —

Die Lebensweise ist hier wieder ganz anders als auf Cuba oder in der Union. Man trinkt unmittelbar nach dem Aufstehen

schwarzen Café, frühstückt um neun Uhr Butter, Käse und Bier, speist zwischen zwölf und ein Uhr consistent zu Mittag und ißt um sieben Uhr Abendbrot, doch nicht so reichlich als Mittags. Für dies so warme Land finde ich diese Stunde etwas spät und die andre Mahlzeit zu sehr unter der Mittagshitze. Die Kost ist recht schlecht und mühsam zu besorgen. Auf den Märkten giebt es öfter gar kein gutes Fleisch, und die inländischen Lebensmittel sind momentan sehr theuer. Alles Bessere wird aus Hamburg bezogen. Blaue, schwere Bohnen mit Reis ist die beliebteste National-speise. Mir schmeckt es hier gar nicht, sei es, daß die Küche zu wünschen übrig läßt, oder daß die warmen Tage mir den Appetit geraubt. Durst empfinde ich stets und lösche ihn mit Bier und Limonade.

Mittwoch 29. März.

Da gab's wieder eine lange Pause! Acht Tage vergingen hier in beständigem Aufschieben meines Rittes nach Port au Prince. Da die Reise weit und beschwerlich ist, so hält es sehr schwer, Pferde dazu zu finden. Natürlich brauche ich zwei, eines für mich und das andere für den Schwarzen, der mich führt und mein Gepäck nimmt. Man hatte mir gerathen, die Pferde nicht durch-aus bis Port au Prince zu nehmen, sondern immer nur von einer Station zur andern. Deren sind es drei von hier zu meinem Ziel. Ein fernerer Umstand, der sich verzögernd und hemmend in meinen Weg legte, war der Kostenpunkt; die ganze dreitägige Unternehmung läßt sich auf etwa dreihundert Gulden berechnen. So kam es denn, daß Alles in eine kleine Stockung gerieth, und mit dem gerade jetzt zufällig fahrenden amerikanischen Dampfer zu reisen, hatte ich gar keine Lust. Da zeigte sich mir plötzlich ein sehr gelegener Ausweg, welcher meine Unternehmung jetzt sehr an-genehm zu machen verspricht. Ein reicher amerikanischer Kaufmann, der hier lebt, und in dessen Familie ich neulich einen Abend verlebte, schickt morgen seine Pferde nach St. Marc, und hat mir dieselben zur Benützung angeboten. Dankbarst accep-tirte ich und hoffe morgen Mittag zu Pferd zu steigen. Mr.

Wilson geht nämlich zu Schiff nach Port au Prince und will den Rückweg zu Land machen; sein Diener mit Pferden soll ihn in St. Marc erwarten. Ob ich von dort zur Hauptstadt reitend oder segelnd komme, muß sich dort entscheiden. Jedenfalls nehme ich Briefe mit, um nicht allzu lang aufgehalten zu werden. Froh bin ich, endlich so weit zu sein. Denn nach Port au Prince zieht es mich schon lange. Den hiesigen Aufenthalt verbrachte ich in gefälligem Nichtsthun.

Allgemein, Farbige und Weiße, war man sehr liebenswürdig gegen mich. Viel Vergnügen bereiten mir meine Spaziergänge; ich suche immer neue unbekannte Pfade; nur bin ich etwas unvorsichtig, daß ich am hellen Tage meist ohne Schirm ausgehe und in meiner Zerstreutheit selbst die steilsten Berge bei versengender Sonne eilend hinauf renne. Doch habe ich bis jetzt noch keinen Schaden genommen; aber ich habe den Vorsatz gefaßt, mich von jetzt an mehr zu schonen. Gestern war der erste Tag, an dem ich die Sonne äußerst empfindlich verspürte; sie stach von oben, prallte vom heißen Boden zurück und reverberirte von den weißen Häusern. Mir ward recht matt zu Muthe, ich verlor allen Appetit, hielt mich im Hause und schonte mich; heute fühle ich mich wieder frisch. Das reiche, saftige, duftende Grün hält die brennenden Strahlen immer noch etwas ab.

Am Sonntag wurde im hiesigen Casino großes Picknick abgehalten zu Ehren eines neu erwählten Präsidenten. Ich nahm Theil daran. Der Verlauf war recht gemüthlich, das Mahl ganz schmackhaft, die vielen französischen Toaste etwas langweilig. In ziemlich animirter Stimmung wurden dann die leeren Flaschen auf der Kegelbahn zerschmettert. Unversehens wurde eine dienende Negerin durch eine Kugel ans Bein getroffen; darüber war sie so aufgebracht, daß sie den Thäter, ein Casino-Mitglied, öffentlich durchprügelte. Welch kindliche, unverdorbene Verhältnisse! Mich ergötzte die ganze Scene nicht wenig.

Von der hiesigen Bevölkerung kann ich sehr wenig sagen, sie

macht mir vorherrschend den Eindruck der Indolenz; Alles verräth Verfall, Auflösung. Die Einwohner scheinen mir faul, unanstellig, interesselos, dahin vegetierend, nur dem Heute ergeben, ohne energischen Willen, die Fülle des eigenen Landes nicht kennend, nur den Reichthümern der Natur vertrauend, dem Müssiggang verfallen. In einem Land, das von Katastrophe zu Katastrophe stürzt, wo kein öffentliches Vertrauen festen Fuß fassen kann, wo jede Regierung ihre ganze Kraft nur in der Unterdrückung der unterlegenen Parthei bethätigt, wo steter Racenkampf zwischen Schwarzen und Gelben wüthet, wo man wähnt, weil man wenige europäische Floskeln aufgefischt, nun auch auf der Höhe moderner Anforderungen zu stehen, wo der Bestand eines Gouvernements nie von solcher Dauer ist, um segensreich und nützlich für das Vaterland zu wirken, wo die große Masse ohne jedes Minimum von Bildnng heranwächst, da kann man wohl keine großen Ansprüche an die Schwungkraft, Energie und den Trieb nach reifer Entwicklung stellen. Der Schwarze ist immer faul und bedarf des Zwangs, um seine Glieder und Kräfte nützlich zu verwerthen. Da ihm dieses hier fehlt, schleicht er traurig und müßig durch's Leben.

Die Anfangs in Aussicht gestellte Tour nach der Citadelle sollte doch noch unternommen werden. Zu fünfen ritten wir in der Frühe des 26. hinweg. Die Reiterei ist der auf Cuba sehr ähnlich, was Pferde, Gangart, Sattlung und Zäumung anbelangt. Am Ende der Stadt mußten wir in einer Fähre einen Fluß unmittelbar oberhalb seiner Mündung ins Meer übersetzen. Wir hatten langen Aufenthalt. Es war gerade Markt im Cap, und die Landleute strömten in die Stadt. Die Fähre blieb lange in der Mitte des Flußes ruhig liegen, bis der Fährmann all sein Geld gesammelt hatte. Das Gedränge war ungeheuer, hunderte von Weibern und Eseln standen harrend und einander stoßend am Ufer; Niemand mochte der Letzte sein. Theils brachten sie ihre Waaren zu Markt, theils kamen sie, um einzukaufen; Körbe hingen auf den Eseln, oder die Leute trugen jene auf den Köpfen

oder am Arme. Alle, Männer und Weiber, tragen gegen die Sonne ein um den Kopf gewickeltes Tuch, welches alle Haare verbirgt. Als wir uns dem andern Ufer näherten, entstand ein entsetzliches Gewimmel. Jeder wollte zuerst das Schiff besetzen, Alle standen an der Uferbrücke so dicht gedrängt und bildeten einen solchen lebendigen Wall, daß wir eine kleine Strecke seitwärts durchs Wasser reiten mußten, um nur ans Land zu kommen. Der nun folgende dreistündige Ritt auf breiten, von Wald begrenzten, von Hecken umzäunten, theilweise sehr schlechten Wegen wurde einige Male dadurch unterbrochen, daß wir in einem, meinen Begleitern bekannten, Landhaus oder in einer an der Straße befindlichen Schenke Halt machten und einen Schluck der Erfrischung nahmen. Diese lästige Gewohnheit häufigen Trinkens herrscht hier sehr allgemein. Man kann keinen Fuß in ein Haus setzen, in welchem man nicht augenblicklich zu einem Trunk genöthigt würde, und man würde es Dir sehr übel vermerken, wenn Du ihn abschlügest. In Ermanglung jeglicher geistigen Unterhaltung nimmt man geistige Getränke, was nur den einzigen Vortheil bietet, daß man sich jeden Gespräches enthalten darf; man schweigt und trinkt. Für das Recht, jede lästige Unterhaltung meiden zu dürfen, erweise ich mich in sofern dankbar, daß ich mit Ueberwindung die bösen, aus allen möglichen Säften zusammen gebrauten Getränke hinunter schlürfe.

Wir ritten ein frisches Tempo und hatten zuweilen so kothige Stellen zu passiren, daß die Pferde bis über die Kniee einsanken. Gegen elf Uhr waren wir am vorläufigen Ziel unsrer Reise, dem reizend gelegenen Städtchen Grande Rivière. Die andern Herren hatten hier Geschäfte. Ich besuchte unterdessen den Markt. Kohlenfeuer, die zum Kochen dienten, heißes, brodelndes Fett, verbunden mit dem Geschwirr der Leute und dem Staub der Straße, erhöhten noch die brennende Hitze. Auf hölzernen Stangen ein Reisigdach — das ist die ganze Marktbude. Knöpfe, Zwirn, kleine Pfeifen zum Rauchen, Bohnen, die beliebte Landesspeise, waren die hauptsächlichsten Handelsartikel. Esel in überflüssiger Menge schrieen

immerwährend entsetzlich; eine Trommel und verschiedene Mitleid heischende Krüppel durften nicht fehlen. Alle Schwarzen riechen sehr übel, eine eigenthümliche, widerlich süße Atmosphäre schwebt um sie und macht auf viele Schritte Entfernung ihre Nähe in penetranter Weise riechbar. Natürlich duftete es auf diesem Markt nicht lieblich. Mir war es zu heiß, um mir das frohe Treiben der Eingebornen nach Muße anzusehen; nochmals ging ich zwischen den Buden und den Eseln, zwischen Käufern und Verkäufern hin und her, gerieth einen Moment in Versuchung, ein Marktstück mitzunehmen, und suchte dann in den Auen und Büschen am Fluße Schatten. Später ging ich in die von weitem erspähte Kirche. Ich schritt eine kleine Anhöhe über einen freien Platz hinan und über ein Paar Stufen in ein scheuerartiges Gebäude ohne Plafond, so daß der balkenreiche Dachstuhl sichtbar ist. Ich erhielt die Eindrücke ärmlichster Armuth; scheußliche, auf die weiß getünchte Wand gemalte Heiligenbilder verunstalten das Haus; im Chor standen entsetzlich gemusterte und maskirte Puppen, welche wahrscheinlich Heilige darstellen sollten; vor dem Hauptaltar brannten zahlreiche, dünne, tröpfelnde Wachskerzchen. Negerweiber weilten in der Kirche, knieten, standen, saßen, hockten und bewegten ihre Lippen. Aeußerst erschöpft sank ich auf einen wurmmorschen Stuhl und dachte lange nicht ans Aufstehen. Durch das Gebälke und die Lücken des dorfärmlichen Tempels strich ein stirnkühlendes Lüftchen. Endlich traf ich meine Gefährten wieder, wir überstanden die Last eines Frühstücks und legten uns einige Stunden schlafen.

Unmittelbar nach unsrer Ankunft erstatteten wir dem kommandirenden General des Arrondissements einen Besuch; wir sprengten im Galopp bei ihm vor; eine barfüßige Schildwache vor seinem Haus machte dasselbe kenntlich. Auf der Flur kam er selbst uns entgegen, ein ältlicher, stattlicher Neger. Nach üblicher Landessitte küßte er uns Alle drei Mal saftig und derb auf den Mund, daß es laut aufschallte; ich ging als letzter und glaubte, mich mit dem

Hinstrecken meines Backens begnügen zu dürfen. Er küßte denselben nur ein Mal, während ich ihm nur einen Luftkuß vergönnte. Dann führte er uns in sein Zimmer, trug Cognac auf und hielt eine lange, sentimentale, thränensalzige Rede über die Fraternité aller Racen, wobei er uns stets mes frères nannte. Mir kam die ganze Geschichte arg komödienhaft vor, und ich begriff nicht, wie die Uebrigen in so feierlichem Ernst verharren konnten. Seine Rührung erreichte aber den höchsten Grad, als wir ihm die unmittelbar vor unsrer Abreise hier erhaltene Nachricht mittheilten, daß vor wenigen Tagen in Port au Prince General Nisage zum Präsidenten der Republik erwählt worden sei. Seit der großen Katastrophe zu Weihnachten letzten Jahres, wobei der damalige Präsident Salnave kriegsrechtlich erschossen worden, hatte es nur eine provisorische Regierung im Lande gegeben. Unser General floß über von Lob über die Tüchtigkeit des Neuerwählten. Ich muß dem General das Zeugniß geben, daß er verhältnißmäßig hübsche Manieren hatte und sich gar nicht linkisch benahm.

Nachmittags weilte ich lange am Ufer des seichten, kieserfüllten Flusses, dessen Ränder mit Grün und Bäumen zierlich eingefaßt sind. Waschende Weiber, ganze Heerden badender, schwarzer, affenartiger Knaben traf ich und suchte mir eine Stelle zum Bade für den künftigen Morgen. Dann ging ich in die Berge weit hinein, erfreute mich der schönen Gegend, der schattigen Schluchten und der dankbaren Aussicht und transpirirte dabei wie in einem Dampfbad. Die Nacht waren wir in verschiedenen Häusern einquartiert; ich fand ein ganz gutes Bett und hatte nicht zu sehr von der Hitze zu leiden; im Nebenraum lag Jemand in einer Hängematte. Den andern Morgen sollte es weiter gehen nach der Citadelle, d. h. Einer der Karavane wollte mich begleiten, während die Andern ihren Geschäften nachzugehen hatten. Zu meinem Verdrusse war der Erlaubnißschein, den wir zum Besuch der Citadelle erhalten hatten, in Cap Haiti vergessen worden; denn da die Gesetze augenblicklich als Nachwirkung des jüngsten Krieges noch sehr strenge

sind, so kann man militärische Punkte nicht ohne höhere Erlaubniß besuchen. Es erübrigte uns also nichts, als auf den Besuch der Festung zu verzichten und heim zu reiten. Vor Sonnenaufgang stand ich auf, ging zum Fluß und nahm ein Bad, welches mich sehr erquickte und erfrischte, obgleich die Sohlen mich wegen der vielen spitzen Kieselsteine sehr schmerzten. Die Andern kamen nach und badeten auch. Um acht Uhr ritten wir weg, hielten sehr oft an, um einen Trunk zu thun, und kamen gegen Mittag in großer Hitze hier an. Ich kleidete mich um und ging zu dem besprochenen Picknick. Jetzt ist Alles bereit, — morgen Mittag ein Uhr reite ich von hier weg und denke spätestens den 2. April in Port au Prince zu sein.

Endlich konnte ich auch noch einer militärischen Parade beiwohnen. Das Ergötzen war sehr groß. Militärische Musik rief mich auf den Platz vor der Kathedrale, wo etwa zweihundert Mann aufgestellt waren. Etwas spaßigeres läßt sich nun kaum denken. Keiner war angezogen wie der Andere; eine Variation herrschte in der Uniformirung, wie man sie auf einem Maskenball nicht bunter herstellen kann. Einer trug Hemd und Hosen, Einer einen Rock darüber, Einer ein Hemd ohne Aermel mit einem Säbel, Andere Hosen, so zerrissen, daß sie als Fetzen um die bloßen Beine herum flatterten, Dieser hatte einen grünen Frack und bloße Füße, Jener einen Cylinder und ein Hemd, Einer ging mit nackten Armen, Andere mit bloßer Brust, barfuß die Meisten. In Einem waren Alle gleich, in schrecklicher Zerlumptheit und gräßlichem Schmutz. Viele trugen Strohhüte, Andere ein Kopftuch, Jene gar nichts. Die Offiziere waren daran kenntlich, daß sie statt einer rostigen, ungeschlachten Flinte einen krummen, altmodischen Säbel trugen. Die ganze Truppe bestand natürlich nur aus Schwarzen und Farbigen. Kurz, Jeder war gekleidet, wie's ihm beliebte, ohne jede Ordnung, keine Spur von Uniformität. Dabei standen und hielten sie sich so lächerlich, daß ich an die Rekruten vor Falstaff in Heinrich IV. denken mußte. Nach langer Zeit erschien der

kommandirende General zu Pferd mit seinem Stab; er trug einen dreieckigen Hut, grünen Frack bis zum Hals geknöpft und einen Handschuh. Nach empfangener Meldung ritt er die Front entlang und hatte dabei den Hut abgezogen; — es scheinen sich die altfranzösischen Sitten hier erhalten zu haben. Dann wurde defilirt. Die Musik fing an zu lärmen, der General stellte sich auf, und die ganze wirre Heerde lief in buntem Knäuel zwei Mal an ihm vorüber. Dann saß der General ab und ging zu den Offizieren. Meine Neugierde war befriedigt. Die höchsten Offiziere sind hier ungefähr im Genre unsrer gemeinen polnischen Stallordonnanzen. Unmöglich kann man eine solche Parade anders als eine tolle Komödie nennen. — Es wimmelt hier von Generälen; der unscheinbarste Kerl auf der Gasse kann Monsieur le Général sein. Man hat gar keinen Maßstab der Rangbezeichnung. Am besten fährt man, jedem irgend militärisch Aussehenden den Generalstitel zu spenden. In einem kleinen Fort, das wir erkletterten, ließen wir uns von den Wachen die Pferde halten und verabschiedeten uns dann, indem wir, ihnen ein Geldstück überlassend, „adieu, Général" sagten. Sie schmunzelten uns nach.

Cap Haiti hat im letzten Kriege eine Belagerung und Bombardement ausgehalten. Von der Generalität lernte ich nur einen kennen; er soll ganz berühmt sein und war sehr freundlich. Beides verräth nicht sein Name. Er heißt Bodder.

XXIX.

Gonaives, 1. April 1870.

„Die Sonne versendet glühenden Brand!" Ich habe es in diesen Tagen ganz erfahren. Es ist so grimmig heiß, daß ich mich scheue, vor die Thüre zu gehen. Der April macht sich unerbittlich geltend. Die beiden letzten Tage, die ich zu Pferd, den

Strahlen ausgesetzt, verbrachte, machten mich mit diesem Klima vollends bekannt.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Cap Haiti, der einstigen Residenzstadt König Christophs, die durch Erdbeben, Zerstörung und Verwahrlosung nun in Trümmern liegt, trat ich meine Reise nach der Südwestküste an, wo die dermalige Hauptstadt liegt. Am 30. März Nachmittags drei Uhr bestieg ich einen handfesten, tüchtigen Braunen von guten, fleißigen Gängen und der unliebsamen Manier, sobald man aufsitzt, mit beiden Hinterfüßen auszuschlagen und einige Male zu bocken. Man mußte ihm deßhalb den rechten Vorderfuß aufheben. Ist man erst im Sattel, so verhält er sich lammfromm. In die eine der beiden Pistolenhalfter wurde mit dem Hals nach unten eine Rumflasche gesteckt, welche mich auf meinem Ritte erfrischen sollte. Ueber den Kopf spannte ich den sehr ordinären, breiten, baumwollnen Regenschirm, der sich wieder gefunden hatte, und meine Leinwandhosen steckte ich in die Stiefelschäfte. Der Farbige, der mich begleitete, ritt ein Maulthier, welches außerdem mit meiner Bagage, Handkoffer und Plaid, belastet war. Zwei rohe, geflochtene Taschen hingen quersackartig auf seinem Rücken. Darin war außer meinen Effekten eine große Menge haitisches Papiergeld, welches ganz jämmerlich werthlos ist. Hundertundsechzig hiesige Thaler geben einen amerikanischen; in Kriegszeiten kam es sogar vor, daß man den Dollar mit fünftausend Haiti-Thalern bezahlte. Man braucht immer einen voluminösen Haufen solchen Fetzenwerkes, um nur die allerkleinste Summe bei sich zu führen. Etwas elenderes als diese Papierschnitzel läßt sich gar nicht denken; ein kleines Läppchen ganz weichen, ungeleimten Papiers wird mit ein Paar Worten beschrieben, und die Banknote ist fertig. Wenn überhaupt ein Werth darin steckte und es sich lohnte, könnte dies Papiergeld sehr leicht nachgemacht werden. Spaßig ist es nur, daß diese Schnitzelei den Eingebornen viel lieber ist als das blanke Geld, welches sie wenig kennen und dessen Werth sie nicht begreifen. — Mein Führer thronte nun oben auf

diesen Säcken mit gerade vorwärts gestreckten, bloßen Füßen, ohne Schluß der Kniee und ohne Steigbügel. Ich habe ihn gar nicht in dieser Stellung beneidet, zumal bei der rüden Bewegung des Maulthiers auf dem holprigen Wege. So ritten wir dann (ich mit mehreren Briefen versehen) zur Stadt hinaus, nachdem ich mich von meinen gastfreundlichen Wirthen dankbarst verabschiedet hatte. Unsre Straße zog immer zwischen dichten Hecken hin, Anfangs ganz eben. Die Thiere schritten ein munteres Tempo. Ein junger Reiter schloß sich uns an, der ebenfalls hieher nach Gonaives zu reisen beabsichtigte, — er stellte sich später als Colonel vor. Er sprach jedoch mehr mit meinem Farbigen als mit mir und hielt sich in bescheidener Zurückgezogenheit. — Da ich meinen Schirm über mir ausgespannt trug, so hatte ich den Stock dem Eingebornen zum Tragen und zum Antreiben seines Maulthiers überlassen. Wie derselbe in die Hände des Colonel kam, weiß ich nicht; kurz, er trug ihn später. Als er dann plötzlich verschwand und nicht mehr wiederkam, frug ich meinen Führer, warum er meinen Stock weggegeben, und ob ich ihn wohl jemals wieder zu sehen bekäme. Da that er plötzlich überrascht und fing entsetzlich an zu schimpfen. Wenigstens eine halbe Stunde lang rief er aus: Ah, c'est un voleur! Er war gar nicht zu beruhigen, nachdem ich selbst schon nicht mehr daran dachte und den Stock längst verschmerzt hatte. Als uns dann nach langer Zeit der Colonel wieder einholte, war mein Farbiger sogleich wieder in der vorigen Vertraulichkeit mit ihm. Ein andrer Offizier, ein weißhaariger Neger, hatte sich uns auch angeschlossen; er ritt nach Port au Prince, trug einen Cylinder und Sporen an den bloßen Füßen. Allmälig wurde es kühler, ich konnte meinen Regenschirm wieder falten. Der Weg fing an zu steigen, wir passirten ein Negerdorf, und das Packthier wurde entsetzlich träge. Als es dunkel geworden, ritten wir in ein Dorf „Limbé", wohin der Colonel voraus geeilt war und uns mit der Aufforderung empfing, im Hause seiner Verwandten Rast zu machen, da es für uns doch schon zu spät

sei, um auf den unsicheren Wegen in die Nacht hinein zu reiten. Er scheint dies früher mit meinem Sancho verabredet zu haben, da sich derselbe in seiner Faulheit sehr bereit dazu zeigte und mir erklärte, wir könnten heute nicht weiter. Mir war diese unerwartete Unterbrechung sehr unangenehm, da man mir vom Cap aus den drei Meilen weiter entfernten Ort Camp de Coq als Nachtstation angegeben hatte. Doch, was konnte ich thun, ich, der den Weg nicht kannte, gegen die, welche sehr vertraut damit zu sein vorgaben. Außerdem hatte mich Mr. Wilson versichert, ich könne unbedingtes Vertrauen zu seinem Diener haben. Mißmuthig stieg ich ab und trat ins Haus, die Verwandten des Colonel freundlich grüßend. Andere Landleute, die zufällig vor dem Hause standen, sagten mir nach wenig Minuten, auf einer Tour wie die meinige sei es ein Unsinn, in diesem Nest zu übernachten, da erstens kein Gras zur Weide der Pferde vorhanden sei, und da ferner der folgende Tagemarsch bis Gonaives zu bedeutend würde. Hierauf faßte ich raschen Entschluß und befahl meinem Führer energisch, sofort wieder aufzusitzen und mich nach Camp de Coq zu geleiten. Der Colonel begleitete mich, als wir zum Ort hinaus ritten, um eine Strecke weit den Weg zu zeigen. Ich ersuchte ihn, doch gleich mit mir weiter zu reiten; er ging darauf ein, sagte nur, er wolle umkehren, um den andern Offizier und seine Tasche zu holen; ich möge ihn hier erwarten, er komme gleich wieder. Als mir endlich des Harrens zu lange ward, beschloß ich weiter zu gehen; den Colonel aber erblickte ich nimmer wieder. Ehe wir aber unsren Weitermarsch antreten konnten, gab es noch eine kleine Verzögerung. Das Maulthier wurde entsetzlich störrisch, wollte trotz aller Versuche, alles Ziehens, aller Hiebe nicht weiter; es drehte sich herum, lief rückwärts und wäre beinahe in einen naßen Graben hinein gestürzt. Einem uns begegnenden Manne gelang es endlich nach vieler Mühe, den unleidlichen Esel zum Weitermarschieren zu treiben. Jetzt konnte es losgehen. Ganz lautlos zogen wir in die dunkle Nacht hinein. Einzelne Sterne schimmerten vom bewölkten Firmament

herab. Wir ritten Schritt vor Schritt. Der Farbige war nicht zu bewegen, voraus zu traben, um mir den Weg zu zeigen, den ich weder kannte noch überhaupt sah. Alle meine Vorstellungen halfen nichts; stets erwiderte er nur: continuez, und blieb ruhig hinter mir. Ich mußte also selbst den Weg aufsuchen; an Kreuzungen oder zweifelhaften Stellen rief er mir von hinten zu, welche Richtung ich einschlagen solle. Mondschein war nicht, die Nacht ziemlich düster. Uebrigens war mir dieser stille nächtliche Ritt sehr angenehm. — Alles rund umher war lautlos, der stille Marsch hatte seinen romantischen Reiz. Ich verglich meinen Zug dem des Don Quijote mit Sancho Pansa und der edlen Rosinante. Manche in der Dunkelheit vor uns auftauchende Gestalten entpuppten sich schließlich als schlichte, nächtlich wandernde Eselein. Erstaunlich oft mußten wir Flüsse und Bäche durchreiten; auf dem jenseitigen Ufer führte der Weg gleich fort. Einmal schien es, als ob wir uns verirrten, wenigstens ritten wir in einem Flußbett eine Strecke aufwärts, ohne eine Wegspur am Ufer zu erkennen. Auch kam es vor, daß wir eine kleine Strecke den richtigen Pfad verfehlten und mein Pferd plötzlich einen Absturz hinabrutschte. Ich kroch wieder hinauf, und wir fanden uns bald wieder zurecht. Bis neun Uhr hatten wir noch zu reiten, über Berg und Thal, Stock und Stein, durch Wälder und Bäche. Endlich kamen wir nach Camp de Coq, einem Weiler im wilden Gebirg, von freundlichen Wiesenmatten umgeben. Im Hause einer alten Frau, welche eine Art Herberge hält, kehrten wir ein. Die Pferde wurden abgesattelt und sogleich auf die frische grüne Weide geführt. Ich verlangte ein Bett, war so müde, daß ich nichts mehr genießen konnte, und legte mich nieder. Die Unterkunft war sehr dürftig, doch immerhin so gut, wie ich es hier im Gebirge bei Negern nur erwarten durfte. Im selben Zimmer logirte auch ein Franzose aus Cap Haiti, der auf der Rückreise von Gonaives unmittelbar vor mir angelangt war. Er lag schon zu Bett, schlief aber noch nicht. Ich ließ mir noch von ihm erzählen über den Weg, den ich den kommenden Morgen

zurücklegen wollte, und versank bald in labenden Schlummer. Nur Rock, Weste und Stiefel hatte ich ausgezogen und mein Geld unter's Kopfkissen gesteckt. Mein Führer schlief mit anderen Dienstboten im Hausflur. Ich ruhte prächtig, raffte mich jedoch schon um halb fünf in der Frühe auf, weckte meinen Neger, der sehr grunzte und sich nur ungern zum Aufstehen bequemte. Es wurde gesattelt, gepackt, schwarzer Café getrunken und mit dem Erlöschen der Sterne Schlag fünf Uhr von dem sehr schön gelegenen Camp de Coq aufgebrochen. Der Weg fing alsbald an zu steigen. Je höher wir ins Gebirg kamen, um so lohnender wurde die Aussicht auf die grünen Berge und in die schönen Thäler. Als die Sonne aufging, waren wir oben am Kamme angelangt! Von hier aus soll man die schönste Aussicht genießen im ganzen Umkreis der Insel, besonders in der Frühe, wenn Alles rings im Gluthenmeer der jung erwachten Sonne glänzt. Leider war der Nebel so stark, daß ich fast gar nichts sah, daß wenigstens der Blick in die Ferne vollkommen gehemmt war. Immerhin konnte ich unterscheiden und bemerken, daß ich in süperber, üppiger, farbenwuchernder Gegend reiste. Steil hinauf stiegen wir und steil hinunter auf schmalen, am Rand der Schluchten hinziehenden Pfaden. Niemand begegnete mir, der Farbige blieb oft weit zurück, ich ritt allein; — jeden Augenblick ging es um eine Ecke, wo der Berg sich krümmte, jeder Schritt brachte, wenn auch kein neues Bild, so doch eine neue Waldeinsamkeit. Duft, Thau und Tropfen hingen an den Blättern und Blüthen der Sträucher und Bäume. Nach zwei Stunden kamen wir nach dem armen Dorf Plaisance, wo ich Jedem von uns einen recht schlechten Weck kaufte. Vier Glocken, an einem niederen rohen Galgen vor einer strohgedeckten Scheuer aufgehängt, ließen mich letztere als Kirche erkennen. Dann ereignete es sich, daß ich, als wir weiter in den Wald hinein ritten, auf schmalem Steig einer Eselkaravane mit breiten Säcken begegnete — nur mit Anrumpelung der Kniee war da vorbei zu kommen. Bis ungefähr zehn Uhr hatte ich von der Sonne nicht zu leiden, da ich stets

unter breitem Schatten ritt. Nach und nach wurde der Weg so steinig, daß ich geradezu sagen kann, ich bin über einen großen, endlosen Steinhaufen geritten. Für die Pferde war es höchst mühselig und jedenfalls auch sehr schmerzhaft. Dann kamen wir an eine wandsteile Stelle, die glatt wie ein Trottoir gepflastert war. Noch niemals passirte ich zu Pferd eine so jähe und gefährliche Strecke. Hat man kein sehr sicheres Thier, soll man sich jedenfalls möglichst fern davon halten. Mir dünkte es gerathener sitzen zu bleiben und mein Pferd fest im Zügel zu halten, anstatt absitzen und es an der Hand zu führen, wobei ich selbst hätte fallen oder das Pferd auf mich stürzen können. Ganz glücklich kam ich unten an. Mein Führer zog sein Maulthier am Zügel und mußte zweimal während des Herabsteigens ab- und aufpacken. Ohne kräftige Flüche ließ sich dies Geschäft nicht wohl vollbringen. Wo das Pflaster aufhört, beginnt wieder das permanente Steingeröll, wo die Pferde nicht minder vorsichtig marschiren müssen. Einem Zuge junger Marktweiber begegnete ich an dieser Stelle; — sie trugen Körbe auf den Köpfen und keuchten die jähe Stelle hinauf. Sie baten mich mit koquettem Lächeln, ihnen aus meiner Rumflasche zu trinken zu reichen. Diese ganze Passage heißt: les Escaliers. Ich glaube, König Christoph hat sie als Militärstraße anlegen lassen. Doch kann ich es nicht verbürgen; — es klingt mir nur so etwas im Ohr.

Endlich war Alles überstanden, wir kamen in die Ebene hinab, hatten noch einige Male beim Waten durch Flüsse mit dem Trotz des Maulthiers zu kämpfen, begegneten im Bache waschenden Negerinnen, sahen einen wie eine Pyramide regelmäßig geformten Berg vor uns liegen und erblickten von ferne am Meer die Stadt Gonaives, indessen uns die Sonne mächtig auf den Kopf brannte. Natürlich entfaltete ich mein baumwollnes Dach. Der Weg zur Stadt zog sich aber noch erstaunlich in die Länge; auf breiter, sandiger, schattenloser Straße trollten wir dahin, — die Thiere waren entsetzlich ermüdet, ich mußte so viel spornen, daß mir die

Absätze ganz weh thaten und meine Beine krampfartig steif wurde. Es schien als ob wir niemals ankommen sollten. Endlich um ein Uhr, nach achtstündigem Ritt, ohne Pause, eigentlich nüchtern seit vierundzwanzig Stunden, trocken wie ein Schwamm, heiß wie eine Pfanne, innen und außen ganz verdorrt, mit glühendem Schädel und ganz braunen Händen hielt ich meinen Einzug durch die sehr breiten, dorfartigen, vor Hitze flimmernden Straßen der Stadt. Ich hatte nur noch Kraft, bei einem Eingebornen mich nach dem norddeutschen Consul zu erkundigen. Man beschrieb mir sein Haus, das auch am Flaggenstock zu erkennen war. Da war ich — ich sank vom Gaul, trat in die kühle Veranda des Hauses, frug nach dem Hausherrn und fand ihn im ganz dunklen Zimmer der Siesta pflegend. Er nahm mich freundlichst auf, lud mich ein, sein Gast zu sein und versprach auch für Diener und Thiere zu sorgen. Einige Flüssigkeiten wurden mit Hast hinuntergestürzt. Seine Gemahlin, hiesiger gelber Abkunft, hat ihm neulich als Erstlinge der Ehe Zwillinge, Mädchen, geboren, die sehr nett, aber auffallend klein sind. Zum Essen verspürte ich beinahe keine Lust; — ich schlürfte nur Bier, Rum mit Wasser und Bordeaux mit Wasser. Dann wurde ich in ein Zimmer im ersten Stock geführt, wo ich auszuruhen wünschte. Die Fenster gingen auf das Meer, welches hier nur von flachen Ufern bekränzt wird. Nicht fünfzig Schritte vom Wasser steht des Consuls Haus entfernt. In ruhigem, versengendem Glanze lag der glatte Meeresspiegel zu meinen Füßen, die Wimpel einiger Handelsschiffe, worunter auch ein heimatliches deutsches, spielten in der leichten Brise; dahinter breitete sich in ungemessener Ferne die stolze Fluth aus. Zur Rechten wurde das Bild durch ein kahles, sandfarbiges, verdörrtes Vorgebirge eingefaßt, welches mit ziemlich markirten Formen in die See hereinragt. In stiller Glut schwebte die zum Sinken geneigte Sonne über den Wassern. Trotz der furchtbaren Hitze wirkte der Anblick des Wassers wohlthuend auf mich. Ich war wirklich recht glücklich, ohne zu wissen warum? wieso? ohne triftigen Grund. In einem

kleinen Städtchen an der öden Küste Haitis war ich, Alles ringsum in Gluth getaucht, Bewohner nur Schwarze, aber einen Landsmann hatte ich gefunden, bei dem ich eingekehrt, mit dem ich in meiner Zunge reden konnte, welcher sich aufrichtig freute, einen Fremden seines Stammes zu beherbergen. Der Deutschen, die nur des Reisens halber, des Landes und der Sitten wegen Gonaives passiren, sind wohl auch wenige. Es war ein ganz seltsames Gefühl, das ich an diesem Tage empfand. Der Mann, bei dem ich eingetreten, erschien mir mehr als Freund, den ich gefunden, denn als Kaufmann oder Consul. Es war der kleine Ort, ein unbedeutender Platz, durch das riesige Element, das seine Knöchel umspülte, mir so liebwerth geworden; ich fühlte mich durch das gewaltige Meer im Zusammenhang mit all den Meinen. Das stille Haus mit der weiten Sicht in die Ferne, die kühle Ruhe nach der gluthverzehrenden Wanderung, die gastliche Aufnahme, der ruhige Friede im Orte und auf der See, die glänzende Beleuchtung, das Bewußtsein in seltsamster Scenerie zu sein — Alles das vereinte sich, um mich recht in der Seele froh zu machen, wie es mir meines Wissens auf meiner ganzen Wanderung nicht begegnet. Und wenn ich auch keine Gründe weiß, so weiß ich doch, daß ich recht glücklich war und werde es gewiß niemals vergessen. — Ich schlief ein, aber mein Schlaf war dumpf. Als ich erwachte, fühlte ich mich dermaßen matt, daß ich es für unvernünftig gehalten hätte, meine Reise heute fortzusetzen; ich beschloß deßhalb einen Rasttag zu machen. Ich spürte die volle Einwirkung des hiesigen Klimas; ich war eigentlich weder schläfrig, noch lahm, noch steif, noch hinkend, aber ich war ungeheuer erschöpft, matt bis in die Knochen. Ich war es meiner Gesundheit schuldig, noch einen Tag der Ruhe zu pflegen. Des Consuls Associé, ein Kurhesse, nordamerikanischer Consul, ehemals kurhessischer Offizier, war gleichfalls sehr liebenswürdig gegen mich; — so verging ein angenehmer, gemüthlicher Abend. Die Nacht schlief ich unruhig und träumte so viel, als sonst nicht in hundert Nächten. Mein Blut war hoch

erhitzt, durch alle Adern fühlte ich es jagen, der ganze Körper war in vibrirender Aufregung. Als ich erwachte, fühlte ich etwas wie Katzenjammer und ließ mich bestimmen nicht zu baden, wie ich mir vorgenommen. Trotz achtzehnstündiger Ruhe und äußerer Abkühlung war und bin ich innerlich noch sehr erhitzt. Doch fühle ich mich eigentlich wohl. In aller Frühe erschien fliegenden Fußes ein junger Neger mit kurzem blauem, um die nackten Glieder wallendem Hemd an meinem Bett; er brachte mir den schwarzen Café und enteilte wie er gekommen. Die tropische Sonne und ihren Einfluß habe ich nun auf diesem Ritt kennen gelernt; — man soll nicht mit ihr spaßen. Ueber Mittag ohne Schirm auszugehen würde vernichtend sein. Ich transpirire beständig, besonders an Stirne, Händen und Armen.

St. Marc 2. April.

Da wurde ich gestern durch den Consul unterbrochen, der mich zu einem Spazierritte aufforderte. Wir durchstreiften die Stadt mit ihren nächsten Umgebungen, besuchten mein Pferd und mein Maulthier, welche sich außer der Stadt in einem Grasgarten von ihren Strapazen erholten, und begegneten einer Menge Leute zu Pferd, zu Esel und zu Fuß, welche vom Markttage in ihre Dörfer zurückkehrten. Zum ersten Mal seit acht Monaten ritt ich ein einigermaßen europäisch gehendes Pferd und erfreute mich daran es im schnellen Galopp fortsprengen zu lassen. Auffallend war mir der entsetzliche Staub, welcher alle Hecken, Bäume und Sträucher dick und gelb bedeckte, im Unterschiede von allen andern bisher bereisten Landschaften. Als es dunkel wurde, kehrten wir nach Haus und brachten den Abend in einem deutschen Hause zu, welches vollkommen nach europäischem Styl eingerichtet ist. Es war bei dem amerikanischen Consul, der mir eine Kürbisflasche zur Erinnerung mitgegeben. Ich fühlte mich ganz heimisch. Ein deutsches Dienstmädchen aus Gießen war glücklich, mit einem Fremden von der Heimath reden zu können. Mit einem treff-

lichen Souper, dem ich aber beinahe gänzlich fastend anwohnte, mit Gesang und Klavier wurde der Abend hingebracht. Man stimmte auch die Lieder an, welche an jenem Abend vor meinem Scheiden nach Amerika im Wald gesungen wurden. Ich mußte daran denken, an die Heimfahrt auf dem Leiterwagen und an viele, viele andre Dinge. —

Gonaives ist eine kleine Stadt an der Westküste der Insel, hart am Meer gelegen. Die See bildet eine kleine Bay, die stets von transatlantischen Segelschiffen besucht ist. Das Wasser hat eine ganz besonders liebliche, ins Blaue spielende Färbung. Nach Norden tritt das Gebirge nahe an die Stadt heran und bildet hier ein Cap, während es gen Osten weit zurücktritt und zwischen sich und dem Meer eine wüste, dürre Ebene läßt. Die Stadt selbst ist sehr elend, hat nur wenige anständige Häuser, welche selbstverständlich von Ausländern bewohnt werden. Die Straßen sind ungeheuer breit und staubig, die Wohnungen hölzern und niedrig. Da gestern gerade Markttag war, so traf ich die Stadt verhältnißmäßig belebt; — vor allem Andern sah ich eine enorme Menge Esel, welche sämmtlich ein widerliches Concert anstimmten. Auch trifft man viele Maulthiere, nie einen Maulesel. Café und Baumwolle sind die Haupt-Handelsartikel dieser Stadt. Die Landleute bringen die Waaren in Karavanen herein. Die großen Handelshäuser verschiffen sie und leben fast ausschließlich von diesem Geschäfte. Als während des amerikanischen Krieges die Häfen der Südstaaten blokirt waren und keine Ausfuhr gestattet war, erreichte das hiesige Baumwollengeschäft seinen Höhepunkt. Große Salinen sind in der unmittelbaren Nähe der Stadt; das Meerwasser wird in Gruben geleitet, deren Mündung in die See verstopft, und das Salz krystallisirt von selbst. Der ganze Erdboden ringsum ist mit einer salzigen Kruste bedeckt. Anfangs war ich ganz erstaunt über die weiße Erde, die ich allenthalben gewahrte.

Nachdem ich anderthalb Tage vollständig ausgeruht hatte, be-

stieg ich heute Morgen um fünf Uhr wieder mein Pferd, um meine Reise fortzusetzen. Obgleich die heutige Entfernung kleiner war als die letzte, so zog ich es doch vor, bei guter Zeit aufzubrechen, um bei Eintritt der großen Hitze schon am Ziel meines Weges zu sein. Sobald wir das Weichbild der Stadt verlassen hatten, theilte ich meinem Führer mit, daß ich mich heute nicht um ihn kümmern würde, ich wolle vorausreiten, um früher anzukommen; den Weg und unser Ziel wisse er ja zu finden. Meinem Pferd gab ich die Sporen und sprengte im Galopp davon. Anfangs war die Straße eben und führte zwischen Hecken und Büschen hin; dann begann sie sehr steinig zu werden, aber nicht hoch zu steigen, zog wieder den Berg hinab und schlängelte sich zwischen Cactusbäumen weiter. Bald darauf kamen wir in die Savanne désolée, — Sand zu allen Seiten, der gegenwärtig, nach einigen Regentagen, als lauter Morast erschien. Das Meer lag zu meiner Rechten, zwar nicht ferne, aber durch Büsche meinen Blicken entzogen. Auf dem ganzen fünfstündigen Ritt bekam ich es kein einziges Mal zu sehen. In der großen Sandwüste heißt es aufpassen, um den richtigen Weg nicht zu verfehlen. Spuren im Koth und viele Leute, die zu Markt zogen, ließen mich nicht irre gehen. Um mich zu vergewissern, frug ich hin und wieder, ob ich auf der rechten Fährte sei nach St. Mark. Die Savanne hörte jetzt auf, und dürres Cactuskraut begann wieder den Weg zu umsäumen. Links sah ich in großem Halbkreise die blauen Berge, welche den Horizont abschloßen. So ging es längere Zeit gleichförmig weiter. Die Aussicht in die Weite war stets durch Hecken und Sträucher gehemmt. Zuweilen führte mich der Weg an gar erbärmlichen Negeransiedlungen vorüber; reisiggeflochtene, mit Stroh gedeckte Hütten bildeten die ganze Wohnung. Marktleuten, reitend oder gehend, begegnete ich in Menge. Der arme, kleine Esel wird unbarmherzig beladen; — außer dem geflochtenen Quersack, der auf ihm hängt, sitzt noch ein Weib mit vielem Geschirr und Waaren oben; manchmal vervollständigt noch ein großer Baumwollensack

die mühselige Last. — Zwei Mal kam ich an einen breiten Fluß, der nicht durchritten werden konnte. Ich mußte absteigen, das Pferd absatteln, abzäumen, mich in einen ausgehöhlten Baumstamm auf den Sattel setzen und mich so überfahren lassen. Ein zweiter Neger stand im Kahn und hielt das Pferd, welches durchschwimmen mußte. Drüben angekommen mußte ich selbst satteln, zahlte meine Passage und ritt gleich wieder. Es war immer mit Mühe verknüpft, das triefend nasse Pferd mit vier über einander liegenden, rutschenden Decken, Kissen, Strohmatten unter dem Sattel zu versehen; alle Riemen und Schnallen waren so naß geworden, und der Braune ließ nicht gerne aufsitzen. Ein Mal zog sich der schwarze Fuhrmann vollkommen nackt aus, um das Boot vom andern Ufer schwimmend zu holen. Ich fand diese ganze Art des Transports äußerst exotisch; sie gewährte mir fabelhafte Freude. Wollt Ihr's glauben oder nicht? Das ganz Außergewöhnliche, sei es dienlich oder lästig, erfreut stets den Sinn des die Ferne Bereisenden und um so mehr, je seltener es sich ereignet. Hier lernte ich vollkommen was es ist, mit Leuten zu verkehren, die dem Naturzustand vielfach noch nicht entwachsen sind. — Ehe ich hier ankam, hatte ich noch einen Berg zu übersteigen und hatte die Freude, unmittelbar vor meinem Einzug in die Stadt durch sehr hübsche Scenerie zu kommen. Von der Hitze hatte ich heute nicht viel zu leiden, den Schirm trug ich meist gefaltet. Viele auf Eseln reitende Weiber begegneten mir noch; sie trugen große Strohhüte mit ungeheuer breiten Rändern, rund und gelb wie die Sonne im Struwwelpeter. Um zehn Uhr kam ich hier an, ich nicht müde, aber mein Pferd ganz und gar erschöpft. Ohne Hemdkragen, ohne Cravate, mit fürchterlich vergriffenem Hut, ordinärstem Regenschirm, die Beinkleider in den Stiefelröhren, mag ich mich sehr empfehlend präsentirt haben! Meine Empfehlungsschreiben aber verschafften mir die allerliebenswürdigste Aufnahme in einem amerikanischen Geschäftshaus. Es war gerade Wochenmarkt, als ich durch die Straßen von St. Marc zog; es ging heiter und belebt

zu. Bei meinem Anblick schaarten sich die Schwarzen vor den Häusern zusammen und fiengen sämmtlich an zu lachen. Ich dachte, es gälte meinen Blumen auf dem Hut, und warf sie weg. Dann aber erfuhr ich, daß es die Art der haitischen Bevölkerung ist, ihr Erstaunen über jede fremde Erscheinung durch Gelächter zu bekunden.

St. Marc liegt sehr freundlich, hart am Meer, im Halbkreis von Bergen eingeschlossen, welche an der Nord- und Südseite je ein Cap bilden. Die Stadt ist eine der ältesten der Antillen und war im letzten Jahre Hauptsitz der Rebellion gegen den Wütherich Salnave, welcher vor einigen Monaten vom Präsidentenstuhl abgesetzt und erschossen wurde. Der jetzt neu gewählte Präsident, Nisage, stand an der Spitze des Aufstandes. Die Stadt ist anmuthig; sie hat einen hübschen Marktplatz und scheint recht handeltreibend zu sein.

Nach meiner Ankunft legte ich mich hin, schlief ein wenig, spazierte gegen Abend am Meeresufer, und warte jetzt, bis die Nacht eingebrochen; denn um zehn Uhr will ich mit einem kleinen Boot nach Port au Prince fahren. Morgen Abend soll ich daselbst ankommen. Ich habe wieder großes Glück gehabt: denn es fand sich ein Boot, welches gerade heute Abend leer nach Port au Prince zurückgeht. Die Reise zu Pferd habe ich nun gerade genug, und den Sonnenschein habe ich auch hinreichend genossen. Doch hier muß ich aufhören; meine Hände zittern und sind sehr heiß. Von Port au Prince erzähle ich weiter. A Dios!

Port au Prince 5. April.

Das waren zwei traurige Tage, dieser 3. und 4. April, traurig, aber doch recht originell. Meine Leidenszeit begann eigentlich schon den 2. Abends, nachdem ich zu schreiben aufgehört. Ich ging am Meeresstrand entlang, suchte Muscheln und sah dem Sonnenuntergange zu. Bald darauf fühlte ich's heiß durch alle meine Adern rinnen, ich befürchtete ernstliches Fieber und hatte

gar keinen Appetit. Fünf Gläser Zuckerwasser beruhigten mich etwas, und ich begann einzuschlummern. Um halb neun Uhr wurde ich mit der Nachricht geweckt, daß sich die Brise erhoben; ich möchte zum Hafen kommen, da das Boot bald in die See stechen werde. Mit Brod, Fleisch, Citronen, Zucker und Porter-Bier versehen verabschiedete ich mich von meinen Gastfreunden und ließ mich ins Hafenwachtzimmer führen, wo sich meine Begleiter von mir zurückzogen mit dem Bemerken, der Capitän werde gleich erscheinen. Man bot mir einen Stuhl an; ich setzte mich und hatte Gelegenheit, die Situation näher zu betrachten. In einem kleinen dürftigen Zimmer lag der Hafencommmandant, Monsieur le major, auf einem Feldbett und schlief gleich einem Gerechten, auf dem Fußboden alle seine Schwarzen; sie schliefen sämmtlich auf Strohmatten und schnarchten. Es waren durchweg Schwarze und Farbige. Sehr oft jedoch rumpelte der Chef aus seinem Traum empor und begann seine Leute derb auszuschelten. Wegen des kreolischen Dialektes und der raschen Aufeinanderfolge der Flüche vermochte ich nicht zu enträthseln, um was es sich handle. Nichts war ihm recht, er schimpfte auf Alles. Dann stand er auf, titulirte mich Monsieur le baron und machte mir seine Hängematte zurecht, indem er sie über den Köpfen seiner schlafenden Truppe befestigte. Dabei vertröstete er mich, daß die Seeleute jeden Augenblick kommen müßten. Eine halbe Stunde lag ich in der Matte, bis ich mich durch die steten Schwankungen seekrank fühlte. Ich stand dann auf, ging umher, blieb wieder stehen, setzte mich mehrmals, bis endlich nach dritthalb Stunden, als noch kein Mensch Anstalten zur Abfahrt machte, da Alles todtenstill ringsumher war und nur einige Esel und Schweine sich durch unliebsame Töne bemerkbar machten, und man in allen Tonarten in der kleinen Hütte schnarchen hörte, — ich meine Geduld verlor, den Commandanten weckte und ziemlich barsch frug, ob er denn gar nicht ans Fortfahren denke; ich sei des langen Wartens schon mehr als müde, er solle sich sofort umsehen, daß die Sache in Gang komme. Er

kroch nun aus dem Bett heraus, tappte nur im Hemd im Freien herum, suchte lange vergeblich nach den betreffenden Leuten, kam endlich wieder, sichtlich erzürnt, und sagte, bei solchem Regenwetter sei es ja ganz unmöglich, sich einzuschiffen, es könne im Augenblick von Abfahrt keine Rede sein. Ich erwiederte, die paar Tröpfchen machten nichts, drei Stunden lästigen Wartens seien mehr als man billig verlangen könne. Wir stritten so eine kurze Weile, bis er sich wieder ins Bett legte, die Decke übers Ohr zog und von neuem einschlafen wollte. Da brach ich los: ich wollte auf der Stelle wissen, ob wir überhaupt führen oder nicht; denn mir mangle jede Lust, die Nacht hier auf der Wachtstube zu versitzen, zumal ich die vorige nur halb geschlafen. Er verwies mich hierauf auf die von ihm mir angebotene Hängematte, worauf ich ihm entgegnete, diese Schwankung könne ich nicht ertragen. Statt jeder Antwort drehte er sich abermals zum Schlafe um. Als klügstes und einziges Mittel blieb mir jetzt das Nachgeben, indem ich mich ganz still auf die Matte neben einen der Hafenneger hinlegte. Diese Anspruchslosigkeit rührte meinen Gegner dermaßen, daß er mir ein Kopfkissen aus seinem Bett heraus reichte und mir wohl zu schlafen wünschte. Mein Nachbar und ich lagen einander so nahe, daß wir uns bei unwillkürlichen Bewegungen gegenseitig stießen, was in Anbetracht seiner schmutzigen, bloßen Füße mehr zu meinem Nachtheil ausfiel. Diese letzteren kamen oft in bedenkliche Nähe zu meinem Gesicht. Trotz der sich immer mehr verdichtenden Atmosphäre und der sich stets vermehrenden Flöhe schlief ich fest, so fest, daß mir dünkte, der helle Tag sei schon angebrochen und unsre Fahrt verschoben. Nach einigen Stunden wurde ich aber, immer noch in tiefer Nacht, mit der Kunde geweckt, es sei Zeit zum Einschiffen. Ich eilte hinaus in die kalte Nacht und fühlte mich bei dem feuchten Wetter in meinen Leinwandbeinkleidern recht unbehaglich — etwas Fieber spürte ich noch und gewisse seekränkliche Anwandlungen hatte ich noch nicht ganz überstanden. Als ich mich umsah, fand ich mich ganz allein, sah Niemand und hörte

gar nichts. Endlich wurde ich in einem ganz kleinen Nachen in unser nicht unmittelbar am Ufer liegendes, zweimastiges Segelboot gebracht, wo ich mich sogleich nächtlich installirte. Da Alles im Schiff ziemlich naß war, breitete ich meinen Plaid aus, wickelte mich hinein, legte meinen Kopf auf die Tasche und versuchte zu schlafen. Keinen Blick warf ich auf das Boot, auf seine Bemannung, auf meine Reisegefährten, ich schloß die Augen allsofort. Ehe ich aber wirklich einschlafen konnte, hatten mir die vorsichtigen Schiffsleute ein bequemeres Lager zugerichtet, worauf ich bis Sonnenaufgang ruhig und sicher schlummerte. Dann erst fing ich an meine Umgebung zu betrachten. Das Boot war außerordentlich klein, wenigstens durchaus nicht geeignet, dem Reisenden nur den allermindesten Comfort zu gewähren. Schmal, daß man sich nicht ausstrecken konnte, klein, naß, ohne Lehne, ohne jeden Schatten; soll man da zwei Tage tropischer Reise aushalten? Der allenfalls leere Raum war mit dem Proviant der Mannschaft ausgefüllt. Diese bestand aus drei jungen Negern, welche entsetzlich viel schwätzten, lärmten, tobten, sangen und heulten, aber kaum ein Wort reines Französisch verstanden. Obwohl sie vorgaben, englisch zu reden, so konnte ich mich doch über die allereinfachsten Sätze nicht mit ihnen einigen. Ein junges Negermädchen war die einzige Schönheit in unsrem Kahn. Ob sie Einem, Keinem oder Allen gehörte, vermochte ich nicht zu ermitteln. Sie stieg ein Paar Stunden ehe wir Port au Prince erreichten aus, indem sie einer der Männer, der sich entkleidete, wie ein Lear seine Cordelia, frei auf den Armen durchs Wasser ans Ufer trug. — Als es nun hell geworden, fühlte ich mich recht elend und beschloß liegen zu bleiben und die Augen geschlossen zu halten. Allmälig begann die Sonne tüchtig zu brennen, wogegen ich mich durch Entfalten meines durchlöcherten Regenschirmes zu schützen trachtete. Galle mußte ich in erstaunlicher Menge von mir geben; ich aß natürlich keinen Bissen, freute mich auch nicht im geringsten der Ansicht der romantischen Küsten. Langsam, träge trieben wir auf der glatten Fläche.

der See dahin; der flammende Himmel leuchtete auf uns herunter, zur Linken hatten wir das Ufer in nicht geraumer Ferne in Sicht. Mir däuchte eine unendliche Zeit schon verstrichen; ich wähnte, es sei schon spät am Nachmittag, als meine Schiffer erklärten, die Brise habe sich gänzlich gelegt, wir müßten am Ufer anlegen. Ich wollte Anfangs im Schiff liegen bleiben, ließ mich aber später überreden, auch hinaus zu gehen, um Schatten zu suchen. Einer der Schwarzen trug mich durch's Wasser auf's feste Land. Wir befanden uns an einem felsigen, unfruchtbaren Ufer; jenseits des Meeres zog sich die lange gebirgige Insel Gonaives hin und hemmte den Zug der Blicke in die ungemessene Ferne. Unter der Strohhütte eines einsamen Fischers rasteten wir. Sie glich an Anspruchslosigkeit unsren Köhlerhütten; vor dem Eingang war zum Schutz gegen die Sonne noch ein breites Dach. Hier wohnt der dürftige Fischer, ganz allein, ohne Weib und Kind, flickt seine Netze und seine eignen Lappen, lebt von an der Sonne getrockneten Fischen und hat einen lecken Kahn. Zu meinem Aerger erfuhr ich, daß es noch nicht Mittag sei. Wie sollte der Tag hingehen? Allmälig fingen meine Schwarzen an, ihre Vorräthe auszukramen und sich ihr Essen zu bereiten. Salzige, getrocknete Fische wurden in heißem Wasser etwas aufgequellt, süße Kartoffeln gebraten, und das Diner war fertig. Die junge Negerin führte die Haushaltung und machte sich um die Küche verdient. Aus großen Schaalen irgend einer kürbisartigen Frucht wurde gegessen. Ich hatte nicht den mindesten Appetit und wälzte mich den ganzen Nachmittag auf meiner Decke im Sand herum. Es war ein unendlich stiller Platz, keine menschliche Seele in der Nähe viele Meilen weit, keine Stimme, kein Ton zu vernehmen, auf dem Wasser wohl hie und da ein fernes Segel, vollkommne Einöde, der Insel gleich des Robinson. Den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend saßen wir so still beisammen, immer wartend, bis der Wind sich wieder erheben möchte. Einige lagen, Andere kauerten, Jeder suchte sich's behaglich zu machen. Als ich endlich am späteren Nachmittag Hunger bekam, ließ ich

mir ein Paar Fische kochen, mochte aber nur wenig genießen, weil sie zu versalzen waren. Dann ging ich den Strand entlang und suchte nach Muscheln, deren ich viele schöne und große fand. Manche würden als Seltenheiten in europäischen Salons glänzen, so prächtig waren sie, so rosig, so glatt, so polirt, so zackig, so strahlend. Wären sie nicht zu groß gewesen, hätte ich sicher welche davon mitgenommen. So konnte ich meine Taschen nur mit kleinen Exemplaren füllen. — Dieser Nachmittag gewährte mir den merkwürdigsten Augenblick, der mir noch je im Leben geworden. Alles Interessante, alles Exotische, was ich noch erlebt, fand ich verschwindend gegen die Idylle an Haitis Felsenküste. Allein mit den halbwilden Eingebornen, kaum fähig, mich ihnen zu verständigen, an einsamer, wüster, felsiger, unbebauter Uferstelle — der Boden bedeckt mit angespülten Muscheln, nirgends eine Spur von Menschen oder andren lebenden Wesen, wie auf einem Eiland in der Heimat der Mährchen — der ärmliche Fischer vor seiner dürftigen Hütte, die schmale Kost, der Wellenschlag des Meeres, der Untergang der Sonne, der die Felsen um uns vergüldete, die ganze Scenerie außer allem Zusammenhang mit der ganzen gewohnten Lebensexistenz, ein einziges Mal im Leben in einer Umgebung ohne alle Analogie mit allem Gewesenen und wohl auch Künftigen, — wie verwünscht, wie verzaubert, wie im Banne der Fee kam ich mir vor; ich war grenzenlos entzückt. Und wie dramatisch das Bild war! Sie in ihrer ursprünglichen Cultur, in ihrer Heimat, in ihren altgewohnten, schlichten, naiven Verhältnissen, ohne Wünsche, ohne Sehnen, ruhend im Schatten ihrer Bäume, ganz zufrieden, — und ich! aus einem andern Himmelsstrich, andrer Cultur entsprossen, gebildeteren Anschauungen entwachsen, aus den Ländern des Wissens, des Schaffens, der Künste, des Luxus, alle dem ein Mal enteilt, fortgezogen in die weite Welt, über Meere und Länder, um meines Gleichen auch unter andren Zonen zu finden, um die entlegensten Hütten der Menschen zu betreten, hier an diesem Felsenufer ausgespült, der Meeresmuschel gleich, außen rauh und

braun, innerlich brennend wie sie, doch vor Sehnen, andre Lande, andre Sitten zu erkunden, und wie sie, die Eingebornen, im Schatten stille ruhend, ganz vertraut mit ihnen, ohne viel zu reden, einen Tag ganz mein Leben dem ihren einend, meine Interessen den ihren anbequemend, einen Tag nur, wenige Stunden jetzt der ihre sein, um für immer und ewig sie zu lassen, morgen schon nicht mehr, nur heute noch dieser Sphäre angehörig, — dieser ergreifende Gegensatz hielt mich fest in seinem Bann und ließ mich keinen Augenblick vergessen, daß Alles seltsam, unvergleichlich sei.

Am Abend, als es kühler geworden, wickelten wir uns sämmtlich in unsre Decken und versuchten, sofern es die Schnaken erlaubten, einzuschlafen. Auch das war recht einzig in seiner Art; an der Meeresküste, in Gesellschaft von lauter Schwarzen, unter freiem Himmel zu liegen. Unter diesen Umständen ließ ich mir selbst mein Fieber gefallen. Endlich in der Nacht, nach wenigstens zehn- bis elfstündiger Rast erhob sich eine günstige Brise; wir bestiegen unsre Schaluppe und fuhren fort. Eine unangenehmere Nacht habe ich fast noch nie erlebt als diese. Eingeklemmt in den engen, naßen Raum des Kahnes, ohne mich ausstrecken zu können, ohne eine nur einigermaßen ordentliche Kopflehne, versuchte ich die ganze Nacht umsonst zu schlafen. Ich wälzte mich beständig hin und her, hatte gar keine Ruhe, und Schmerzen im Kopf, im Rücken und in den Beinen. Die Zeit schien gefesselt. Ich hoffte immer auf den Anbruch des Morgens, und er wollte gar nicht erscheinen. Später fiel ich in einen leichten Schlummer, und nach Aufgang der Sonne hatte ich nur den einen Wunsch, daß sie recht bald wieder untergehen möchte. Es war wirklich kein Spaß, sich so elend zu fühlen und doch den ganzen Tag im schwanken Kahn der versengenden Sonne ausgesetzt zu sein. Dieser Tag war unbarmherzig lang, um so länger, als ich ihn nur durch Wälzen auf meiner feuchten Matte ausfüllte. Ich hatte gar keinen Appetit, gar keine Lust zum Lesen, gar keine Ruhe. In keiner Stellung vermochte ich lange zu bleiben, meine Hitze stieg mit jedem

Augenblick und mein ganzer Körper that mir weh. Diesen ganzen Tag aß und trank ich nicht, — ich sog nur etwas Zuckerrohr. Von der theilweise sehr schönen Küste sah ich fast nichts.

6. April.

Erst um acht Uhr Abends kamen wir an, nachdem wir in den letzten Stunden so starke Wellen gehabt hatten, daß ich pudelnaß wurde, was die Annehmlichkeit meiner Situation nicht gerade erhöhte.

Hier angekommen, wurde zuerst meine Bagage durch die Hafenpolizei untersucht; dann suchte ich umsonst in der Dunkelheit nach zwei Privathäusern, an die ich empfohlen war und verlangte umsonst in zwei elenden Herbergen Unterkunft. In einer dritten fand ich endlich ein Bett in einem Zimmer, das gegen die Straße und die Küche nicht geschlossen war. In letzterer nahm ich ein schmales Abendbrot, wonach mich, den Ausgefasteten, sehr verlangt hatte. Ich schien mir der einzige Gast unter den vielen im Hause herumwebenden Negerweibern und begab mich bald zur Ruhe, in der Hoffnung, fest und erquickend nach den mühseligen Tagen ausschlafen zu können. Doch kaum niedergelegt, bemächtigte sich meiner eine solche fieberhafte Hitze und Aufregung, wie ich mich kaum erinnere, jemals eine ähnliche erlitten zu haben. Ich mußte jede Minute Bett, Stellung, Lage wechseln, Decken und Gewand wegwerfen, wieder nehmen, aufspringen, mich wieder legen, ungestüm mich wälzen. Endlich nach einer Wanderung, die mir ein halbes Leben dünkte, erwachte ich. Es war Tag. Ich merkte, daß ich geschlafen hatte, aber sehr unerquicklich. Die Sonne hatte mein Blut so heiß gekocht, daß allerlei wirre Phantasieen in meinem Hirn sich jagten, — es war mir sogar das Selbstbewußtsein abhanden gekommen; ich hielt mich für eine arme Wittwe, die mit ihren Kindern durch die ganze Welt ziehen muß, an allen Thüren abgewiesen wird und bis in die Seele erschöpft immer wieder wandern muß. Dann sagte ich mir öfters selbst, ich sei

nicht der Don Quijote. So hatte das Klima auf mich gewirkt. Im Laufe des Tages fühlte ich mich nach und nach besser; doch schonte ich mich vor Ermüdung und vor der Sonne; ich hielt mich ganz ruhig, so daß ich bis jetzt von Port au Prince noch sehr wenig erfahren. Heute geht's wieder ganz gut. Der norddeutsche und der österreichische Consul waren mir sehr freundlich und luden mich beide auf ihre Villen außerhalb der Stadt.

Port au Prince, die Hauptstadt dieses vielbewegten Landes, das ersehnte, endlich erreichte Ziel, ist herrlich gelegen; von drei Seiten von Gebirg umschlossen, welches sich romantisch und terrassenförmig erhebt, wird es von der vierten Seite vom Meere bespült. Die Straßen sind ziemlich elegant, wenigstens viel besser als in allen andren Städten der Insel, die ich gesehen. Das ganze Ansehen der Metropole fand ich auch viel städtischer, als ich erwartet hatte. Die Gassen sind breit, die Häuser hoch und hölzern; man baut nicht gerne von Stein, weil die Erdbeben sich zu häufig einstellen, und die Gefahr in hölzernen Wohnungen eine viel geringere ist. Einige freie Plätze dienen zum Schmuck der Stadt. Etliche Stadttheile liegen seit der letzten Katastrophe in Trümmern; Feuer und Pulver haben entsetzlich gewirkt. Der alte Regierungs-Palast, der die verschiedenen Regierungen und Systeme seit der Befreiung des Landes von den Franzosen überdauert, wurde durch mehrere Hundert Pulverfässer in die Luft gesprengt und bildet jetzt nur einen formlosen Steinhaufen. Viele andere öffentliche Gebäude haben das gleiche Loos gehabt. Das Arsenal, das Gefängniß, das Senatsgebäude sind, wenn nicht gerade völlig zerstört, doch in sehr verheertem Zustande. Der neu erwählte Präsident, Nisage, wohnt provisorisch im Hause der Abgeordneten. Nach allen Beschreibungen, die man mir gemacht, müssen die Tage des letzten Bruderkrieges mörderisch und entsetzlich gewesen sein. Die Spuren beweisen es. — Man sagte mir, das hiesige Klima sei bei weitem das heißeste auf der ganzen Insel und demnach in fast ganz Westindien. Die Vegetation ist natürlich sehr schön und üppig,

Blumen, Sträucher und Früchte wachsen wuchernd. Die heutige Nacht brachte ich in einem Landhause zu und kam mit einem prächtigen Rosenstrauß auf dem Hut zurück. Der norddeutsche Consul versprach mir, mich dem Präsidenten und der Wittwe des Exkaisers Faustin vorzustellen und überhaupt Alles zu thun, um mich mit maßgebenden Persönlichkeiten bekannt zu machen. Ich begleitete ihn gestern durch Trümmerhaufen und blühende, duftende Gelände auf seine Villa auf einer Anhöhe hinter der Stadt mit reizender Aussicht auf das in der Sonne flimmernde Meer. Ich sollte mit ihm zu Mittag speisen, vermochte aber nur einige Löffel Suppe und ein Paar Ananas-Scheiben zu genießen. Alles macht hier den Eindruck gänzlichen Verfalls, dabei aber allerherrlichster Natur. Darüber vergißt man ersteren. Ueber die historische Entwicklung und all die verschiedenen Phasen dieser Republik habe ich Manches gelesen, darunter sehr Interessantes; hier ist aber nicht der Platz, davon zu reden, da ich ja nur von mir und meiner Reise erzähle. Ueber die dermaligen politischen Verhältnisse und die Culturzustände würde ich sehr gerne Manches mittheilen, wenn es sich vollkommen geklärt hätte in meinem Kopf, was nicht der Fall ist, da ich noch zu kurz hier bin. Leider habe ich keine Hoffnung, dies mein Ziel zu erreichen, da die mir gebotene Zeit um ist; die Zeiger sind abgelaufen. Alles ist vorbei. Vor einer Viertelstunde entschloß ich mich rasch und kurz, mich heute Nachmittag nach Liverpool einzuschiffen. Ein Dampfer, der direkt dorthin fährt, liegt vor Anker. In drei Wochen hoffe ich dort zu sein. Wie die Reise nach Amerika im vergangenen Sommer plötzlich beschlossen wurde — so geschah es auch mit der Rückfahrt. Gott schenke uns ein fröhliches Wiedersehen! Dies sind meine letzten Worte aus der neuen Welt.

XXX.

Meine Heimreise.

Am 6. April begab ich mich im Laufe des Nachmittags an Bord des „Crusader", eines englischen Dampfers, dessen Company ihre Schiffe zwischen Panama, Westindien und Liverpool verkehren läßt. Die Fahrzeuge sind kleiner als die meisten Uebersee-Passagier-Dampfer, auch brauchen sie längere Zeit zu ihrer Reise. Dafür ist die Passage aber um die Hälfte billiger als auf den Royal-Mail-Schiffen. Dieser Umstand scheint übrigens nicht viele Reisende anzulocken; denn ich hatte nur einen einzigen Gefährten auf der großen, weiten Strecke. Was so urplötzlich meinen Entschluß zur Abreise zeitigte, war vorzüglich die ungewohnte drückende Hitze, die nachgerade anfing, mein Blut in Wallung zu bringen und mich mit irgend einem klimatischen Fieber zu bedrohen. Ich hielt darum den Zeitpunkt für gekommen, mich aus diesen heißen Ländern zu entfernen, ehe ich ernstlichen Schaden nehmen möchte. Die ganze Reise hatte ich unversehrt zurückgelegt. Wie gerechtfertigt war da nicht mein Wunsch, mir nicht die letzten Stunden durch irgend ein peinliches Leiden zu vergällen. Und ich hatte das Gefühl, nicht wacker aushalten zu können, wenn ich noch länger unter dem glühenden Himmelsstrich Haitis weilte. Meinem ursprünglichen Plane gemäß wollte ich von Port au Prince zu Pferd über das Gebirg nach Jakmel reiten, von dort nach St. Thomas fahren, wo ich mich nach Southampton einzuschiffen dachte. Diesen der Sonne unerbittlich ausgesetzten Gebirgsweg hatte man mir dringend abgerathen, weil er mir schlecht bekommen würde. Ich gab diesen Vorstellungen nach und rüstete mich zur Heimreise, weil gerade ein Schiff im Hafen lag. Alle vierzehn Tage verläßt ein Dampfer nach Europa die Bai von Port au Prince. Da ich von St. Jago de Cuba aus meinen Koffer nach St. Thomas geschickt hatte, so mußte ich denselben jetzt brieflich von dort in

die Heimat dirigiren. Bei mir hatte ich nur das Köfferchen, mit welchem ich von Cap Haiti über Land geritten war. Den großen habe ich nie wieder gesehen. Mein Brief kam zwar an, der Koffer wurde abgeschickt, kam auch richtig nach Straßburg. Im selben Augenblick entbrannte der Krieg, jede Ausfuhr wurde verboten, die Belagerung trat ein; später fand man den Koffer wohl erwähnt im Verzeichniß des Magazins, ihn selbst konnte man nicht finden. So ging Alles verloren, was zur Erinnerung in späteren Zeiten dienen sollte, ganz leer kam ich aus der neuen Welt zurück, einem Bettler ähnlich, nur den Stab gerettet. Er ist das einzige, was mich sichtbar mahnen kann an meine Wanderungen in der Ferne. Jedes langweilige Entleeren des Koffers, hundertmaliges Beschreiben aller Einzelheiten, tausend Mal dieselben Antworten — Alles das blieb mir erspart. Ich war recht froh. So frei kam ich mir vor; ohne jeden Ballast kehrte ich in die Heimat zurück. Wer mag mich nun einer Lüge zeihen, wenn ich von fabelhaften Dingen, von feenartigen Schätzen erzähle, die ich mir erworben? Die Phantasie hat ungemessenen Spielraum zu berichten, wie's ihr beliebt.

Meine Hausfrau in Port au Prince, Madame Ernest, eine alte, widerliche Mulattin, aus Guadeloupe gebürtig, hatte, so lange ich in ihren Grenzen war, mütterlich für mich gesorgt; sie bereitete mir in der Frühe ein Bad, welches aus drei neben einander aufgepflanzten Kübeln bestand, wobei sie mir genaue Instructionen gab, wie ich die Steigerung der Temperatur des Wassers in den verschiedenen Behältern zu berücksichtigen hätte. Abends erschien sie spät nochmals in meinem Zimmer, als ich schon zu Bett lag, nur um mir zu erzählen, sie heiße Madame Ernest. „Aber so heiße ich ja auch." „Was, Sie auch?" „Ja, gewiß!" Dann beruhigte sie sich und ging. Beim Speisen ward mir die harte Pflicht, neben ihr zu sitzen und zu sehen, wie sie mit ihren Fingern unappetitlich in den Speisen herumfuhr. Beim Abschied gab sie mir etwa ein Dutzend Citronen mit auf die Reise, deren Genuß

sie mir als sehr heilsam anpries. Aber Madame Ernest wußte auch zu rechnen, und Madame Ernest ließ mich gehörig zahlen. Für eine Nacht und drei Mahlzeiten mußte ich fünfundzwanzig Gulden geben. Die Wohnung war aber derart, daß der norddeutsche Consul behauptete, ich könne keine Stunde mehr in dieser Spelunke zubringen. Die letzte Nacht vor meiner Einschiffung war ich in einem Landhause außerhalb der Stadt. Zu Fuß war ich hingegangen durch die schönste, reichste Natur. Ich ließ das Fenster offen; es fiel ein erquickender Platzregen. Weil es zum letzten Male war, betrachtete ich mir Alles, was mich umgab, noch einmal recht gründlich. In die Tropenländer dürfte ich aller Wahrscheinlichkeit nach so bald nicht wieder kommen. Darum überkam es mich schon im vorhinein wie ein gelindes Heimweh. Die lange interessante Wanderung war nun mit einem Male beschlossen, und vor mir lag nur noch die sehr prosaische Heimreise. Mein Kopf war aber hauptsächlich von der Aufregung durch die Abreise eingenommen. Die allertrivialsten Angelegenheiten nahmen mich sehr in Anspruch, so z. B. meine Wäsche, die ich immer noch nicht zurückerhalten; und es war schon Zeit, zum Hafen zu gehen.

Für immerwährende Zeiten wird mir die Erinnerung an Port au Prince eine ganz besonders angenehme sein. Ich hatte großes Verlangen gehabt, hinzukommen, hatte manches Originelle darüber gelesen, und mußte mir den Weg dahin zu Pferd und zu Wasser sauer verdienen. Dann kam ich endlich an, und das allererste, was ich that, war meine sofortige Abreise zu beschließen. Unter dem Eindruck dieses plötzlichen Wechsels, der Alles mit einem Male veränderte, betrachtete ich nun diese Stadt, deren seltsamer Zauber durch die vor kaum drei Monaten erlittene schreckliche Katastrophe in schrecklicher Weise erhöht wurde. Paradiesische Schönheit, Gräuel der Verwüstung, spezielle Eigenthümlichkeit als Hauptstadt und Hauptsitz aller Verschwörungen im revolutionserschöpften Negerland, die letzten Pulsschläge meiner Wanderung und die Hoffnung einer baldigen fröhlichen Heimkehr, — das sind die Momente, die für

mich von Port au Prince immer unzertrennlich sein werden. Ich hatte mich absonderlich dahin gefreut, wie, mit Ausnahme Habanas, noch nie zuvor auf eine Stadt, hatte sicher gerechnet, wenigstens vierzehn Tage dort zu weilen, mich mit den politischen, historischen und socialen Verhältnissen des Landes dort in der Capitale möglichst vertraut zu machen, um mir ein bescheidenes Urtheil über dies so heftig angegriffene, so warm vertheidigte Negerland mit europäischer Cultur zu bilden. Und doch gewann ich es über mich, schon am ersten Tage Alles zurückzulassen und das Schiff zu besteigen, das europawärts segelte. Dabei merkte ich so recht, wie mächtig bei allem tiefen Interesse an diesen seltsamen, exotischen Verhältnissen doch der Trieb und die Sehnsucht nach der Heimat war. Ich hatte keine Spur von Heimweh; aber, als ich vernahm, daß folgenden Tags ein Dampfer nach England gehe, da schoß es mir rasch durch den Sinn, ich könne mitfahren. Und die Heimat trug den Sieg davon. Alles, wonach ich mich so gesehnt, worauf ich dermaßen gespannt war, wofür ich noch undenkliche Strapazen erduldet hätte, wenn es erforderlich gewesen, — Alles das versagte ich mir in dem Augenblick, da ich glücklich am Ziel meiner Wünsche angelangt war. Weil ich zu kurz da gewesen, konnte Port au Prince von seiner geträumten Idealität in meinen Augen nichts verlieren; das ist mir sehr lieb. Nicht einmal hatte ich Zeit und Gelegenheit, mich über die allerjüngsten politischen Vorkommnisse zu unterrichten. Haiti ist doch seit siebzig Jahren an beständige Revolutionen und Katastrophen gewöhnt. Ereignisse wie die neulichen mögen aber doch zu den seltneren zählen. Nachdem Salnave, der Präsident des Landes, ein Wütherich sonder Gleichen, eine gänzlich verkommene Natur, der sich ausschließlich auf das Proletariat gestützt und dasselbe gegen die besitzenden Klassen aufgewühlt hatte, beinah das ganze Land gegen sich unter die Waffen gerufen hatte, ward er nach hartnäckigem Kampfe gefangen; der Prozeß wurde ihm gemacht, und er kriegsrechtlich erschossen. Den Palast hatte er zuvor in die Luft gesprengt. Dies geschah um die Weihnachtszeit;

Salnave's Hauptgegner Nisage wurde in den letzten Märztagen zum Präsidenten gewählt. Kurz vor meiner Ankunft nach Port au Prince hatte er seinen Einzug gehalten. Die Schwarzen, in deren Boot ich von St. Marc gekommen, sangen oft Stunden lang im Schiff Schmählieder über Salnave, woraus ich entnahm, daß der Haß gegen ihn sehr verbreitet gewesen sein muß. —

Unvergleichlich schön zeigen sich die hohen, grünen, dicht bewachsenen Berge, welche sich majestätisch hinter der Stadt aufthürmen und dann nach Westen hin in unabsehbare Ferne den Saum des Oceans begleiten. Selten noch empfand ich beim Anblick des Gebirges derart das Gefühl der Sehnsucht wie hier; ich hätte so gerne hinein gewollt, zu Fuß, in der Sonne, gleichviel, nur hinein in das tiefe, dunkle Grün.

Der norddeutsche Consul hatte die Liebenswürdigkeit, mir das Sehenswerthe zu zeigen; in seiner Begleitung kletterte ich auf den öden Trümmern des Palastes umher und besuchte dann sein reizend gelegenes Landhaus. Leider weiß ich von Port au Prince sehr wenig zu erzählen. Auffallend war mir nur, daß fast alle Häuser von Holz sind; sonst entdeckte ich eigentlich keinen Unterschied zwischen hier und andren westindischen Städten. Uebrigens wendete ich in meiner kurzen Anwesenheit meine Aufmerksamkeit mehr der Natur und der Umgebung als der Stadt selbst zu. Außerdem war es zu heiß, um in den breiten, schattenlosen Straßen sich viel umzusehen. Der Hafen dünkte mir nicht bedeutend. Wenig fremde Schiffe legen hier an. Die großen transatlantischen Dampfer berühren meist das Cap oder Jakmel. Zwei haitische Kriegsdampfer, werthlose, baufällige Fahrzeuge sah ich vor Anker liegen. Seitdem sollen sie verkauft worden sein.

Der Farbige dünkt sich auf dieser Insel weit mehr als sonst überall. Hier ist er Herr und Gebieter, die Uebrigen nur geduldet. Man kann ihm dies Bewußtsein an der Stirne lesen. Ich muß gestehen, daß ich es der schwarzen Race von Herzen gönne, einen Fleck auf Erden zu haben, wo sie mit der übrigen civilisirten Welt

auf gleicher Stufe der Berechtigung steht. Es mag ja wohl mitunter recht komisch sein, wenn sich die Farbigen in linkischer Weise bemühen, die Sitten und Weisen der Civilisation nachzuahmen. Von der ganzen übrigen Welt fast geschunden, verachtet und oft wie das Vieh behandelt, dürfen sie sich hier als Menschen fühlen. Die siebzigjährige Geschichte ihrer Freiheit ist bunt, blutig und ereignißvoll.

Unmittelbar vor meiner Einschiffung gab es noch einen tüchtigen Zank mit dem Schwarzen, der mein Gepäck trug. Ich ließ ihn vor mir her gehen und trat mit dem Herrn, der mich begleitete, in ein Trinklocal, um nach Landessitte einen gemeinsamen Schluck zu thun. Dadurch kamen wir ungefähr zwei Minuten später an den Hafen als der Neger. In seiner Wuth darüber, daß er warten mußte, hatte er Alles hingeworfen und schrie mit schrecklicher Stimme, er wolle sein Geld. Mein Begleiter befahl ihm, meine Sachen wieder aufzunehmen und bis zum Nachen zu tragen, in dem ich mich an Bord des „Crusader“ begeben wollte. Das wollte er nicht und kreischte abermals entsetzlich. Mein Geleitsmann machte eine drohende Bewegung mit seinem Stock, worauf der Schwarze eine Glasscherbe aus dem Busen zog, als ob er sich mit dieser Waffe vertheidigen wollte. Erst, als er bei der Hafenpolizei verklagt war, ließ er sich bewegen, mir wieder dienstbar zu sein. Dieser keineswegs erbauliche Streit war die allerletzte Erfahrung, die ich auf dem Boden der neuen Welt gemacht, und nur diesem Umstand verdankt sie ihre Aufzeichnung. Ein andrer Neger in seinem Kahn brachte mich zu unsrem Dampfer, der eine Strecke weiter in die See hinein vor Anker lag. Meine Aufmerksamkeit wurde nur durch einen großen, schwarzen Hund gefesselt, den die Mannschaft des Crusader einst schwimmend vor Liverpool gefischt hatte. Sonst interessirte mich nichts. Ich war traurig. Drei Wochen sollte ich zur See fahren, drei Wochen seekrank sein. Nichts bemerkte ich, was mir gefallen hätte, kein hübscher Salon, kein Comfort, keine angenehmen Gesichter. Meine Blicke sandte ich

zurück auf die im Abendglanze strahlende Stadt und den schwellenden Meeresbusen von Port au Prince. Der einzige Reisegefährte, ein Schotte, brachte meine Conversationspendel nie in Schwingung; er stellte eine Frage in drei Wochen an mich, und ich eine Frage in drei Wochen an ihn. Das war Alles! Wir genirten uns nie, sprachen niemals mit einander und saßen uns beim Essen gegenüber. Der Mangel alles Waschbaren an seiner Toilette machte sich empfindlich geltend. Ich sah nie einen Hemdkragen, nie eine Chemisette, nie Manschetten, nie weiße Strümpfe — in dicke blaue Wolle war er von Kopf zu Fuß gekleidet; nirgends schaute auch nur ein Streifchen Leinwand heraus, und ich hätte so gerne einen Streifen Leinwand gesehen. Sein Charakter mag tadellos sein, ich weiß es nicht. Aber seine Neigungen sind andere als die meinen. Er fütterte den großen Hund, half das Schiff neu anstreichen und balgte sich mit dem Steward. Aber ich bewunderte seinen beispiellosen Takt; in drei Wochen wurde er mir keine einzige Sekunde lästig. Welcher andre Gefährte hätte diese Probe überstanden? Mit den Officieren, welche schlecht oder gar nicht französisch sprachen, verkehrte ich sehr wenig. Am 7. in der Frühe lichteten wir Anker und verließen den Hafen von Port au Prince in demselben Augenblick, da die Sonne majestätisch über den Spitzen der Berge aufging und im Morgenthau in den Gärten der Stadt sich zitternd spiegelte. Das war mein Abschied von den Antillen, das Lebewohl von Amerika. Von der aufgehenden Sonne bestrahlt, hatte ich zum ersten Male die Küste der neuen Welt gegrüßt; jetzt that ich's zum letzten Mal, und wieder war der goldne Tag der dritte im Bunde. Den ganzen Tag hatten wir die Küste der Insel zur Rechten in Sicht. Außer dem Haiti gegenüber liegenden Gonaives erblickten wir keine einzige Insel mehr. Unser Lauf war direkt auf Liverpool gerichtet. Den ersten Tag fühlte ich mich wohl. Leider kann ich das von den folgenden nicht sagen. Es kamen Tage des Elends, der Galle und unverdauter dürrer Zwetschen. Ich lag fast vierzehn Tage zu Bett, ohne Kost, ohne Unterhaltung,

lesend oder ruhend. Wenn ich lag, war mir verhältnißmäßig wohl, aber stehen oder gehen konnte ich nicht. Nur wenige Minuten des Aufseins mußte ich am Charfreitag und Ostersamstag mit einem Speisopfer bezahlen. Ueber die Geschichte Haitis las ich viel in dieser Zeit, zählte fortwährend die Tage und erging mich in Reminiscenzen und Projekten. So verfloß die Zeit denn doch rascher, als ich Anfangs gefürchtet hatte. Als es mir besser ging, schlich ich mit Mühe auf's Verdeck. Meine Schwäche war entsetzlich. „Hier ist, der einst Othello war," fiel mir hundert Mal ein. Aber vor Kälte mochte ich es nicht lange aushalten. Wir waren nämlich um 25 bis 30 Grade nördlicher als vor den Tagen meiner Clausur. Der Temperaturunterschied war empfindlich. Da es im Salon kein gutes Sopha gab, so war ich stets, wenn ich müde war oder fror, genöthigt, mich wieder zu Bett zu legen. Die Speisen waren äußerst schlecht. Nichts mundete mir als die gänzlich geschmacklosen englischen Zwiebacke, deren ich gar viele in trüben Stunden knupperte. Hatte ich mehrere Tage gefastet, dann machte sich der Hunger unabweisbar geltend; ich konnte dann die Stunden der Mahlzeit vor Spannung kaum erwarten. Ein einziger Biß genügte jedoch, mir allen weiteren Appetit unerbittlich zu rauben. In den ersten Tagen trug ich mich mit der felsenfesten Hoffnung, unsre Reise würde nur vierzehn Tage dauern, weil ich gehört, irgend ein Schiff hätte irgend einmal den langen Seeweg in dieser Zeit zurückgelegt. Wie groß war daher mein Schreck, als ich am fünften Tage unsrer Fahrt, nachdem ich mich mühsam aufs Verdeck geschleppt hatte und Acht geben mußte, nicht über Bord geschleudert zu werden, von einem der Officiere hörte, daß wir noch zwei Sonntage (es war Dienstag) reisen und hoffentlich am dritten zu Hause sein würden. Ich fühlte mich wie vernichtet. Unablässig zählte ich die Tage; aber so steigerte sich auch die Ungeduld beständig. Mehrere Bücher über die Geschichte von Haiti bewältigte ich in dieser Zeit; der kurze Besuch hatte das Interesse daran geweckt. In schweren Stunden wurde ich oft von

einem kleinen, grünen Papagei getröstet, der, auf einer Stange im Speisesaal sitzend, zwanzig Mal im Tag das Wort: „Liverpool" plapperte; dadurch erweckte er stets von Neuem meine Hoffnung. Ich habe ihn tief ins Herz geschlossen, obgleich unsre persönliche Bekanntschaft nur sehr oberflächlich war. Die Charwoche war für mich eine rechte Leidenswoche, ebenso die Osterfeiertage. Es kam mir so recht zum Bewußtsein, daß ich der wahre Crusader, der eigentliche Kreuzfahrer sei. Am Ostermontag, als ich zum ersten Male nach mehreren Tagen strenger Clausur mich aus meiner Höhle hervorgewagt, fand ich es neblich und bitter kalt. Ich trug nur dünne Leinwandbeinkleider, denn der Koffer war ja in St. Thomas. An diesem Tage waren wir unweit der Neufundlands-bänke, also ungefähr in der Breite von New-York. Von da an fror ich fast immer ungemein, so oft ich mich ans Tageslicht traute; nur ganz selten hatten wir schönes, klares Wetter. Die letzte Woche unter den dreien ging es mir besser; mein Kopf wurde frei, der Appetit nahm zu, und ich war fast den ganzen Tag außer Bett. Die Mahlzeiten waren aber leider der Art, daß sie mir gar keine Erquickung boten, — Schweinefleisch in allen Gestalten, kein Salz in den Speisen, kleisterhafte Saucen zu allem Fleisch und zu den süßen Gerichten. — Die Abendbeleuchtung war äußerst mangelhaft, nur mit Anstrengung vermochte ich im Salon zu lesen. Einmal nur noch verspürte ich einen gelinden Rückfall in den alten Zustand. Es war am 26. Nachmittags. Gerade da ertönte der Ruf: „Land". Die Küste von Irland kam in Sicht. Mich rührte es nicht. Das Heißersehnte war eingetroffen. Mich kümmerte es nicht. Auf der Bank blieb ich liegen, den Kopf in der Hand. Große Schaaren von Möven hatten uns schon seit zwei Tagen die Nähe der Küste verkündet. O, die Möven, die lieb' ich sehr! Sie sind so weiß, so schlank, sie fliegen so wunderschön mit ihren weitgespannten Schwingen, sie schießen hoch auf und tauchen tief nieder, bis sie ihre Fittiche im

Schaum des Oceans benetzen. Sie gemahnen an die Taube Noah's mit dem Oelzweige, welche ihm verkündete, daß die Wasser sich verlaufen und das Trockne nicht mehr entfernt sei. Stunden lang umkreisten sie unser Schiff, als ob sie zu uns gehörten, als ob sie uns, die von fern Gekommenen, grüßen wollten, als ob die Heimat sie uns zum Willkommen entgegen gesandt. Und dann ihr Schrei! O, der ist so sehnsuchtsvoll klagend, so heimwehdurchzittert, so tief empfunden, — und ihr Flug so unstät, so hastig, der Seele gleich, die über den gepeitschten Wogen des Lebens athemlos rennt und jagt und flieht und die Arche umkreist, die allein sie retten kann. Alle sehnen, Alle suchen, Alle dürsten, die Meisten mögen es sich oder Andern nur nicht bekennen, sie schämen sich, oder sie löschen ihren Fieberdurst aus schlammgefüllten Lachen, oder sie verdursten in der heißen Wüste. Wie Wenigen ist es nur beschieden, sich aus dem Sturm, dem Drang, dem Brand auf sichrem Steuer gerettet zu haben! Nochmals dauerte es 1¹/₄ Tage, bis wir Donnerstag den 28. April Vormittags elf Uhr in den Hafen von Liverpool, den größten Seehafen der Welt, wie unsre Officiere stolz mir sagten, einliefen. Mühsam hatten wir uns durch die schmalen, kreuz und quer gewundenen Docks zu schleppen. Es wollte kein Ende nehmen. Viele Schiffe sahen wir ankommen und auslaufen, es war ungeheures Leben. Nach drei Wochen sah ich wieder andre Menschen, ich sah Land, eine Stadt, ich war in Europa, in der alten Heimat. Alle diese Eindrücke stürmten zusammen auf mich ein; sie wurden aber sämmtlich abgeschwächt durch die grimme, feuchte Kälte, die meine Kniee zittern und meine Zähne klappern machte. Dann währte es nochmals geraume Weile, bis die Douane-Beamten an Bord kamen, um unsre Bagage zu untersuchen. Gleich darauf verließ ich das Schiff. Mit einem Sprung mußte ich das Land erreichen, da noch keine Brücke hergestellt war. In einem französischen Hotel stieg ich ab, lief den ganzen Nachmittag in den Straßen umher, besah die schönsten Häuser, die

eleganteſten Läden und war dann ſehr ermüdet. Abends elf Uhr fuhr ich nach London. Ich reiſte mit zwei Herren, die wie ich nach Paris wollten; ſie waren Gäſte desſelben Hotels; mein Wirth ließ mir keine Ruhe, bis ich mich ihnen anſchloß. Der Eine war ein junger Amerikaner, der zum erſten Mal Europa bereiſt, der Andere ein franzöſiſcher Koch von zweifelhafter Bildung. Wir fuhren im Rauchcoupé der zweiten Klaſſe. So ekelhaft bin ich noch nie gereiſt. Dafür nahm ich auch drei Plätze ein und ſtreckte mich ſehr bequem aus. Die Geſellſchaft im Waggon wechſelte öfter die Nacht über. Die Schnelligkeit der Fahrt dünkte mir raſend. Gegen Morgen ſah ich nach einigen Wochen das erſte Grün. Es war ein wahrhaft wohlthuender Anblick. Vor ſechs Uhr waren wir in London. Wir fuhren gleich nach Charing-Croß, dem Bahnhof, von wo man zum Canal reiſt. Ich ſaß oben neben dem Fiaker und hoffte, irgend etwas von der Weltſtadt zu genießen. Doch ſah ich nur Trafalgar-Square und reiſte nach ganz kurzem Warten nach Folkſtone, diesmal allein in einem Coupé. Den Koch ließ ich im Rauchwagen ſitzen. Auf der Fahrt zwiſchen Folkſtone und Boulogne war ich nicht ſeekrank, was mich ganz ſtolz machte. Abends um fünf Uhr waren wir in Paris. Dem Koch ſagte ich für immer Lebewohl, beſtieg einen Fiaker und ließ mich drei Stunden lang in den ſchönſten Straßen umherfahren. Abends acht Uhr reiſte ich über Straßburg nach Heidelberg. So paſſirte ich an einem Tage die beiden größten Städte unſres Welttheils, die ich niemals noch geſehen, ohne mich darin aufzuhalten. Man wird es unbegreiflich finden. Ich war des Reiſens nicht geradezu überdrüſſig, aber ich hatte genug und wollte mir nicht in den letzten Tagen noch zahlloſe neue Eindrücke aufbürden, welche die früheren mehr oder weniger verwiſchen würden. Einen Tag der Ruhe gönnte ich mir in Heidelberg. Der Trouble, die Erſchöpfung durch die lange Reiſe, die Aufregung, ſo nahe der Heimat zu ſein — Alles das kam zuſammen, um es mir ſehr

erwünscht zu machen, einen Tag ganz in der Stille zu leben. Wie bewegt ist man nicht, wenn man von großer, interessanter Reise und ruhelosem Wandern ins Vaterland zurückkehrt! Was drängt sich nicht Alles zusammen, Hoffnung, Sehnsucht, Freude, leises Heimweh, weil nun Alles vorüber! — In Begleitung eines Freundes fuhr ich nach dem Wolfsbrunnen und dann aufs Schloß. Die imposante Majestät der Heidelberger Ruine übte einen magischen Eindruck auf mich. Lange saß ich am äußersten Ende der Terrasse, im Angesicht eines der schönsten Punkte im deutschen Vaterland. Da wo der ruinenbehelmte, sagenreiche Neckar zwischen den grünen Hügeln und Rebengeländen des Odenwaldes sich endlich mühsam in zahllosen Krümmungen hervorgewunden und in der fetten, fruchtbaren Ebene dem Rhein in die väterlichen Arme sinkt, da entfaltet er nochmals, unmittelbar ehe er den Bergen enteilt, seine vollste Pracht und koncentrirt in einem einzigen Bilde die vollste Schönheit deutscher Erde. Die waldgeschmückten Berge, die steilen Hänge, der in engem Bett hineilende Fluß, die Thürme, Gärten, die alterthümliche Brücke, der volle Blüthenduft, die steilen, heimlichen Pfade, die stolze, unvergleichliche Ruine, mit ihrer sibyllenartigen Melancholie den Fluß zum letzten Abschied grüßend, erzählend von einst vergangnen Herrlichkeiten, voll Trauer über die zerfallne Gegenwart, ein steter Mahner an die Schuld der Franken, an die Alles zersetzende Zeit, an alte, deutsche, fromme Sitte — so ist Heidelberg. Es kam eine solche innere Ruhe über mich, daß es mir wahrhaft ein Räthsel scheint, wie in wenig Stunden ein solcher Wechsel sich vollziehen könne. Hoffnung, Sehnsucht, Freude, Heimweh, Alles verschwand und tauchte unter, kein Wunsch regte sich mehr, — die vollkommenste Befriedigung erfüllte mein ganzes Sein, wie ich nie im Leben, weder früher noch später empfunden. Ich war weder froh noch traurig, weder scherzhaft noch grübelnd, weder aufgeregt noch verschlossen — ich war nur ganz still, ganz zufrieden, ganz getrost. Vor fast neun Monaten wurde die ferne,

weite Reise ausgesonnen und beschlossen. Damals lag noch Alles verschleiert, räthselhaft vor mir, wie Hieroglyphenschrift mit ihren dunklen Charakteren, Symbolen und Bildern; man konnte nur ahnen, wünschen, hoffen, fürchten, aber nichts wissen. Alle Wünsche, die mich über die hohe See geleiteten, concentrirten sich in dem einen, daß mir eine frohe Heimkehr verliehen werde. Dann kam der Abschied, die Reise, langes, unausgesetztes Fahren, Ziehen und Wandern zu Ländern und Völkern, Strömen und Seen, Wäldern und Bergen. Ganz allein, ohne Freund und Belgeiter, ohne Rathgeber warf ich mich vertrauensvoll dem Strom in die Arme. Vom Wunsch beseelt, die große Welt zu sehen und zu kennen, griff ich zum Wanderstab, Menschen wollte ich sehen auf der fremden Erde, wollte wissen und erkunden, wie sie leben, kämpfen, leiden, sehnen, welchen Idolen sie opfern, vor welchen Altären sie knieen. Alles war mir neu und fremd. Vieles ward in der langen Zeit meinem Geiste erschlossen, manches Körnchen fiel auf gutes Land, mancher Keim ersproßte. — Lange saß ich oben auf der stillen Bank, meine Blicke folgten dem Silberband des Neckars; ich dachte, daß Alles wohl gelungen, daß Alles, was ich gewünscht, geschehen, daß Alles nun vorüber sei, daß ich heute heim gekommen und morgen all die Meinen wiedersehen sollte. Und es zogen an mir vorbei meine Pläne, meine Wünsche, meine Träume, die neun Monde, die ich in der Ferne zugebracht, das tiefe Meer, die neue Welt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, Alles, was ich geschaut. Und als der Kreis vollendet und Alles sich abschloß in dem Worte „Daheim“ — da ward es mir so frei, so hell, so ruhig, so stille in der Seele, wie es nur da möglich sein kann, wo die ganze vollste Befriedigung eingezogen, wo kein Wunsch verlautet, keine Sehnsucht mehr begehrt. Solche Tage sind selten im Leben, an denen kein Wunsch sich mehr regt. Wem aber ein solcher Tag geworden, der halte ihn fest und freue sich sein — er kommt so bald nicht wieder.

Der folgende Tag, Sonntag der 1. Mai, vereinte mich all den Meinen. Man bereitete mir den überraschendsten, glänzendsten Empfang, der mir zu verstehen gab, wie sehr man sich über meine Heimkehr gefreut.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

Abdallah
oder das vierblättrige Kleeblatt.

Ein arabisches Mährchen

von

Eduard Laboulaye.

Mit dem Bildnisse des Verfassers
nach einer Photographie von M. Nadar, gestochen von M. Levasseur.

Einzig rechtmäßige deutsche Uebersetzung.

8. Eleg. brosch. Preis 1 1/3 Thlr.

„Diese anmuthige, poetisch empfundene, mit volksthümlicher Wahrheit behandelte Erzählung erscheint in deutscher Gestalt gerade zu einer Zeit, in welcher die Augen des gebildeten Europa mehr als je dem Local zugewandt sind, auf dessen Boden sie spielt: Aegypten und Arabien, Dschiddah, Mekka und die übrigen Küsten des Rothen Meeres. Laboulaye's kleiner Roman schildert uns morgenländische Bilder des städtischen Lebens sowohl wie der Karavanenzüge und der halbwilden Stämme der Wüste, beseelt von den überall gleichen menschlichen Regungen von Liebe und Haß, Hingebung und tückischer Eifersucht, Tugend und eiskaltem Eigennutz, wie sie in den Schicksalen zweier ungleichen Brüder sich darstellen. Das bestechende Colorit des Morgenlandes ist strenge gewahrt, wie sich das von der vielseitigen Gelehrsamkeit des Verf. kaum anders voraussetzen ließ, dem französische Leichtfertigkeit und leere Effecthascherei fern liegen; der Koran, Hafis, Beduinengesänge sind an geeigneter Stelle eingewebt, und das Ganze liest sich fast überall wie eine Uebersetzung, nicht aus einem französischen, sondern aus einem arabischen Original." (Hamburger Correspondent.)

Prinz Pudel

von

Eduard Laboulaye.

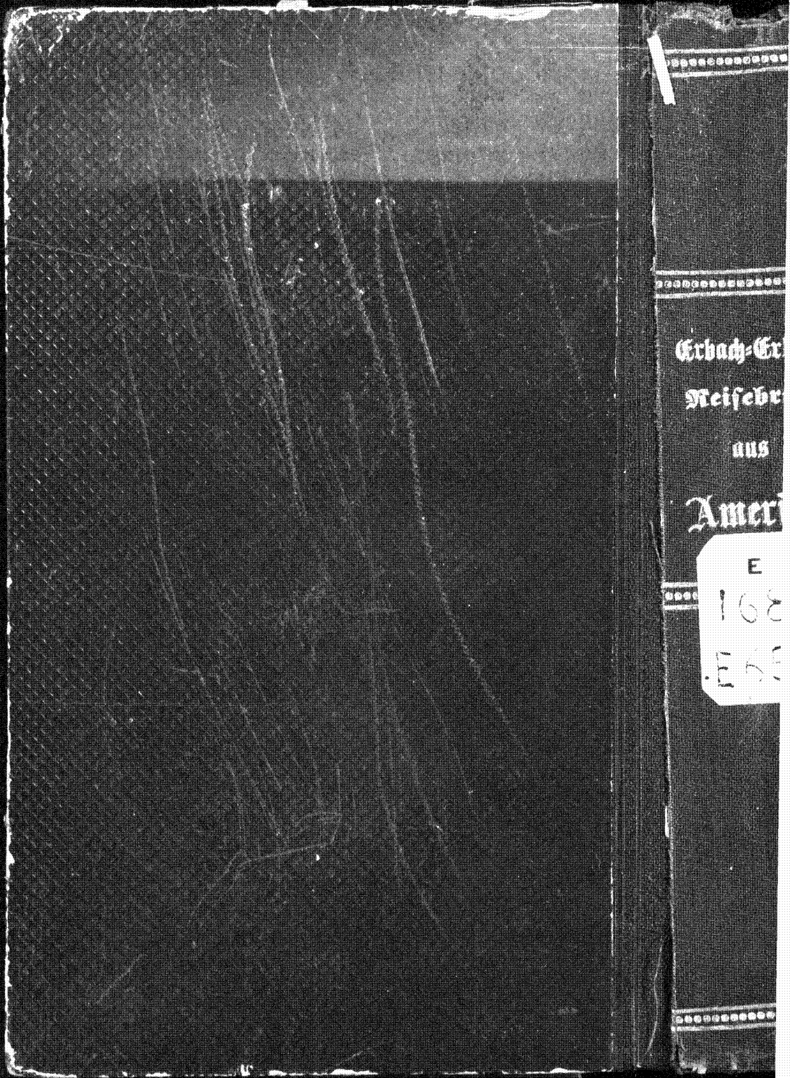
Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung mit einem Vorwort des Verfassers.

8°. broschirt. Preis 1 Thlr.

„Es sind in diesem Werke die wahrhaft freisinnigen, einer langen Erfahrung, tiefem Studium und vor Allem dem angeborenen Scharfsinne und der rückhaltlosen Wahrheitsliebe des Verfassers entspringenden Anschauungen über Staatsregierung niedergelegt und ist insbesondere das absolutistische Regiment mit bitterer Ironie und herrlichem Humor geschildert. Das Buch ist in Form eines Romans geschrieben, und ist so spannend, unterhaltend und klar verständlich, daß es Jedermann als äußerst unterhaltende Lectüre empfohlen werden kann."

(Mannheimer Journal.)

C. F. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.


Erbach-Er
Reisebr
aus
Ameri